

Georg Sliva: S.T.Y.X

1. Carola. München.

Die Garage war hell erleuchtet, aber der Mann im schwarzen Pulli, der bewegungslos auf dem Rücksitz des Autos lag, war fast nicht zu sehen. Vom Ohrhörer führte ein dünnes, fast unsichtbares an der Wange angeklebtes Kabel zum winzig kleinen Mikrofon bei seinem Mund.

»Sie ist immer noch in der Wohnung«, erklang es aus dem Ohrhörer. Der Mann hauchte ein „Ja“ streckte die Arme, veränderte seine Lage und wartete weiter.

Die Wohnung in der zweiten Etage war gut ausgewählt. Sie lag in Solln, einem wenig frequentierten, besseren Viertel Münchens. Von ihr konnte man den Eingang und die Garageneinfahrt im Auge behalten.

Als Carola nach Hause kam, hatte sie den intensiven Geruch ihres eigenen Parfums sofort wahrgenommen. Auch wenn alles auf den ersten Blick unberührt aussah, wußte sie, daß die Wohnung durchsucht worden war.

Jemand hatte den Flakon, den sie im Schrank zu diesem Zweck vorbereitet hatte, umgeschmissen und der Geruch konnte sich aus der Wohnung nicht verflüchtigen. Carola blickte durch den Vorhang auf die Straße. Sie konnte nichts Auffälliges bemerken. Sie fuhr sich mit den Fingern nervös durch die Haare und überlegte nicht lange. Sie nahm einige Papiere aus ihrem Schreibtisch, packte hastig etwas zum Anziehen in eine Tasche, ging zur Tür und schaute durch den Türspion.

Der Gang war leer. Sie öffnete die Tür und ging zum Lift. Erleichtert stellte sie fest, daß die Kabine im Erdgeschoß war und drückte den Knopf. Aufmerksam verfolgte sie die aufblinkenden Lichtanzeigen der einzelnen Stockwerke.

Der Lift hielt an und die Tür öffnete sich.

Carola wartete einige Augenblicke. Als sie sah, daß niemand den Lift in eine andere Etage rief, betrat sie schnell die Kabine und drückte den Knopf »G« für Garage.

»Sie ist im Lift«, erklang es im Kopfhörer.

Der Mann auf dem Rücksitz legte sich die Schlinge zurecht und rutschte auf den Boden des Autos.

Carola verließ den Lift.

Sie haßte menschenleere Garagen, aber in diesem Augenblick beruhigte sie dieser Zustand.

Einige Meter vom Wagen entfernt drückte sie die Fernbedienung des Türschlosses. Scheinwerfer und Rücklichter des Autos blinkten zweimal kurz auf.

Das Auto war entsichert, die Türen entriegelt.

Carola stieg ein, schloß schnell die Tür und verriegelte sie sofort von innen. Dann sah sie sich nochmals aufmerksam in der Garage um. Sie konnte nichts Verdächtiges sehen. Carola ließ den Motor an und verließ die Parkreihe. Dann gab sie Gas und fuhr in Richtung Ausfahrt. Auf der Straße atmete sie erleichtert auf und dachte, sie hätte das Schlimmste hinter sich. Und sie hatte recht.

Das Schlimmste war hinter ihr.

Gleich hinter ihrem Sitz.

2. Nadja. München.

Nadja stand, mit dem Gesicht ganz nahe am Schaufenster, vor einem der vielen luxuriösen Geschäfte in der Maximilianstraße. Sie interessierte sich nicht für die ausgestellten Juwelen. Sie war in München aus ganz anderen Gründen. Sie wollte sich hier mit Carola treffen.

In den Spiegeln an der Rückwand des Schaufensters beobachtete sie aufmerksam alle Leute, die hinter ihr vorbeigingen.

Alles kam ihr normal vor. Aber sie hatte kein gutes Gefühl.

Sie tat so, als ob sie überlegen würde, wohin sie gehen sollte und sah dabei in die Richtung, aus der sie gekommen war. Sie konnte nichts Verdächtiges entdecken.

Nadja ging weiter.

Sie bewegte sich langsam, wie ein Tourist, der sich aus Langeweile alles ansieht, und nicht wie jemand, der ein bestimmtes Ziel erreichen will.

Das unangenehme Gefühl, daß ihr jemand folgte, wurde immer stärker und sie ärgerte sich über sich selbst, daß es ihr nicht gelang, dieses Gefühl zu konkretisieren.

Sie ging durch die Fußgängerzone in Richtung Marienplatz.

Vor verschiedenen Schaufenstern blieb sie einige Male stehen, schaute sich unauffällig um und schlenderte weiter.

Unterwegs waren Touristen, Einheimische, Alte, Junge, so wie in jeder anderen Großstadt um diese Zeit.

Es war ein warmer, sonniger Tag.

Ein junger Mann, der vor einem Schuhgeschäft stand, hatte seinen Sweater ausgezogen und über seinen Arm gelegt.

Nadja hatte sich in den Menschenstrom eingereiht, aber das unsichere Gefühl, daß sie etwas übersehen hatte, ließ ihr keine Ruhe.

Sie ging an einem Reisebüro vorbei und schaute beiläufig auf die farbigen Angebote.

Nach einigen Schritten blieb sie plötzlich stehen. Sie drehte sich um und ging zurück zum Schaufenster, als ob sie sich noch etwas anschauen wollte.

Als der Mann mit dem Sweater auch vor einem Geschäft stehen blieb, hatte sie ihn entdeckt. Sie wußte, daß sie ihn unter den Leuten schon gesehen hatte.

Er hatte ein schwarzes T-Shirt an. Den gelben Sweater trug er jetzt in der Hand.

Nadja las oberflächlich die Offerten, Djerba, Lipari, Lido di Jesolo, und wartete, ob der junge Mann an ihr vorbeigehen würde.

Der hatte sich gerade mit enormer Sorgfalt seinen Sweater über die andere Hand gelegt.

Als er unter dem Sweater die Schutzkappe der Nadel abzog, blitzte für den Bruchteil einer Sekunde die Spritze auf.

Nadja ging weiter, ohne sich anmerken zu lassen, daß sie ihren Verfolger registriert hatte.

Auf dem Marienplatz nahm sie die Rolltreppe zur U-Bahn. Im Untergeschoß drehte sie sich um und lief auf der normalen Treppe zurück nach oben, begleitet von dem hilflosen Blick ihres Verfolgers, der gerade, eingeklemmt zwischen japanischen Touristen, auf der Rolltreppe hinunterfuhr.

Zurück auf dem Marienplatz lief Nadja um die Betonwand, die den Eingang zur U-Bahn begrenzt, und bückte sich nach unten.

Nach einigen Augenblicken erschien ihr Verfolger. Mißtrauisch schaute er sich um, weil er nicht begreifen konnte, wohin sie in so kurzer Zeit verschwunden war.

Er erblickte sie erst, als sie sich hinter der Wand wieder erhob. Sie stieg auf ihr Fahrrad und verschwand durch die Fußgängerzone in Richtung Rindermarkt.

3. Golfplatz. Florida.

Der Golfplatz bei Miami war bis auf zwei Personen leer. Nur auf der Terrasse des Clubhauses, das zwei große amerikanische Flaggen schmückten, saßen einige Leute.

Ein präziser Schlag hob den kleinen weißen Ball von dem grünen, kurzgeschnittenen Rasen in die Höhe und beförderte ihn in die Nähe der Fahnenstange, die das Loch markierte.

»Der erste Schlag hat gesessen«, sagte der Mann, der den Spieler begleitete, ohne die Flugbahn des Balles zu beachten.

Der Spieler hob die Hand zum Mund, damit niemand die Antwort von seinen Lippen ablesen konnte.

»Den zweiten haben Sie vergeigt«, sagte er.

»Wir haben sie in München aus den Augen verloren«, antwortete sein Begleiter.

»An Ihrer Stelle würde ich mich mehr bemühen.«

»Wir machen, was wir können.«

»Das ist bis jetzt sehr wenig. Sie haben nicht mehr viel Zeit«, sagte der Spieler, bestieg den Golfwagen und ließ seinen Begleiter stehen.

Der drehte sich um und ging mit schnellen Schritten zum Clubhaus zurück.

4. Ranch. Texas.

Es war eine typische texanische Ranch der Luxusklasse. Vor dem weißen Haus stand auf der weiten freien Fläche ein zum Abflug bereiter Hubschrauber der Air Force.

Die Piloten rauchten und beobachteten gelangweilt die Allee, die von dem Wohntrakt zu den Ställen führte. Im Schatten ihrer Bäume bewegten sich langsam zwei Männer.

»Stone ist in die Sache zu tief verstrickt. Sie wissen, was Sie zu tun haben«, sagte der Größere, »wir dürfen nichts riskieren.«

»Es wird ein wahnsinniges Aufsehen erregen. Er steht zuviel im Vordergrund«, wendete der andere ein.

»Es muß einen größeren Umfang haben. Es darf auf keinen Fall ersichtlich werden, wem es gegolten hat. Sonst ist es für uns zu riskant.«

»Also wie?«

»Nicht so groß wie bei den Twin Towers«, sagte ironisch der Größere, »aber je größer das Ereignis, desto mehr Spuren. Wenn wir Glück haben, dann werden sich die aufgeblasenen arabischen Angeber dazu bekennen.«

»Und was, wenn nicht?«

»Dann helfen wir wieder nach.«

5. Büros der NEW GENERATION. Paris.

Die Büros der New Generation befanden sich in der Rue de la Paix.

»Mein Name ist Jack Newman, Harper's Magazin«, sagte ein elegant angezogener Mann mit amerikanischem Akzent, »ich habe einen Termin mit Madame Lagardère.«

»Einen Moment bitte, Mister Newman«, sagte der Mann an der Rezeption, der schon auf den ersten Blick den Eindruck eines Sicherheitsdienstes erweckte, und drückte eine Taste.

»Mister Newman ist hier.«

Nach einigen Augenblicken erschien in der Tür eine schlanke Blondine mit einem Lächeln auf den Lippen.

»Guten Tag, Mister Newman«, sagte sie auf englisch mit einem leicht französischen Akzent und gab ihm kokett lächelnd die Hand, »ich bin die Sekretärin. Ich zeige Ihnen den Weg.«

Er folgte ihr durch einen langen Gang auf weichem Teppichboden, der die Schritte angenehm dämpfte.

Sie betraten das Vorzimmer. Vor der Tür, die ins Chefzimmer führte, blieben sie stehen. Die Sekretärin klopfte an die Tür.

»Herein.«

Die Blondine öffnete die Tür und sagte: »Mister Newman.«

Newman trat ein.

Monique Lagardère kam ihm entgegen, nahm seine Visitenkarte und reichte ihm die Hand. Dann zeigte sie auf die Sitzgruppe in der Ecke. Newman wartete, bis sie Platz nahm. Dann setzte er sich auch. Monique schaute ihn schweigend an.

»Ich würde gerne mit Ihnen über Ihre Organisation sprechen«, sagte Newman.

»Was speziell interessiert Sie? Alle Infos über unsere Organisation sind auf unserer Homepage«, sagte sie. »Möchten Sie etwas trinken?«

»Einen Cappuccino, bitte«, antwortete Newman, »er muß bei Ihnen ausgezeichnet sein. Ihre Freundin, Madame Ardez, ist doch eine Italienerin?«

»Eine Französin. Aber in Italien geboren«, sagte sie ruhig. »Und für mich einen Café au lait«, ergänzte sie die Bestellung.

Newman schaute sie fragend an.

»Gehört eine ständige Verbindung zu jedem Interview?«

»Keine Sorge. Vor dem Interview schalte ich die Gegensprechanlage aus. Dann sind wir hier wie im Beichtstuhl. Also, die erste Frage?«

»Viele Studenten, die New Generation vermittelt hat, erlangten hohe Positionen in der Politik oder Wirtschaft«, sagte Newman.

»Das ist der Sinn der Organisation«, bestätigte Monique, »sie haben gelernt, sich auf dem politischen Parkett zu bewegen, sie kennen viele wichtige Leute und diese kennen im Gegenzug sie. Das ist wichtig in allen Bereichen des Lebens und nicht nur in der Politik.«

»Und was, wenn sich daraus persönliche Beziehungen entwickeln?«

»Diese Möglichkeit besteht an jedem Arbeitsplatz. Aber dafür gibt es praktisch keine Zeit. Unsere Praktikanten werden kurzfristig eingesetzt.«

»Also ein perfekter und sicherer Service.«

»Sowohl für Politiker als auch für Praktikantinnen.«

»Jetzt sprechen Sie nur von Praktikantinnen.«

»Die Mehrheit der Politiker sind Männer. Und diese haben lieber Studentinnen um sich als Studenten. Das können und wollen wir auch nicht ändern.«

»Und wie wird das Ganze finanziert?«

»Das ist kein Geheimnis. Durch Ministerien, Universitäten und verschiedene Unternehmen. Aber jetzt sagen Sie mir, worum es Ihnen eigentlich geht?«

Die Tür öffnete sich und eine junge Frau kam mit einem Tablett herein und stellte die bestellten Kaffees auf den Tisch.

Newman wartete mit der Frage, bis sie den Raum verlassen hatte.

»In Dakar war eine kleine Konferenz über die Getreidelieferungen nach Westafrika.«

»Und Sie möchten wissen, wer dort von New Generation war?«

»Wenn es möglich wäre?« antwortete Newman mit einer Gegenfrage.

»Dann muß ich nachschauen«, sagte Nadja und stand auf.

»Und Ihr Kaffee?«

»Kann warten.«

Monique setzte sich hinter ihren Schreibtisch und betätigte die Tastatur.

Auf dem Bildschirm erschien das Foto eines Mannes. Jack Newman, 35 Jahre, Yale Absolvent, Harper´s Magazin, Spezialist für politische Skandale, hartnäckiger Rechercheur. Hobbys: Motorradfahren und Golf, keine Freundin. Spricht fließend französisch und italienisch.

Aber es war nicht der Jack Newman, der vor ihr saß.

»Und was soll der Inhalt dieser Reportage werden?« fragte sie.

»Ein Ausflug. Drei Mitglieder der amerikanischen Delegation sind abgehauen zum Fischfang. Und mit ihnen einige junge Frauen.«

»Haben Sie die Namen der Frauen?«

»Nein.«

»Und irgendwelche Fotos?«

»Auch nicht.«

»Und können Sie sie wenigstens beschreiben?«

»Leider nicht.«

»Also, dann kann ich Ihnen wirklich nicht helfen. Aber Sie dürfen auf jeden Fall veröffentlichen, daß ich Ihnen nicht helfen konnte, weil Sie selbst nicht wußten, wen Sie suchten.«

»Und können Sie mir sagen, wo ich Madame Ardez finden kann?«

»Wahrscheinlich in ihrem Institut.«

»Das habe ich schon versucht. Vergeblich. Haben Sie die Nummer von ihrem Mobil?«

»Selbstverständlich. Aber die muß Sie Ihnen selbst geben, Mister Newman.«

Auf ihrem Bildschirm erschien: »Newman ist Jeff Schlesinger.«

Newman stand auf und kam zum Tisch.

»Das war alles. Vielen Dank, daß Sie sich Zeit für mich genommen haben.«

Monique gab ihm die Hand.

»Gern geschehen und auf Wiedersehen.«

Newman ging zur Tür.

»Jeff«, sagte Monique laut.

Newman drehte sich um.

»Sie nicht«, lächelte Monique schuldbewußt, »ich spreche mit der Rezeption.«

Newman biß die Zähne zusammen.

Bei der Rezeption blieb er kurz stehen.

»Heißen Sie Jeff?« fragte er.

»Nein, Sir«, antwortete der Rezeptionist höflich, »kann ich noch etwas für Sie tun?«

»Ja. Die Tür öffnen.«

Der Öffner summte und Newman ging durch die Tür.

6. Verteidigungsministerium. Washington.

Stanley Morton, Chef der Abteilung Verteidigung des Hinterlandes, beobachtete neidisch durch das Fenster des Verteidigungsministeriums zwei Polizisten, die sich in der Sonne scheinbar gelangweilt unterhielten, und wartete. Er wußte von seiner Sekretärin, daß sich in der Leitung sein langjähriger Freund Stone befand und ahnte, daß ihn etwas Unangenehmes erwartete.

William Stone bekleidete eine wichtige Position. Er führte im Stab des Präsidenten eine spezielle Abteilung, deren Aufgabe es war, sowohl die vorhersehbare Entwicklung der menschlichen Gesellschaft als auch deren Einfluß auf die Politik vorauszusagen und darüberhinaus diese selbstverständlich zum Wohle der Vereinigten Staaten zu beeinflussen.

Auf diesem Gebiet war William Stone ein Spezialist. Manche hatten vermutet, daß dabei auch seine persönlichen Interessen nicht zu kurz kamen. Trotzdem war noch nie etwas Kompromittierendes an die Öffentlichkeit gekommen.

Man wußte nur, daß er unendlich gute Verbindungen hatte. So gute, daß es sehr unklug wäre, seinen Wünschen nicht zu entsprechen. Außerdem stand Morton in seiner Pflicht, und zwar in einer Angelegenheit, von der er nie mehr etwas hören wollte.

Gleich, als er Williams Stimme hörte, wußte er, daß es etwas Bedeutenderes sein wird.

»Hi, Stan«, erklang es im Telefon, »ich wollte dir zu deiner Beförderung gratulieren. Jetzt erwartest du noch ein Senatorensitz.«

Morton lachte.

»Also weißt du wieder einmal mehr als ich.«

»Das würde mich wundern. Du gehörst doch nicht zu der Sorte von Leuten, die die wichtigen Sachen erst als letzte hören.«

»Wenn ich das nicht wüßte, wäre ich nicht der richtige Mann am richtigen Platz«, antwortete Morton.

»Darum ruf ich dich auch an.« Stone machte eine kurze Pause. Weil Morton nicht reagierte, fuhr er, ohne die Aufforderung abzuwarten, fort: »Ich habe an dich eine große Bitte. Wir werden in Seattle ein paar wichtige Leute beim Kongreß für das dritte Jahrtausend haben und ich möchte ihnen etwas besonders anbieten.«

Morton wartete weiter taktisch ab.

»Zu deinem Aufgabenbereich gehören doch die alten Regierungsbunker, die jetzt niemand mehr braucht?«

»Hm«, brummte Morton zustimmend.

»Ich würde gerne so einen Bunker einigen Teilnehmern zeigen.«

»Soll es eine Besichtigung oder eine Party sein?«

»Beides in einem. Du kennst es doch. Ich möchte ihnen vorführen, worauf wir in der Vergangenheit vorbereitet waren, aber was in der Zukunft niemand brauchen wird.«

Morton verzog das Gesicht und antwortete: »Na, das wird ein schönes Erlebnis werden. Sie werden durch einige Keller spazieren und dabei durchschnittliche Büros und Wohneinrichtungen bewundern können. Und dazu werden sie noch eine Dosenverpflegung genießen dürfen. Willst du es nicht lieber irgendwo in einer Tiefgarage organisieren? Es hätte den selben Effekt.«

»Dabei würde das richtige Feeling fehlen. Und der Blick auf die Umgebung auch. Das ist immer ausschlaggebend.«

»Wie du meinst. Das kann ich dir jederzeit organisieren. Aber warum rufst du wegen so einer Kleinigkeit gerade mich an? Aber o.k. Also, wann brauchst du deinen Bunker?«

»Gleich nach dem ›Kongreß für das dritte Jahrtausend‹.«

»Und wo soll der sein?«

»Das mußt du wissen. Ich weiß es nicht.«

Morton wurde plötzlich hellhörig.

»Von welchem Bunker redest du?«

»Vom Rubicon.«

Morton atmete tief durch.

»Ein Bunker mit diesem Namen existiert nicht.«

»Wahrscheinlich schon. Er sollte ein bequemes Leben nach einem nuklearen Krieg garantieren.«

»Davon haben wir mehrere. Aber alle sind außer Betrieb. Und es wird kein Problem sein, einen Besuch für dich zu organisieren. Nur mußt du mir sagen, welchen Bunker du willst. Du weißt doch, wo sie sind.«

»Also, Stanley, Katz und Maus spielen verlängert nur unser Gespräch. Ich weiß, daß Rubicon existiert. Und ich weiß auch, daß du es einrichten kannst. Rubicon ist nicht der offizielle Name. Es ist sein Kosenamen im Soldatenslang. Offiziell heißt er Styx. Sierra, Tango, Yankee, Xray.«

Morton atmete tief aus.

Styx.

Es war der geheimste Bunker der Vereinigten Staaten.

»Der liegt außerhalb meiner Kompetenz. Darauf habe ich keinen Zugriff. Der steht schon lange unter Bradfords Kommando.«

»Der läßt außer deinen Leuten, die dort regelmäßig die Kontrolle und Wartung durchführen, absolut niemanden in den Rubicon hinein.«

»Wir sind nur für die Flüge und Funktionskontrollen verantwortlich. Auf etwas anders habe ich keinen Einfluß«, antwortete Morton, aber seine Stimme klang nicht so überzeugend, wie er es eigentlich wollte.

»Also, wenn du es mit einem Kontrollflug verbindest, dann hättest du damit kein Problem?«

»Ich sehe, du hast mehr Informationen als mir lieb ist«, sagte Morton und versuchte freundlich zu klingen.

»Es wäre doch so etwas wie ein Test der Bewohnbarkeit, der mehr zeigt, als wenn deine Leute nur kurz das Wasser fließen lassen oder die Klospülung betätigen. Dagegen kann Bradford keine Einwände haben, auch wenn er es später erfahren sollte.«

»An eleganten Begründungen hat es dir noch nie gefehlt.«

»Das half nicht nur mir«, antwortete Stone trocken.

Morton hatte diese konkrete Anspielung sofort begriffen. Und auch, daß er den Besuch des Bunkers um jeden Preis einrichten mußte.

»O.K. Ich werde versuchen, es zu organisieren. Es wird auf jeden Fall einfacher sein, als es dir auszureden. Aber ich kann dir noch nichts versprechen. Und jetzt ganz konkret: Wie viele Leute und wie lange?«

»Zehn Personen«, sagte Stone. »Wir verbringen dort eine Nacht und am nächsten Tag fliegen wir zurück.«

»Ihr werdet euch nur in einigen Räumlichkeiten auf der Ebene Zero bewegen. Ihr könnt den Speisesaal, die Küche und die dazugehörigen Zimmer und Einrichtungen benutzen. Ich ruf dich an, wenn es soweit ist. Es wird eine Weile dauern.«

»Das ist doch klar«, antwortete Stone.

»Und rede mit niemandem darüber. Wenn es Bradford erfährt, wird daraus nichts. Und schick mir sofort die Liste mit den Namen der Leute.«

»Mach' ich. Mit denen wirst du keine Probleme bekommen. Es sind fünf Personen vom Vorsitz des ›Kongresses über das dritte Jahrtausend‹ und fünf Praktikanten von der New Generation. Also vielen Dank. Und grüß Helen«, sagte Stone.

»Ciao«, antwortete Morton.

Er dachte kurz nach. Dann betätigte er die Taste seiner Sprechanlage.

»Sir?« meldete sich die Sekretärin.

»Sagen Sie Clayton, er soll sofort kommen. Und schicken Sie ihn direkt zu mir. Für andere bin ich nicht zu sprechen«, sagte er. Dann lehnte er sich in seinem Sessel zurück, streckte die Beine und wartete.

Es hatte keine zwei Minuten gedauert, als er das Klopfen an der Tür hörte.

»Herein«, sagte Morton.

John Clayton betrat das Büro. Er war ein sportlich gebauter, braungebrannter, blonder, ungefähr dreißigjähriger Mann.

Bei der Tür blieb er stramm stehen.

»Sir?«

»Kommen Sie rein, John, und setzen Sie sich.«

Morton wartete, bis Clayton Platz genommen hatte.

»Stone will mit seiner Delegation in den Rubicon. Also in den Styx.«

»Grund?« fragte Clayton.

»Er will den Bunker mit seiner Delegation besichtigen. Zehn Personen, Länge des Aufenthaltes maximal vierundzwanzig Stunden.«

Clayton sah ihn an.

»Muß es verwirklicht werden?«

»Nur, wenn es keine Komplikationen mit Bradford verursacht. Der hütet den Rubicon, als ob er dort notgelandene Außerirdische aufbewahren würde. Das beste wäre, er wüßte von nichts.«

Clayton stand auf.

»Ich verstehe«, sagte er, »darf ich Ihren PC benutzen?«

»Selbstverständlich.«

Nach einigen Augenblicken erschien auf dem Bildschirm an der Wand der Durchschnitt des Bunkers.

Ein mächtiger Tunnel führte in den Berg hinein. Der verschließbare Eingang war die Einflugschneise zum unterirdischen Flughafen. Im Inneren des Berges waren Hunderte von Räumlichkeiten, verbunden durch ein Netz von kilometerlangen Korridoren und Schächten. Sie bildeten eine supermoderne und mit allen Annehmlichkeiten ausgestattete kleine Stadt, die unabhängig von der Außenwelt existieren konnte.

»Wenn sich die Besucher nur auf der Ebene Zero bewegen und wenn die Länge des Aufenthaltes dem normalen Kontrollflug entspricht, gehören sie praktisch zum Wartungsdienst«, sagte Clayton. »Ich sehe keine Gefahr, daß irgendwelche Komplikationen eintreten könnten.«

»Wenn Bradford etwas erfahren sollte, werden wir es als einen Test der Bewohnbarkeit deklarieren«, sagte Morton.

Clayton hob seine Augenbrauen.

»Kluge Idee«, sagte er anerkennend. »Ich glaube, Sie können es bewilligen.«

Morton betrachtete den ersten Akt als beendet.

»Wenn die Namensliste kommt, setzen Sie sich mit der CIA in Verbindung, damit diese uns die Dossiers aller Personen durchgeben.«

7. Observatorium. La Silla.

Zweihundert Tage im Jahr ist der Himmel über La Silla wolkenlos.

Das Observatorium liegt in den Anden, 2400 Meter über dem Meeresspiegel. Saubere und staubfreie Luft ermöglicht ausgezeichnete Bedingungen für wissenschaftliche Beobachtungen.

Hundertzehn hochqualifizierte Wissenschaftler und Techniker durchdringen vierundzwanzig Stunden am Tag mit der neuesten Technik die Tiefen des Universums.

Die Teleskope sind imstande, ein Kerzenlicht nicht nur auf dem Mond, sondern auch in seiner dreifachen Entfernung zu registrieren, also in einer Entfernung von ca. einer Million Kilometern. Alle Informationen werden laufend von den Rechnern ausgewertet und weitergeleitet.

Björn Gustavsson verfolgte mit Verwunderung alle fünf Bildschirme auf seinem Arbeitstisch. Auf allen war dasselbe zu sehen.

Eigentlich fast dasselbe.

Auf einem Bild war eine kleine Unschärfe. Ein kleiner, fast unsichtbarer und durchsichtiger Punkt. Er zoomte ihn, aber er konnte nichts Konkretes feststellen.

Eine Weile suchte er den Punkt auf den anderen Aufnahmen.

Er konnte nichts finden.

Er kehrte zum ursprünglichen Bild zurück.

Der Punkt war dort.

Björn dachte zuerst, er habe etwas mit den Augen. Etwas an der Netzhaut. Er blinzelte einige Male und rieb sich die Augen. Aber der durchsichtige Punkt, die winzige Unschärfe war nicht verschwunden. Er vergrößerte die Ausschnitte auf allen

fünf Bildern, die in zehnmütigen Intervallen aufgenommen wurden. Der unscharfe Punkt war nur auf einer einzigen Aufnahme. Er konnte sich keine technische Störung, die so etwas verursachen würde, vorstellen.

Er kontrollierte aufmerksam noch einmal alle fünf Aufnahmen. Nichts hatte sich geändert. Die unerklärliche kleine Unschärfe war nur auf einer Aufnahme. Als etwas, was nur vor einem hellen Hintergrund sichtbar war. Etwas, was für einen kurzen Augenblick zwischen dem Teleskop und dem beobachteten Objekt erschienen war.

Was sich so schnell bewegt, daß es in solcher Entfernung erscheint und verschwindet, kann überhaupt nicht existieren. Es mußte ein technischer Fehler sein.

Aber wenn es etwas war, dann hätte es eine Geschwindigkeit, daß es das Sonnensystem erreichen könnte.

Björn dachte noch einige Sekunden nach, dann griff er zum Hörer und setzte sich direkt mit der militärischen Beobachtungsstation in New Mexiko in Verbindung.

»Hallo, Chris. Björn am Telefon. Gibt es bei euch etwas Neues?«

»Hallo, Björn. Was möchtest du gerne hören?«

»Also nichts«, sagte Björn enttäuscht.

»Was möchtest du gern hören?« wiederholte Chris seine Frage.

»Zum Beispiel dich, wie du mich fragst, ob ich etwas Ungewöhnliches beobachtet habe. Im Quadrat 123 22a heute in der Nacht, also am 21.08. Zeit 01.10.00 bis 01.20.00 auf Z.T.253.«

»Also raus damit. Ich habe auf Konferenz geschaltet und unsere Jungs geben es auf die Bildschirme.«

»Ich habe vor mir die Aufnahmen von 01.00.00 Uhr bis 01.20.00 Uhr. 01.01.00 Uhr negativ, 01.10.00 Uhr positiv, 01.02.00 Uhr negativ.«

»Was bedeutet positiv?« fragte Chris.

»Etwas, was ich mir nicht erklären kann.«

»Was sollen wir suchen?«

»Einen kleinen, fast durchsichtigen Punkt. Eine winzige Unschärfe. Auf Z.T.253. «

Björn wartete ungeduldig auf die Antwort.

»Negativ«, meldete Chris.

»Ich überspiele dir alle drei Aufnahmen, damit du es selber siehst. Möglich, daß es ein technischer Fehler ist. Aber ich bin mir nicht sicher. Versuch damit eine Weile rumzuspielen. Und sag mir dann, was du meinst.«

»Und sollen wir es auch nach dir benennen?« fragte Chris.

»Auf jeden Fall. Aber nicht nur nach mir. Nach uns beiden.«

»O.K. Und wir lassen es uns gleich patentieren. Dann kaufen wir uns beide ein Hotel in Las Vegas. Dort verbringen wir dann den Rest unseres Lebens.«

8. Raumschiff.

Das Raumschiff bewegte sich geräuschlos durch das Universum.

Am Steuerpult saß ein einziger Mann. Er hatte nicht viel zu tun. Der Flug war programmiert und seine Aufgabe war, Befehle von der Basis auszuführen. Nur den Augenblick der Rückkehr zur Erde konnte er selbst bestimmen. Für diesen Fall hatte

er einen roten Knopf, mit dem er die automatische Umkehr des Fluges zur Erde einleiten konnte.

An ihm wurde die Auswirkung der totalen Einsamkeit im All getestet. Darum war er im Raumschiff alleine. Er konnte sich auf nichts und niemanden verlassen.

Er simulierte die maximal kritische Situation für die interplanetaren Flüge der zukünftigen Besatzungen.

Eine Situation, in der nur ein einziges Mitglied überlebt.

Wie es zu einer solchen Situation gekommen ist, wurde nicht definiert.

Toms Ziel war es, um jeden Preis das Experiment durchzustehen. Das war ihm bis jetzt ohne größere Probleme gelungen. Er hatte Bücher, Computerspiele und verschiedene Videos zur Verfügung. Aber Tom verfolgte lieber das Geschehen auf der Erde.

Er war verbunden mit den Polizeikameras aller großen Städte.

Einen wirklichen Kontakt hatte er seit zweihundertdreißig Tagen nur mit der Basis, wenn auch mit immer größer werdender Verzögerung, die durch die immer größer werdende Entfernung zwischen dem Raumschiff und der Erde verursacht wurde. Er hatte sich daran gewöhnt, daß alles das, was er sah oder hörte, schon vor einigen Tagen geschehen war. Die Gegenwart, das war nur das unendliche All hinter den Fenstern des Raumschiffes.

Den Zeitunterschied konnte er auf seinem Steuerpult, wo am Monitor in der linken Ecke die lokale Zeit angezeigt wurde, ablesen.

Rom, London, Lissabon, Prag, Berlin, Brüssel, Paris, New York, Washington, Rio, Djakarta, Moskau konnte er durch eine Berührung des Bildschirms abrufen und sehen, ob es Tag oder Nacht war, ob es irgendwo schneite oder regnete, ob die Menschen zur Arbeit gingen oder ob die Städte am Wochenende menschenleer waren.

9. Observatorium. La Silla.

Das Mittagessen in La Silla war wie fast immer ausgezeichnet. Björn hat es wieder einmal mit den Spaghettis à la Bolognese übertrieben und hang entspannt in seinem Stuhl vor seinen Bildschirm.

»Hallo, Björn. Langweilst du dich?« ertönte Chris' Stimme aus dem Lautsprecher.

»Hi, Chris. In diesem Augenblick hab ich aufgehört. Was Neues?«

»Nicht viel. Nur eine Kleinigkeit. Die Jungs vom Radioabhördienst haben ein paar geheimnisvolle Töne. Also keine Töne, sondern Pausen. Kurzfristige Pausen. Sie haben nach deiner Meldung angefangen.«

Björn kam es vor, als ob er in seiner Stimme eine Spannung hörte. Er antwortete nicht und wartete auf die nächste Frage.

»Was macht deine technische Störung?« fragte Chris.

»Die existiert nur theoretisch. Wenn sich ein unsichtbares Objekt in Richtung zum Beobachter bewegt, könnte es vor einem Hintergrund sichtbar werden.«

»Dreiser's Transittheorie. Wenn ein Planet um einen Stern herumkreist, dann ist er zwischen dem Beobachter und dem Stern sichtbar.«

»Und wenn sich ein Objekt mit millionenmal größerer Geschwindigkeit als das Licht einige Zeit zum Zuschauer bewegt, dann muß der Teil der Strecke, den er in direkter

Richtung vom Stern zum Zuschauer fliegt, sichtbar sein. Aber wenn sich dasselbe Objekt auf einer direkten Linie ohne einen Stern im Hintergrund zum Zuschauer bewegt, dann ist es für uns nicht mehr sichtbar, oder?«

»Das ist eine interessante Frage«, antwortete Chris nach einer kurzen Pause. »Aber nur, wenn es solche Objekte gibt.«

»Dann haben wir es wieder gelöst. Also ciao. Und sag es mir gleich, wenn ihr Stimmen hören werdet.«

»Dann wäre es schon zu spät«, antwortete Chris, »denk an etwas anderes. Ende.«

10. CIA. Washington.

Unter dem großen Emblem des CIA in seinem Büro stand Raymond Taylor neben seinem Schreibtisch und beobachtete, wie sich Kate Hall, seine beste Agentin, eine Zigarette ansteckte.

Sie hatten zusammen eine sehr lange, gutgetarnte Beziehung, über die nur wenige Leute in der »Firma« Bescheid wußten. Und diese hatten die Verbindung gedeckt, weil das Paar unglaublich gut zusammengearbeitet hatte.

Taylor konnte sich eine Scheidung nicht erlauben, weil das einen negativen Einfluß auf seine Karriere haben würde. Und Kate hatte eine Heirat mit Taylor überhaupt nicht in Erwägung gezogen, weil für sie die Arbeit mit ihm ein wichtiger Teil ihres Leben geworden war, auf den sie auf keinen Fall verzichten wollte. Und das wäre der Preis dafür gewesen.

»Wir haben keine Fortschritte gemacht«, sagte Taylor mit scharfer Stimme, »wir haben sie auf vielen Aufnahmen. Wir wissen, daß sie Nadja Ardez heißt, daß sie einen Doktor in politischen Wissenschaften hat. Sie führt ein Forschungsinstitut, das sich mit der Zukunft der Menschheit befaßt. Sie arbeitet im Beratungsstab des französischen Präsidenten. Ihre Haupttätigkeit ist die Koordination der Projekte, die der Zukunft dienen. Sie kooperiert mit allen bedeutenden Universitäten rund um den Globus und mit einer Organisation in Paris, die New Generation heißt und vom französischen Außenministerium unterstützt wird. Und diese organisiert«, jetzt hob er die Stimme, »verschiedene ausländische Praktika für Studentinnen und Studenten.«

»Ich weiß, worauf sie hinauswollen«, antwortete Kate, »auf einen getarnten Callring. Aber bis jetzt haben wir dafür keine Spur gefunden. Daß jemand von Zeit zu Zeit mit einer Praktikantin schläft, ist völlig normal. So ist es überall, wo Frauen und Männer zusammenarbeiten.«

»Aber in dem Augenblick, in dem es nicht um ganz gewöhnliche Männer geht, sondern um Spitzenpolitiker, ist die Situation ganz anders. Und das ist es, wovon ich rede. Wir müssen hundertprozentig wissen, ob New Generation nur ein sehr klug organisierter Callring ist, oder ob er für einen Geheimdienst arbeitet, oder beides.«

»Wir haben bis jetzt keinen Hinweis auf eine Organisation hinter den Studentinnen und Studenten. Wir haben keinen Transfer von geheimen Informationen und keine Geldbewegung entdeckt. Nichts.«

»Gerade das macht die Sache so verdächtig. Weil das alles Zeitbomben sein könnten. Und Cobb als Präsidentschaftskandidat ist eine. Er war im Senegal. Alle haben ihn für zwei Tage aus den Augen verloren. Eine perfekt vorbereitete Aktion.«

Kate wartete mit Interesse auf die Fortsetzung.

»Worüber sie sich zuvor in der mauretanischen Botschaft unterhalten haben, ist irrelevant«, sagte Taylor.

»Selbstverständlich. Es war für die Franzosen bestimmt. Aber wir haben auch zugehört.«

Kates Blick war auf die Asche ihrer Zigarette konzentriert.

Taylor schob ihr den Aschenbecher hin.

»Anschließend fuhr die ganze Gesellschaft ans Meer. Plötzlich erschien ein Motorboot. Cobb und seine zwei Freunde sprangen hinein und weg waren sie. Das hatte niemand erwartet.«

Kate blies den Rauch zur Decke.

»Und was meint der senegalische Geheimdienst dazu?« fragte sie mit Ironie in der Stimme.

»Der war froh, daß Cobb nach zwei Tagen erschien und in Ruhe abgeflogen ist.«

»Und was haben die Franzosen dazu gesagt?« fragte Kate.

»Die waren selbst so überrascht, daß sie bei uns nachgefragt haben, wo Cobb die zwei Tage verbracht hat. Wir haben geantwortet, daß er sich in Ruhe die Mangroven südlich von Palmarin anschauen wollte.«

»Also, das ist ihm gelungen. Und niemand weiß genau, mit wem er sich getroffen hat. Die Presse dichtet ihm eine Frauengeschichte an. Das wäre für ihn sehr ungünstig. Aber auch den Presseleuten fehlt die Frau«, beendete Kate.

»Genau. Und weil wir nicht wissen, mit wem sich Cobb getroffen hat, müssen wir bei der Person anfangen, die es organisiert hat«, antwortete Taylor trocken.

»Warum ist es so wichtig?«

»Weil ich meine, daß das Mädchen von New Generation ist. Und im Endeffekt schützen wir auch sie.«

Kate hatte das Gefühl, daß Taylor mehr wußte, als er ihr sagen wollte.

»Wenn wir sie finden, kann es für Cobb sehr unangenehm werden«, sagte sie.

»Egal. Das Entscheidende ist, daß wir sie finden. Der Weg zu ihr führt über New Generation«, sagte Taylor, »es ist ein Callring und er hat mit Sicherheit etwas mit Cobb zu tun.«

»Es ist leider nur eine Vermutung. Können die sich vorstellen, wie der Laden funktionieren kann, ohne daß wir oder ein anderer Dienst von ihm eine Ahnung hat?« fragte Kate.

»Das ist der Trick. Die Organisation muß eine Menge Mädchen zur Disposition haben.«

»O.K. Aber jetzt kommt das größte Problem«, sagte Kate. »Wieso sind die Mädchen bereit, mit älteren Herrschaften zu vögeln? Mit Sicherheit nicht aus Lust. Das glaube ich nicht.«

»Sie werden bezahlt.«

»Wie?«

»Sie nehmen an verschiedenen Konferenzen auf der ganzen Welt teil, wohnen in den schönsten Hotels und bekommen Handgeld.«

»Von wem?«

»Von der New Generation.«

»So viel Geld hat New Generation nicht zur Verfügung.«

»Frau Doktor Ardez hat durch ihr Forschungsinstitut viel Geld zur Verfügung. Sie vermittelt weltweit wissenschaftliche Expertisen für viele Regierungen und Konzerne«, sagte Taylor.

»Für die Expertisen werden bekannte Wissenschaftler und Universitäten bezahlt. Das wissen wir. Wir haben alle durchleuchtet, aber keinen verdächtigen Geldfluß entdeckt«, sagte Kate.

»Es ist schwer, ihn zu entdecken. Die Expertisen werden überzahlt und die Autoren geben einen Teil des Honorars ab«, antwortete Taylor.

»O.K.«, sagte Kate, »das könnte die Geldquelle sein. Aber wieso ist noch nie etwas durchgesickert?«

»Weil alle einen Grund zum Schweigen haben. Die Politiker wollen ihren guten Job nicht verlieren und die Wissenschaftler auch nicht.«

»Und die Mädchen?«

»Es geht nicht um alle von der New Generation. Nur um einige ausgesuchte. Die haben während des Studiums ein süßes Leben und bekommen nach dem Studium eine gute Stelle. Und so vergrößert sich das ganze Netz.«

»Und wer hat dadurch einen Vorteil?«

»Alle, die mitmachen. Am meisten der, der die Fäden zieht, weil er alle, die mitgemacht haben, in der Hand hat.«

»Theoretisch wissen wir, wie es funktionieren könnte«, sagte Kate, »aber praktisch können wir nichts finden.«

»Wir sollten schleunigst Ardez sprechen und versuchen, sie nervös zu machen. Vielleicht macht sie einen Fehler.«

»Es wird sehr schwer sein. Wir haben auf sie keinen Zugriff und keinen Grund zur Befragung. Außerdem weiß niemand, wo sich Ardez befindet. Wir haben erfahren, daß sie in einer Schönheitsklinik ist. Aber niemand weiß, wo. Eine Frau in einer solchen Klinik zu finden, ist praktisch unmöglich, weil dort alle Patientinnen falsche Namen benutzen. Wir müssen mit der Suche in ihrem Universitätsumfeld beginnen. In Dakar war dabei auch ein gewisser Mohamed Lamin. Ardez und er waren an der gleichen Uni. Sie hatten eine Reihe von gemeinsamen Professoren. Und dort muß es begonnen haben«, beendete Kate und registrierte mit Genugtuung den anerkennenden Ausdruck auf Taylors Gesicht.

11. Costa Verde. Sardinien.

»La Dune« war ein kleines dunkelrotes Hotel am Rande des Meeres an der Costa verde in Sardinien. Es erinnerte auf den ersten Blick eher an eine Bahnstation irgendwo in Mexiko als an eine Unterkunft für Touristen.

Diesen Eindruck verstärkten auch die Reste einer schmalspurigen Eisenbahn. Ein paar hundert Meter hinter dem Hotel waren alte Schienen, auf denen verrostete Loren standen. Auf einer von ihnen stand eine eindeutige Warnung: »Explosives«.

Die ganze Umgebung war durchzogen mit einer Reihe von unterirdischen Stollen, die tief in die umliegenden Berge führten. In der Vergangenheit wurde hier Eisenerz gefördert, und das hatte diesen exklusiven Sandstrand vor jeder Besiedlung gerettet. Hinter ihm lag eine mächtige Sanddüne, die der ständige Westwind über viele Jahrzehnte angeweht hatte. Sie zog sich ins Binnenland und wurde mit zunehmender Entfernung immer höher.

Auf ihr bewegten sich zwei Gestalten.

Monique atmete wie eine alte Dampflokomotive. Ihre Füße versanken bei jedem Schritt tief im Sand.

»So lange habe ich von dir nichts gehört und jetzt so ein Geheimtreffen. Ich komme mir vor, wie auf der Flucht in einem Abenteuerfilm«, sagte sie, »aber ich weiß nicht warum wir fliehen.«

»Weil wir in diesem Film die Hauptrollen spielen«, antwortete Nadja.

Nach einigen Schritten blieb sie stehen.

»Und das soll Costa verde heißen?« fragte Monique. »Als du mir gesagt hast, daß es auf Sardinien ist, habe ich mir Costa verde als eine Reihe von Hotels mit grünen Gärten vorgestellt, und nicht wie die Sahara.«

»Von wegen Sahara. Die grüne Vegetation beginnt gleich hinter der Düne. Auf jeden Fall ist der Name zutreffender als der von Costa Smeralda. Dort gibt es keine Smaragde, aber dafür viel Beton.«

Monique fing an zu lachen.

»Jetzt irrst du dich. Und zwar gewaltig. Costa Smeralda hat in Wirklichkeit nichts mit dem grünen Meer zu tun, sondern damit, daß dort Typen herumlaufen, deren Weibchen mit Smaragden behangen sind. Oder damit, daß die Farbe des Propheten grün ist. Den Mohammedanern gehört dort die ganze Küste.«

»Aber hier paßt alles. Das Hotel vor der Düne heißt ›La Dune‹«, antwortete Nadja lachend.

Das Meer glitzerte bis zum Horizont in den Strahlen der untergehenden Sonne.

»Ist es hier nicht herrlich?« fragte Nadja. »Am Morgen ist das Meer aus Silber, am Abend aus Gold. Wenn sich die Sonne dem Meer nähert, dann führt zu dir ein flammender Streifen. Wie eine unendlich rote, zur Sonne führende Autobahn.«

»Das alles hätten wir ohne jede Anstrengung direkt am Strand haben können«, erwiderte Monique.

»Aber hier scheint die Sonne länger. Der Strand und das Hotel verschwinden im Schatten und du siehst, wie sich die Dunkelheit nähert.«

»Trotzdem will ich nicht glauben, daß du mich hierher zitiert hast, um mir einen Sonnenuntergang zu zeigen.«

Nadja schaute sie an.

»Es lohnt sich nicht?«

»Das schon. Aber die Anfahrt, die du mir ausgesucht hast, war so dramatisch, daß ich nicht erwarten konnte, zu erfahren, was weiter geschehen wird. Ob jetzt ein U-Boot auftauchen wird oder ein Raumschiff hier landet. Ich bin angekommen wie James Bond. Meinen ersten Mietwagen mußte ich in Livorno stehen lassen, obwohl ich die Fähre schon in Marseille hätte nehmen können. Dann mußte ich mit dem Schiff nach Bastia übersetzen, wieder einen Wagen mieten und durch ganz Korsika fahren, um endlich nach Sardinien zu kommen und um in Costa verde zu sehen, wie du dich hier in einem kleinen Hotel versteckst.«

»Aber mit einer ausgezeichneten Küche.«

Monique schnaufte.

»Willst du das Hotel kaufen oder willst du den Koch nach Paris importieren und dort ein Spezialitätenrestaurant eröffnen?«

»Das wäre ja nicht die schlechteste Idee«, antwortete Nadja belustigt.

»Und ich soll mich jetzt äußern, ob das Hotel aus der Vogelperspektive ein geeignetes Objekt ist?«

Nadja hörte auf zu lachen.

»Ich muß etwas mit dir besprechen.«

Monique fiel mit ausgebreiteten Armen in den Sand.

»Also verkünde es mir endlich. Aber geh mir aus der Sonne und setz dich neben mich. Und erzähle mir nicht, daß wir Streß haben. Das ahne ich selbst«, sagte Monique.

Nadja setzte sich.

»Mit den Mädchen müssen wir sofort Schluß machen.«

Monique stützte sich auf den Ellenbogen.

»Warum? Und was machen wir mit Seattle?«

»Dorthin schickst du normale Praktikantinnen.«

»Was ist passiert?«

»In München habe ich festgestellt, daß ich verfolgt wurde.«

»Von wem?«

»Von einem Mann. Aber es ist mir gelungen, ihn abzuschütteln.«

»Warum sollte man dich verfolgen?«

»Weil ich mich mit Carola in München treffen wollte. Sie hat bei Cobb die Methode Lewinsky angewandt. Sie hat sein Sperma und Schamhaare an ihren Shorts. Und die hat sie versteckt.«

»Wieso weißt du es?«

»Sie hat es mir selbst erzählt.«

»Die blöde Kuh müssen wir sofort stoppen, sonst bekommen wir damit Probleme.«

»Zu spät. Darum wollte ich mich mit Carola in München treffen. Sie kam nicht. Sie hatte vor unserem Treffen einen tödlichen Autounfall. Aber ich glaube nicht, daß es ein Unfall war.«

»Das glaube ich auch nicht«, sagte Monique, »also haben wir ein Problem.«

»Ja. Aber eigentlich nur ich. Wahrscheinlich hat Carola sie auf meine Spur gebracht. Sie ist tot. Jetzt ist die Affäre um Cobb nicht nur ein Seitensprung, sondern Mord. Und sie werden alle beseitigen wollen, die davon etwas wissen, damit es keine Zeugen gibt.«

»Was willst du machen?« fragte Monique.

»Ich muß erreichen, egal wer sie sind, daß sie es nicht wagen werden, mich aus dem Weg zu räumen«, sagte Nadja. »Meine einzige Rettung ist der ›Kongreß für das dritte Jahrtausend‹.«

»Und wie willst du es machen?«

»Ich werde auf dem Kongreß mit den Protokollen der intergalaktischen Piloten auftreten.«

»Das wird ein Eklat«, platzte Monique heraus.

»Meine einzige Möglichkeit ist, so bekannt zu werden, daß sie es nicht wagen werden mich zu töten.«

Die Sonne näherte sich dem Meer.

Nadja schaute zum Himmel.

»Wenn sie auf uns keinen Satelliten angesetzt haben, dann hat uns niemand sehen können. Und hören schon überhaupt nicht. Jetzt gehen wir runter«, sagte sie, »in einer halben Stunde ist es dunkel und ich habe keine Lust, mir noch vor dem Eintritt ins neue Leben das Bein zu brechen.«

Der leichte Westwind trug nach San Francisco den salzigen Geruch des Meeres. Zwischen Golden Gate Bridge und Alcatraz tanzten die Lichter der Ausflugsschiffe und die Bars am Quai waren überfüllt mit ausländischen Touristen.

Paul Norman saß an einem kleinen runden Tisch und hörte aufmerksam seiner attraktiven Begleiterin zu. In dem Augenblick, in dem sie von der Klinik erzählen wollte, in der sich reiche Patienten aus der ganzen Welt ihr Leben für teures Geld mit gekauften menschlichen Organen verlängern lassen, begann sein Mobil zu vibrieren.

Paul zögerte keinen Augenblick.

»Moment«, sagte er, »ich habe etwas Wichtiges.«

Und er wußte, daß es so war. Seine zwei anderen Mobile waren ausgeschaltet. Nur das dritte, das ihn mit dem Chefredakteur verband, war ständig auf Empfang.

»Ich höre«, sagte Paul leise.

»Paul, in Seattle beim ›Kongreß für das dritte Jahrtausend‹ ist eine Bombe hochgegangen. Eine absolute Sensation.«

»Dort sind doch unsere Leute?«

»Frau Doktor Ardez hat alle Anwesenden angegriffen und gesagt, daß der ganze Kongreß ein Kasperltheater sei, daß alle Politiker nur Theater spielten, weil sie sich nur an die Fleischtöpfe halten wollen, und daß alle Wissenschaftler, Soziologen und Futurologen nur Parasiten seien, die ihnen dabei wegen des großen Geldes helfen würden.«

»Das wissen wir schon lange«, sagte Paul.

»Aber bislang hat es noch niemand offiziell gesagt. Erst jetzt. Es wurde live in die ganze Welt ausgestrahlt und alle Kommentatoren haben es mit Freude übersetzt.«

»Was ich mir sehr gut vorstellen kann.«

»Doktor Ardez hat noch viel mehr gesagt. Sie hat die Ideologie des dritten Weges erläutert. Also etwas zwischen Kommunismus und Kapitalismus. Und gesagt, daß ohne eine neue Organisation der Menschheit die Welt nicht überleben kann. Und daß alles in den ›Protokollen der intergalaktischen Piloten‹ steht, ein Buch, das sie unter einem Pseudonym veröffentlicht hat. Das war die Bombe. Und jetzt suchen alle Agenturen das Buch. Dann hat die Ardez für morgen eine Pressekonferenz angekündigt und den Kongreß verlassen. Die weiß, wie man Public Relations macht. Die hat Reklame für ihr Buch. Und was für welche. Und umsonst.«

»Was weißt du von diesem Buch? Und wenn es so eine Bombe ist, wieso ist sie nicht schon früher hochgegangen?«

»Weil davon niemand gewußt hat.«

»Prima. Und wo ist das Buch jetzt?«

»Jetzt kommt das beste. Es wurde in Deutschland publiziert. Selbstverständlich haben wir sofort mit der Suche angefangen.«

»O.K. Und was weiter?«

»Jetzt kommt es noch besser.«

Paul wartete.

»Dich interessiert es nicht?« fragte ihn der Chefredakteur nach einer kurzen Pause.

»Nein. Wahrscheinlich hast du das Buch schon vor dir auf dem Tisch.«

»Bingo. Wir haben den Text per Mail gekriegt.«

»Und was habe ich damit zu tun?« fragte Paul.

»Julia hat mit der Ardez einen Termin fürs Interview. Und sie sollen zusammen irgendwohin fliegen. Aber jetzt hat Ardez für diese Zeit eine Pressekonferenz anberaumt. Etwas stimmt nicht.«

»Und weil niemand weiß, was die Ardez vorhat, muß auch ich nach Seattle?« fragte Paul.

»Aber nicht zur Pressekonferenz, sondern zum Flughafen.«

»Aber ich habe ...«

»... ein Flugzeug in Seattle«, unterbrach ihn sein Chef entschieden, »das hat Vorrang.«

Paul wußte, daß ihm damit der Auftrag zugeteilt wurde.

»Und wohin fliegen wir?« fragte er noch.

»Das weiß niemand.«

»Wann?«

»Morgen.«

»Für wie lange?«

»Vierundzwanzig Stunden. Und alles Weitere sagt dir Julia. Sie ist in der Leitung.«

»Hi, Paul«, meldete sich Julia, »komm gleich. Alles andere mündlich.«

»Seattle«, schloß sich die Sekretärin, die auch zugeschaltet war, an, »Flug 514 Frisco–Seattle. Dein Ticket ist beim AA-Schalter. Du hast noch neunzig Minuten Zeit. Gute Reise.«

»O.K.«, sagte Paul resigniert. »Ich setze mich in Bewegung.«

Er klappte sein Mobil zu und lächelte entschuldigend seine Begleiterin an.

»Ende für heute. Fortsetzung in drei Tagen. Schau dir die Nachrichten von Seattle an. In einer Weile muß ich im Flieger sitzen.«

Er hatte einen Scheck ausgefüllt und schob ihn mit einigen Banknoten seiner Begleiterin zu.

»Erledige, bitte, die Rechnung. Der Scheck ist für Dich.«

Tom stand auf.

«Und paß auf dich auf. Ciao.«

Er winkte dem Kellner zu und verschwand hinter der gläsernen Tür.

Seine Begleiterin drehte den Kopf zum Meer.

Über der San Francisco Bay näherte sich eine Wand aus weißem Nebel.

13. CIA. Taylors Büro.

Das Kontrolllicht auf dem Schreibtisch in Taylors Büro fing an zu blinken. Taylor drückte die Taste.

»Ja«, sagte er kurz.

»Alles läuft planmäßig ab. Besatzung zwei Mann, Pilot und Copilot sind im Flugzeug. Es ist startklar. Unsere Stewardess wird sich die ganze Zeit um die Besucher kümmern. Die Teilnehmer sind schon in der VIP-Lounge. Insgesamt neun Personen. Stone, de Rozas, Amati, Ursula Mayer und Paul Norman. Der fliegt anstelle der angemeldeten Julia Scott. Befehl von ganz oben. Von New Generation sind Jane, Pamela, Marie-Helène und Albert Summer hier. Es fehlt nur die Ardez.«

»Prima. Das wäre genial, wenn wir sie nicht aufhalten müßten. Wo ist die Ardez jetzt?«

»Im Hotel in ihrem Zimmer. Wir beobachten sie. Sie hat um zwölf die Pressekonferenz.«

»O.K. Dann reden wir mit ihr gleich danach. Wir sagen ihr, daß wir sie schützen müssen, weil gegen sie Morddrohungen gekommen sind. Sie bleiben am Flughafen bis zum Abflug.«

14. Flughafen. Saettle.

In der VIP-Lounge des Flughafens in Seattle warteten Stone und seine acht Gäste auf den Abflug. Alle waren angezogen, als ob sie an einer Skisafari teilnehmen würden.

»Es ist unglaublich, wie es manche Menschen verstehen, alles zu ihrem eigenen Vorteil zu nutzen«, sagte Miguel de Rozas, Berater der spanischen Regierung, und schob mit der Hand sein schwarzes Haar nach vorne, um die hohe Stirn zu verkleinern. An seinem Handgelenk glitzerte ein goldenes Armband.

»Von wem reden Sie, Herr Professor?« fragte Jane, eine hochgewachsene schwarze Schönheit. »Das bezieht sich doch auf sehr viele Menschen.«

»Ich rede selbstverständlich von Madame Ardez.«

»Und was gefiel Ihnen nicht an ihrem Auftritt?«

»Das, wie sie marktschreierisch Werbung für ihr eigenes Buch machte.«

»Ich muß Ihnen widersprechen«, sagte Vittorio Amati, ein Futurologe, der für die italienische Regierung arbeitete, »sie ist angetreten mit einer sehr interessanten und neuen Theorie, wie die Menschheit das dritte Jahrtausend überleben könnte. Und Sie müssen zugeben, daß es der einzige Beitrag war, der zu diesem Problem etwas Neues gesagt hat.«

»Daß ich nicht lache«, widersprach ihm de Rozas mit einem säuerlichen Gesichtsausdruck, »alle habe etwas zur Sache ausgesagt.«

»Da haben Sie recht. Alle haben etwas gesagt. Sie haben entweder alte Theorien wiederholt oder über das zukünftige Leben am Meeresboden oder auf dem Mars phantasiert«, sagte Marie-Helène mit einem leicht französischen Akzent. Sie hatte lange, blonde, lockige Haare, die ihr einen fast engelhaften Ausdruck verliehen.

»Für eine Studentin beurteilen Sie Ihre zukünftigen Kollegen ganz schön hart«, sagte William Stone lächelnd.

»Sie hat uns hauptsächlich etwas darüber gesagt, auf welcher Grundlage das Zusammenleben aller Menschen auf der ganzen Welt möglich wäre«, ergänzte Jane.

»Aber, Frau Kollegin«, antwortete de Rozas ironisch, »die Welt funktioniert doch ganz gut.«

»Aber nur für jemanden, dem es gutgeht. Und das ist das Problem«, sagte Amati. Marie-Helène drehte sich zu de Rozas um.

»Auf jeden Fall sind alte Modelle passé, sonst würden wir keine neuen suchen.«

Ursula, eine überproportionierte Vertreterin der deutschen Grünen, mischte sich ein.

»Wie zum Beispiel wir.«

»Das, was die Ardez erzählt hat, haben ökologische Parteien nie erwähnt«, protestierte Marie-Helène. »Sie hat gesagt, daß die ganze Erde das Eigentum aller Menschen ist. Das ist das Wichtigste.«

Ursula nickte zustimmend.

»Und wir Ökologen sagen, daß wir alle in demselben Boot sitzen. Das ist das Gleiche.«

»Logo. Aber irgend jemand malocht im Maschinenraum und irgend jemand wäscht das Geschirr, damit sich andere im Schiffsrestaurant bequem den Ranzen vollhauen können«, sagte Marie-Helène ironisch.

Ursula empfand das mit dem Ranzen als einen persönlichen Angriff.

»Vielleicht sollten Sie zuerst Ihr Studium beenden. Dann werden Ihnen die Zusammenhänge klarer. Oder vielleicht war das mit dem Boot nicht das beste Beispiel. Aber damit Sie es besser begreifen: Wir kümmern uns um saubere Luft. Mit Sicherheit werden Sie mir nicht erzählen, daß die Luft nicht für alle da ist.«

»Das ist sie nicht«, sagte Jane scharf, »wenn wir in L.A. Smog haben, dann könnten die Leute in die umliegenden Berge fahren. Dort ist die Luft sauber. Aber das dürfen sie nicht. Diese Luft können nur die dort ansässigen Villeninhaber atmen, denen dort alles gehört. In die Parks und Wälder darf niemand anderer hinein. Dort ist alles privat. Sogar die Zufahrtstraßen.«

»Aber gerade das motiviert die Menschen, etwas erreichen zu wollen. Jeder möchte dort eine Villa mit Garten haben. Also muß sich jeder anstrengen«, sagte Summer, auch ein Mitglied der New Generation. Er war klein und durchtrainiert. Hinter seiner zu spitzen Nase lagen unruhige Augen, die ständig in Bewegung waren. Seine langen Haare waren zu einem Zopf zusammengebunden.

»Wer möchte keine Villa? Aber dafür ist die Erde zu klein«, sagte Pamela.

»Also kommen wir zurück zu unserem Beispiel mit dem Schiff«, sagte Marie-Helène, »ich kann mir wirklich nicht vorstellen, daß jemand aus purer Freude das Geschirr wäscht, Essen kocht und andere bedient. Wenn wir alle im Restaurant sitzen würden, dann hätten wir ein Selbstbedienungsrestaurant, in dem es nichts zu essen gibt, weil niemand kocht. Und rudern will auch niemand. Also kann sich das Boot nicht bewegen. Wenn es so etwas wie ein Modell für die Zukunft geben soll, dann ist das, was uns die Ardez erzählt hat, genial.«

»Auf jeden Fall ist jetzt das Buch weltweit bekannt. Und den Titel ›Protokolle der intergalaktischen Piloten‹ hat sie nur deshalb gewählt, damit es wie ein Science-fiction aussieht und sie niemand wegen der Verbreitung revolutionärer Ideen verklagen kann«, sagte Summer.

»Was für Ideen. Es geht nur ums Geld«, protestierte de Rozas, »und jetzt kann Frau Ardez mit der Politik aufhören, weil sie eine Multimillionärin sein wird.«

Die Tür öffnete sich und in ihr blieb Kate in Uniform stehen.

»Mister Stone, wir müssen zum Flugzeug.«

Stone kam zu ihr und schaute in den Flur.

»Ich erwarte noch einen wichtigen Gast.«

Kate winkte ab.

»Ich bedauere, aber das Flugzeug wird starten. Auch ohne Sie.«

Bevor Stone antworten konnte, waren von der Ferne schnelle Schritte zu hören.

Im langen Gang näherte sich eine Krankenschwester. Sie schob einen Krankenstuhl vor sich her. In ihm saß eine alte gelähmte Frau. Die Krankenschwester drehte den Rollstuhl mit eleganter Bewegung um Kate herum und blieb vor Stone stehen.

»Hi, William«, sagte die Krankenschwester, »ich bitte um Entschuldigung. Ich hoffe, daß ich Ihnen keine Unannehmlichkeiten verursacht habe.«

Er schaute sie irritiert an. Sie hatte eine dunkle Perücke und war so gut geschminkt, daß er Nadja erst nach einigen Sekunden erkannte. Sein Gesicht hellte sich schlagartig auf.

Nadja zog ihren Mantel aus und wechselte ihn mit der Daunenjacke, die die alte Dame trug. Dann nahm sie die Reisetasche vom Schoß der alten Frau.

»Ich danke Ihnen, das war alles.«

Die ganze Gruppe beobachtete mit unverhüllter Überraschung, wie die alte gelähmte Frau aufstand, und den Rollstuhl vor sich herschiebend, in die Richtung, aus der sie gerade mit Nadja gekommen war, wegging.

Paul verzog anerkennend sein Gesicht. Es war clever von ihr, die Horde der Reporter so zu überlisten.

»Erlauben Sie, daß ich mich um Ihre Tasche kümmere?« fragte er.

»Mit Freude«, antwortete Nadja. Sie hakte sich bei William ein und gemeinsam gingen sie mit den anderen hinaus.

15. Taylors Büro.

Taylor hatte seine Beine auf den Schreibtisch gelegt und beobachtete mit Wohlgefallen seine Cowboystiefel, weil er genau wußte, wem er sie mit größter Freude ordentlich tief in den Arsch hineinrammen würde.

Endlich kam die Stimme aus dem Lautsprecher.

»Die ganze Aktion lief unplanmäßig ab. Die Jungs im Hotel hatten gemeldet, daß sie noch in ihrem Zimmer sei. Die Ardez wurde hier am Flughafen nicht gesichtet. Im letzten Augenblick kam eine Krankenschwester und schob eine alte gelähmte Frau im Rollstuhl vor sich her. Aber die Patientin ist plötzlich genesen, weil sie nach einer Weile alleine zurückkam. Und den Rollstuhl schob sie vor sich her.«

»Ein Wunder. Wie in Lourdes. Sollten Sie es nicht an den Vatikan melden?« zischte Taylor. »Reden Sie weiter.«

»Wir haben noch gesehen, wie die Krankenschwester mit den anderen in das Flugzeug stieg, das mit laufenden Motoren wartete. Jetzt sind sie längst irgendwo über Seattle. Wir glauben, daß es die Ardez war.«

»Mit Sicherheit. Anstelle von Ardez trat bei der Pressekonferenz Monique Lagardère auf. Sie sagte, daß sich alles um fünfundzwanzig Stunden verschiebt, weil die Ardez mit einer internationalen Delegation zu geheimen Besprechungen abgereist ist. Und das lief schon im Fernsehen. Ende.«

Taylor rutschte tief in den Sessel und schloß die Augen.

16. Flugzeug

Das Flugzeug war eine kleine zwanzigsitzige, matt bemalte Propellermaschine. Von unten war sie blaugrau, so daß sie optisch vom Boden aus mit dem Himmel verschmolz. Von oben war sie dunkel- und hellgrau gescheckt mit größeren weißen Flächen und ähnelte so einem steinigen Terrain mit Schneeresten. Ohne

Positionslichter wäre sie sowohl von unten als auch von oben sehr schwer erkennbar.«

In der Kabine gelang es Paul nicht, sich neben Nadja zu setzen, da Stone nicht von ihrer Seite wich.

»Willkommen an Bord«, sagte Kate, als es die Reisenden sich auf ihren Plätzen bequem gemacht hatten. »Unser Flug weicht von normalen Flügen ab. Das betrifft hauptsächlich die Landung. Darum bitte ich Sie, unbedingt alle Befehle«, sie unterbrach sich kurz, »alle Anweisungen am Display zu befolgen. Aus Gründen der Geheimhaltung sind die Fenster verdeckt. Sie haben die Möglichkeit, den Flug auf Ihren Monitoren zu verfolgen. In wenigen Augenblicken werden wir starten. Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Flug.«

Dann schaute sie Paul streng an, der sich eine Zigarette in den Mund stecken wollte.

»In unserem Flugzeug darf selbstverständlich auch bei Spezialflügen niemand rauchen.«

Paul beugte sich zu Jane.

»Ich heiße Paul. Und wie es aussieht wird man sogar in der Air Force 1 nicht rauchen dürfen.«

»Ich heiße Jane. Und was das Rauchen angeht, es sollte überall verboten werden. Die Positionen sind klar und Sie können es mit einem anderen Thema versuchen.«

Paul grinste sie an.

»Also, wie sind Sie zu diesem Flug gekommen? Für eine Futurologin sind Sie zu jung.«

»Danke. Aber die Zukunft müßte doch hauptsächlich die Jungen interessieren. Die haben sie nämlich noch vor sich. Die Alten suchen doch nur nach Lösungen, die kompatibel mit ihrem eigenen Machterhalt sind. Und wie sind Sie zu dieser Exkursion gekommen? Sind Sie für einen Futurologen nicht zu neugierig?«

»Ich werde für die Neugierde bezahlt«, antwortete Paul, »Presse.«

»O.K. Ich bin Praktikantin von New Generation.«

»Praktikantin. Das hat seit Lewinsky keinen guten Klang.«

»Das haben Reporter schon lange Zeit nicht. Aber was suchen Sie auf diesem Flug in die Vergangenheit? Bunker sind doch nicht mehr aktuell.«

»Ich habe hier ein Interview mit Doktor Ardez.«

»In diesem Fall waren Sie nicht neugierig genug. Sie gibt gerade jetzt eine Pressekonferenz in Seattle.«

»Ich wette, daß sie hier ist.«

»Hier?«

»Die Krankenschwester.«

»Da irren Sie sich, auch wenn ihr Auftritt sehr effektiv war. Ardez sieht ganz anders aus. Und außerdem, warum sollte sie sich verkleiden? Die Krankenschwester ist wahrscheinlich eine TV-Talkmasterin, die uns im Bunker befragen wird. Oder es läuft eine Sendung wie ›Versteckte Kamera‹. Sonst würde doch kein normaler Mensch so eine blöde Show veranstalten.«

»Sie werden sich selbst nach einer Weile überzeugen können, daß es die Ardez ist. Schöne Frauen halten es in einer für sie nachteiligen Verkleidung nicht lange aus. Sie werden sehen, wie schnell sie diese ablegt.«

»Sie kennen sich gut aus, was?«

»Es ist mein Job.«

»Und was sagen Sie zu ihrem Auftritt auf dem ›Kongreß für das dritte Jahrtausend‹?«

»Dort war ich nicht. Wir haben nichts Interessantes erwartet.«

»Und wieso sind Sie jetzt hier?«

»Als sich abgezeichnet hat, daß Ardez ein Medienereignis ist, hat mich der Chefredakteur anstelle einer Kollegin hergeschickt.«

»Weil Sie es besser mit Frauen können?«

»Ja. Das ist ganz natürlich. Sie haben sicher bemerkt, daß immer jedem Politiker eine Praktikantin und jeder Politikerin ein Praktikant zugeteilt wird.«

»Und was schließen Sie daraus?«

»Nichts«, antwortete Paul, »nur daß sie sich zusammen auch über etwas anderes unterhalten können.«

»Sie sollten die Praktikanten nicht unterschätzen. Wir wollen uns über Politik unterhalten.«

»Das können Sie tun. Aber dabei ist es notwendig, daß sich die Menschen sympathisch sind. Und das sind sich Frauen und Männer schon von Natur aus. Wenn sie normal sind. Schauen Sie doch, wie gut sich Stone mit der Krankenschwester versteht.«

Stone beugte sich gerade zu Nadja.

»Ihr gestriger Auftritt hat viele Leute überrascht.«

»Ich habe nichts anderes erwartet.«

»Ich glaube, Sie wissen, daß Ihre Karriere gefährdet ist.«

»Ich weiß noch viel mehr. Meine bisherige Karriere ist zu Ende.«

»Es gibt vieles im Leben, das man nicht auf einmal beenden kann.«

»Davon rede ich. Das ist alles beendet. Ich will mit der Politik nichts mehr zu tun haben.«

»Irrtum. Gerade jetzt haben Sie die Weltbühne der Politik betreten. Und das Buch haben Sie wirklich selbst geschrieben?«

»Ja. Ich mache mir Sorgen um die Menschheit.«

»Bravo. Aus den Sorgen machen Sie jetzt einen Bestseller und aus sich eine VIP. Aber Sie wollten doch nie im Vordergrund stehen.«

»Das ist in manchen Situationen sehr vorteilhaft.«

»Aber auch gefährlich.«

»Weniger. Den VIPs kann nichts zustoßen, ohne daß sie die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erregen.«

»Das stimmt. Aber die Öffentlichkeit interessiert sich auch sehr für das Privatleben der Prominenz«, sagte Stone.

»Habe ich schon bemerkt. Darum kam ich zum Flughafen in Verkleidung. Nach dem gestrigen Tag wollte ich nicht auffallen«, sagte Nadja zufrieden und stand auf, »aber jetzt muß ich mich ein wenig zurechtmachen.«

Paul, der die ganze Zeit Nadja unauffällig beobachtet hatte, beugte sich zu Jane.

»Jetzt geht sie sich abschnicken«, sagte er, »und warten Sie, bis sie wieder aus der Toilette kommt.«

Als Nadja nach längerer Zeit aus der Toilette kam, übertraf sie alle Erwartungen. Sie war geschminkt, hatte ihr langes Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden und war bester Laune.

17. Im Cockpit.

Kate saß im Cockpit und beobachtete die Kämme der Bergmassive, die den ganzen Horizont ausfüllten.

»Kate«, unterbrach der Pilot das Schweigen, »können Sie uns sagen, warum Sie eigentlich mit uns fliegen?«

»Es ist nichts Wichtiges, Bill«, antwortete Kate, »ein Befehl von oben. Wir haben hier viele Auslandsgäste. Ich fliege mit als Stewardess für Rubicon.«

»Wir hätten ihnen auch erklären können, daß zum einen jedes Gesicht automatisch registriert wird und zum anderen, was jeder machen darf.«

»Ihr habt euren normalen Kontrollflug und könnt euch nicht die ganze Zeit um die Gruppe kümmern.«

»Eigentlich schade. In der Delegation sind sehr schöne und junge Miezchen.«

»Wollten Sie nicht ›Praktikantinnen‹ sagen, Kapitän?«

»Und was praktizieren Sie?« fragte der Copilot.

Kate wurde ernst.

»Es sind junge Menschen von verschiedenen Universitäten aus der ganzen Welt. Und ihre Organisation ermöglicht ihnen ersten Kontakt mit der politischen Klasse.«

»Ich verstehe«, lächelte zweideutig der Copilot.

»Wahrscheinlich nicht, John. Wenn Sie denken, daß es um irgendwelche Orgien geht, dann irren Sie sich gewaltig. Das können die Herrschaften sich einfacher beschaffen. Und anderswo. Mit Sicherheit würden sie dafür nicht in einen Bunker fliegen, der außer Betrieb ist.«

»Ich glaube«, sagte der Kapitän, »daß Kate recht hat. Und was sind das für Leute?«

»Es sind Futurologen. Sie versuchen zu erforschen, wie sich die Welt weiterentwickeln wird. Und sie sind interessiert daran, was junge Menschen, die sich für Politik interessieren, denken.«

»Und die CIA interessiert sich für alles«, sagte John.

»Wie immer«, stimmte Kate zu, »und manchmal auch für Sie.«

»Bei meinem Job akzeptiere ich es als Notwendigkeit.«

»So ist es auch gemeint«, antwortete Kate ernst, »Kontrolle ist besser als Vertrauen. Das betrifft alle. Und die oben können auch nicht alles machen, was sie wollen.«

»Solange es keine Diktatoren sind«, wendete John ein.

»Auch die müssen aufpassen. Es gibt immer andere, die in den Startlöchern stehen. Und dann kann es schnell zum Wechsel kommen.«

»Aber nicht so oft. Stalin ist bis zu seinem Tod an der Macht geblieben«, sagte der Kapitän, »bis zu seinem normalen Tod.«

Kate nickte mit dem Kopf.

»Das sind Politiker, die nur die Macht haben wollen. Ihr Interesse dient nur dem Erhalt ihrer Macht. Aber die Mehrheit der Politiker wollen Macht, um ans Geld zu kommen. Sie ist nur Mittel zum Zweck. Und dabei machen sie Fehler. Stalin hat solche Fehler bei seinen Politikern geduldet, damit er sie in dem Augenblick, in dem sie ihm gefährlich wurden, abservieren konnte. Exakt nach Machiavelli«, sagte Kate, »aber Sie beide haben mit den Politikern nichts zu tun. Nach vierundzwanzig Stunden ist alles zu Ende und dann können Sie wieder alleine fliegen.«

»Wenn kein neuer, wichtiger Besuch kommt«, meinte Bill.

»Es ist möglich, daß sich der Bunker in Zukunft zu einer Touristenattraktion entwickelt. Dann können Sie eine Fluglinie gründen und damit Millionen verdienen«, sagte Kate.

»Dazu wird es nie kommen. Weil den Bunker dann eine große Firma aufkauft, die gute Beziehungen zur Regierung hat. Und dann das große Geschäft macht. Und wir werden für erheblich weniger Geld als jetzt weiterfliegen können«, antwortete Bill.

»Am besten lassen wir alles beim alten«, sagte John, »trotzdem denke ich, daß Rubicon eigentlich für nichts war.«

»Warum?« fragte Kate.

»Kate, stellen Sie sich vor, daß die Menschen, die draußen einen Atomkrieg überleben, keine Kinder haben können. Nur die Politiker, die im Bunker waren. Also ältere Sesselfurzer und eine Handvoll alter Tanten, die das ganze Leben nichts anderes als Politik gemacht haben. Und die sollen dann eine neue Generation auf die Welt bringen?« sagte John nachdenklich.

»Sie haben aber wirklich eine ausgeprägte Meinung über die Politiker«, meinte Kate.

»Stellen Sie sich nur vor, wer mit wem? Schon die Vorstellung, wie es diese Onkels mit den Tanten treiben, bringt mich zum Lachen.«

Kate konnte ihr Lächeln nicht unterdrücken.«

Sie flogen schweigend weiter.

»Kate«, sagte Bill nach einer Weile, »es tut mir leid, aber ich muß Sie jetzt bitten, zu den anderen in die Kabine zu gehen. Beim Anflug darf niemand einen direkten Blick auf die Umgebung haben. Vorschrift ist Vorschrift.«

»Ich verstehe«, antwortete Kate, »also werde ich nur den Film, den Sie als Blick aus dem Cockpit verkaufen, beobachten dürfen.«

»Irgendwie so«, sagte Bill und hob den Blick von den Instrumenten. Er schaute nach vorne. Seine Augen verengten sich. Der Himmel vor ihm hatte sich in einen unendlichen blauen Ozean und die Wolken hatten sich in märchenhafte Inseln verwandelt.

18. Raumschiff.

Das Raumschiff bewegte sich geräuschlos durchs All.

Tom saß hinter dem Steuerpult und beobachtete auf dem Monitor, wie es in Sydney für einen Augenblick zu schneien begann. Er schaltete von Stadt zu Stadt. San Francisco, New York, Paris, Moskau, Sofia, Dakar, Tunis. Das Bild wurde in unregelmäßigen Intervallen unscharf und auf dem Monitor flackerten kleine weiße Pünktchen.

Es schneite überall.

Und die Flocken wurden immer dichter.

19. Observatorium. La Silla.

Im Observatorium La Silla stand Björn neben seinem Arbeitspult und beobachtete wechselweise den Himmel und seine Monitore.

»Hallo, Björn«, ertönte es aus dem Lautsprecher, »wir haben Schwierigkeiten mit unbekanntem Protuberanzen. Aber nicht nur wir. Russen, Chinesen, alle. Und wie ist es bei euch? Wißt ihr etwas Genaueres?«

»Hi, Chris«, antwortete Björn, »nicht mehr als ihr. Es schneit auf allen Monitoren. Auch in den TV-Studios. Aber keine Wolken am Himmel, kein Schnee. Nichts. Wahrscheinlich wie bei euch. Habt ihr schon irgendwelche Probleme?«

»Immer größere. Die Fluglinien fragen, was los ist. Die Instrumente spielen verrückt. Auf der ganzen Welt. Aber immer nur für einige Sekunden.«

20. Cockpit.

Das Flugzeug verringerte die Höhe. Bill beobachtete mit erstauntem Blick die Instrumente.

»Habe ich etwas mit den Augen?« fragte er.

»Nein«, antwortete John mit angespannter Stimme. »Ich sehe es auch. Soll ich's melden?«

»Noch nicht. Es sind nur Bruchteile von Sekunden.«

»Wenn es sich vor dem Einflug wiederholt, dann haben wir alle Hände voll zu tun, um das Flugzeug in den verfluchten Tunnel zu kriegen.«

Bill antwortete nicht.

»Willst du den Autopiloten ausschalten?« fragte John.

»Noch nicht, aber gleich, wenn er ausfällt. Dann versuche ich die Kiste abzufangen.«

»Hoffentlich wollen die Idioten zu Hause mit uns nicht erschwerte Bedingungen trainieren, wenn wir Passagiere haben.«

»Wenn nicht, dann ist es etwas anderes.« Bill hielt die Hände leicht auf der Steuerung, die sich millimeterleise hin und her bewegte, damit er beim Ausfall des Autopiloten sofort übernehmen konnte.

»Gurte,« sagte er,

»Gurte anlegen. Wir sind im Anflug«, meldete John in die Kabine und unterbrach danach sofort wieder die Verbindung.

Die Maschine überflog in geringer Höhe einen scharfen Kamm und gleich danach sank sie zu einer kleinen, verschneiten Hochebene hinab. Sie ließ diese hinter sich und flog in einen tiefen Canyon, der keinen Ausgang hatte.

Das Flugzeug bewegte sich zwischen steilen Wänden direkt auf eine Wand zu.

Die Instrumente fielen aus. Die Steuerung bewegte sich nicht mehr.

Das Flugzeug näherte sich der rechten Wand.

Bills Hand umklammerte die Steuerung.

»Ich hab's« sagte er ruhig.

In der Wand vor ihnen war eine große schwarze Öffnung. Das mächtige Stahltor, das von außen als vertikale Steinfläche getarnt war, war nur zur Hälfte offen.

»Tor negativ«, brüllte John und griff nach der Steuerung.

»Rauf«, schrie Bill.

Das Flugzeug schoß in die Höhe.

»Instrumente o.k.«, meldete John.

»Wir bleiben auf manuell. Jetzt müßte das Tor offen sein.«

Bill zog eine enge Schleife und flog wieder in den Canyon hinein.

21. Kabine im Flugzeug.

Die Monitore in der Kabine zeigten den Blick der Piloten.

Als sich das Flugzeug zwischen den Wänden wieder dem Tor näherte, schloß Nadja die Augen.

Schreie erschütterten die Kabine.

Das Flugzeug flog in die dunkle Öffnung in der Wand. Das Brüllen der Motoren dröhnte plötzlich von allen Seiten.

Das Flugzeug wurde leicht erschüttert, als seine Räder die glatte Fläche der Landebahn berührten. Die Lichtsignale führten in den Berg hinein. Im Licht der Flugzeugreflektoren erschien ein gigantischer unterirdischer Flughafen.

Nach einer Weile hörte der Druck der Sicherheitsgurte auf. Der Motorenlärm verstummte. Das Licht in der Kabine ging an.

»Ende des Fluges«, ertönte es aus dem Lautsprecher. »Ihr könnt die Sicherheitsgurte ablegen.«

Der erste, der sich von seinem Schreck erholt hatte, war Summer.

»Der Trick mit dem Film, der den Anflug in den Tunnel zeigt, war schon sehr realistisch.«

Kate lächelte gequält.

»Das ist einer von vielen, die wir auf Lager haben. Und jetzt, meine Damen und Herren, sind wir am Ziel.«

22. Cockpit.

Im Cockpit saß Bill erstarrt auf seinem Stuhl.

»Das war sehr elegant, wie du das Loch getroffen hast«, sagte John.

Bill drehte ihm langsam den Kopf zu.

»Hauptsache, wir sind hier. Jetzt zeigen wir den Leuten die Galerie und dann wünsche ich mir nichts anderes als eine Dusche und ein trockenes Unterhemd.

»O.K. Du kannst gleich in die Dusche. Das mit der Galerie mache ich selbst. Übrigens, das hast Du ganz gut gemacht.«, antwortete John anerkennend und hob die offene Hand, »bitte, morgen noch einmal das gleiche.«

Bill schlug ein: »Raus, das ist einfacher. Wie immer.«
»Das sagen auch alle Sexologen«, sagte John.
»Man sieht, wir kennen uns aus«, grinste Bill.
»Na, wenn du ihn immer so elegant reinkriegst wie unsere Kiste, dann bist du ein Weltmeister.«
»Keine Bange. Reingekriegt habe ich ihn schon immer. Der einzige Unterschied ist, daß es mit der Kiste einfacher geht. Aber trotzdem habe ich gestern zum Abschied noch dreimal gepoppt.«
»Dreimal hintereinander?« fragte John mißtrauisch.
»Dreimal«, bestätigte Bill stolz, »zweimal fast und einmal überhaupt nicht.«
»Du Depp,« grinste John, »wirklich kein Wunder, daß du die Tunnels anfliegen mußt.«
»Wer kann, der kann«, sagte Bill mit gespielter Selbstgefälligkeit.
»Also, wenn die einmal aus dem Bunker Las Vegas machen werden, dann hast du einen sicheren Job«, sagte John.
»Den hätten wir beide. Ohne dich mache ich es nicht.«

23. Rubicon. Ebene Zero.

Kate öffnete die Tür und die Besucher stiegen aus dem Flugzeug. Der Flughafen war ein langer schwarzer Tunnel. Seine Wände waren jetzt mit Reflektoren beleuchtet.

»Es war kein Trick«, hauchte Summer und fühlte plötzlich, wie seine Knie weich wurden, »noch einmal würde mich niemand hierher kriegen. Auch wenn die Jungs wie die Teufel fliegen.«

»Ein präziser Vergleich«, sagte Paul, »er erinnert mich an einen Spruch von der wahnsinnigen Autorallye Paris–Dakar. Wer durch die Hölle fährt, muß wie der Teufel fahren.«

»Wir sind nicht in der Hölle, sondern im Rubicon«, unterbrach Kate. »Als erstes werden wir uns registrieren. Das wird in den Kabinen beim Ausgang durchgeführt, ganz automatisch. Jeder von uns muß durch die Kabine gehen. Dort wird er optisch erfaßt. Die Daten sind dann im Rechner. Das ist alles. Die Gesichtsgeometrie ist der Öffner für alle Räumlichkeiten, für die wir die Erlaubnis bekommen haben. Jeder von uns hat ein separates Zimmer mit Bad, WC und kleiner Küche. Die Gesichtsgeometrie sorgt gleichzeitig für eine Registrierung Ihrer Einkäufe im Supermarkt. Jeder hat ein Konto. Dort können Sie auch Luxusartikel, Zigaretten und Alkoholika einkaufen. Alles wie in jedem normalen Supermarkt. Beim Ausgang bekommen Sie spezielle Orientierungsmobile. Damit können Sie telefonieren und zugleich zeigen sie Ihnen, wo Sie sich im Bunker befinden. So kann sich niemand verlaufen. Außerdem sind alle Türen und Eingänge mit Nummern versehen. Später werden wir uns den Sonnenuntergang anschauen.«

24. Galerie.

Der Aufzug zur Galerie war eine große hell beleuchtete Kabine für zwanzig Personen.

»Mein Magen hat von den ewigen Bewegungen nach oben und nach unten langsam genug«, sagte Pamela, »hoffentlich ist es die letzte Aktion vor dem Abendessen.«

Der Aufzug blieb stehen.

»Wir sind da«, sagte John.

»Und ich dachte, wir fahren bis zum Gipfel«, beschwerte sich de Rozas enttäuscht, als sie zu Fuß die Galerie, die in den Stein gehauen war, betraten.

»Das dürfen wir nicht. Wegen der Beobachtungssatelliten. Wir müssen in Deckung bleiben«, erklärte Kate.

Die rote Sonne näherte sich langsam den Bergkämmen.

Stone schaute nach unten in den tiefen Canyon. »Hier kommt niemand herauf«, sagte er.

»Weder nach oben noch nach unten. Höchstens sehr gute Bergsteiger«, antwortete John.

»Und was haben wir zum Abendessen?« fragte Ursula, die grüne Politikerin aus Deutschland.

»Wir simulieren einen Aufenthalt im Krieg. Also, lassen Sie sich überraschen«, sagte Kate.

»So schlimm kann es nicht sein, daß wir es einen Tag nicht aushalten könnten«, meinte Marie-Helène.

25. Speisesaal.

Die ganze Gruppe saß nach dem Abendessen entspannt im Speisesaal.

Zum Abendessen gab es Tomatensuppe und dann für jedem nach seiner persönlicher Auswahl ein warmes Mahl aus den Dosenvorräten des Bunkers. Das Angebot reichte von Würstchen mit Bohnen über Cordon bleu mit Kartoffeln bis zu Risotto mit Huhn.

An Getränken stand Mineralwasser, Cola, Wein, Bier, Whisky und Cognac, bereit.

»Das war das Reserveessen aus der Dose,« sagte Kate. »Für den normalen Betrieb im Krieg gibt es hier eine Verpflegung wie auf einem luxuriösen Kreuzfahrtschiff. Alles dafür steht bereit in den Tiefkühlabteilungen des Bunkers. Aber dazu fehlten uns heute die Köche,«, sagte Kate. »Selbstverständlich können wir hier auch Brot und Croissants backen. Styx ist für etliche Jahre autark. Auch jetzt werden die Vorräte regelmäßig ungetauscht, damit hier keine Produkte mit kurzen Verfallsdaten gelegert werden.«

»Alles ist hier sehr bequem und ausgezeichnet organisiert«, sagte de Rozas, »aber ich möchte hier auf keinen Fall mehr als die erlaubten vierundzwanzig Stunden verbringen.«

»Womit Sie gerade die wichtigste Erkenntnis aus der Zeit des kalten Krieges formuliert haben«, ergänzte Paul.

»Die wichtigste Erkenntnis war«, sagte Ursula, »daß die Menschen keinen Krieg wollten.«

»Das ist auch so ein grünes Märchen«, antwortete Paul. »Der Menschheit blieb der Krieg erspart, weil beide Seiten Atomwaffen und interkontinentale Raketen besessen haben. Mit normalen Waffen hätten sie ihn doch längst angefangen.«

»Wenn Sie zu dieser Theorie keine gesicherten Beweise haben«, meinte de Rozas, »dann müßte Ihnen doch einfallen, daß es die Politiker waren, die die Welt gerettet haben.«

»Selbstverständlich waren es die Politiker«, grinste Paul, »die wollten auch nicht, so wie Sie, in diesem Bunker lange verweilen. Aber dazu wären sie bei einem Krieg gezwungen gewesen. Das war der einzige Grund, warum der Krieg nicht begonnen hat. Beide Seiten haben sich gegenseitig nur gedroht, und die Menschen waren glücklich, daß sie so ausgezeichnete Politiker hatten, die den Krieg verhindern konnten. Also waren solche Bunker von Anfang an unsinnig.«

»Aber wenn Terroristen an Atomwaffen kommen, dann sind diese Bunker wieder aktuell«, meinte Amati.

»Die Terroristen können nur an radioaktives Material kommen, nicht an Langstreckenraketen. Und dafür brauchen wir keine solchen Monster wie dieses«, wiederholte Paul.

»Politiker haben wie wir alle Angst um die eigene Haut«, sagte Nadja. »Sie reagieren nur, wenn sie vor etwas Angst haben.«

»Werden Sie jetzt wieder etwas aus Ihrem Buch zitieren?« fragte de Rozas ironisch.

»Wenn in meinem Buch eindeutige Argumente sind, dann habe ich keine andere Wahl.«

»Aber Ihr Buch ist eine Anleitung zur Revolution«, entgegnete de Rosas.

»Zu Änderungen«, berichtete Nadja ihn. »Die intergalaktischen Piloten glauben, daß ohne Änderungen die Welt nicht zu retten ist. Und das war doch das Thema des Kongresses.«

»Monsieur de Rozas«, mischte sich Marie-Hélène in die Diskussion ein, »Sie müssen doch zugeben, daß es die einzige neue Idee auf dem Kongreß war. Nur, wenn alle Menschen diese Welt retten wollen, kann sie gerettet werden. Wir müssen nur solche Bedingungen schaffen, daß sie es wollen.«

»Ihr alle habt schon Informationen vom gestrigen Kongreß«, sagte Paul, »ich konnte leider nicht teilnehmen. Darum möchte ich Madame Ardez einige Fragen stellen. Darf ich?«

»Aber selbstverständlich. Wegen des Interviews sind Sie ja hier«, antwortete Nadja. Sie wußte, daß sie jetzt mehr Möglichkeiten haben wird, um alles zu erklären, als auf der morgigen Pressekonferenz.

»Dürfen wir uns anschließen?« fragte Amati. »Ihr gestriger Auftritt war sehr überraschend, so daß für mich viele Fragen unbeantwortet blieben.«

»Nur wenn Herr Norman nichts dagegen hat«, lächelte Nadja ihn an. »Es ist sein Interview.«

»Dagegen kann ich nichts haben. Gerade renommierte Zukunftsforscher können wichtige Fragen stellen, auf die ein gewöhnlicher Journalist nicht kommen kann«, antwortete Paul und stellte gleich seine erste Frage. »Ihre neue Gesellschaftstheorie heißt ›Terrismus‹. Hat der Name noch eine verborgene Bedeutung?«

»Keine verborgene, aber eine symbolische. Ich habe diesen Namen gewählt, weil Terra ein internationaler Begriff für die Erde ist. Und der Terrismus sagt, daß die Erde das Gesamteigentum aller Menschen ist.«

»Etwas Ähnliches haben schon die Kommunisten gesagt. Und wir alle wissen, wie es endete. Gemeinsames Eigentum wird nicht geschont«, sagte Paul. »Wenn Menschen zum Picknick hinausfahren, dann parkt jeder auf der Wiese, auch wenn er sie dabei zerstört. Aber wenn man bei einem Bekannten das Auto auf dem Rasen in seinem Garten abstellt, dann flippt er aus.«

»So ist es mit allem«, stimmte Albert zu, »Ferienwohnungen müssen zum Beispiel alle zwei Jahre komplett renoviert werden.«

»Die Menschen behandeln das, was ihnen gehört, wesentlich besser als das, was ihnen nicht gehört. Das ist eine normale menschliche Eigenschaft, und die konnte bis jetzt keine Ideologie ändern«, sagte Paul. »Wie will es der Terrismus machen?«

»Ganz einfach. Terrismus will aus der ganzen Welt eine Aktiengesellschaft machen. Alle Erdbewohner werden Anteilseigner sein. Und niemand hat bisher gehört, daß jemand, der Aktien an einer Obstplantage besitzt, seine Bäume vernichtet.«

»Das mit Sicherheit nicht«, antwortete Amati, »weil ihm seine Aktie Gewinn bringt. Was hat ein x-beliebiger Erdbewohner davon, wenn er eine Aktie besitzt, die ihm bescheinigt, daß er ein Stück Erde besitzt? Woher kommt der Gewinn? Denn Gewinn für alle, das klingt wie ein Perpetuum mobile.«

»Aus Gründen der Vereinfachung erkläre ich es am Beispiel eines einzigen Staates. Das ganze Gebiet des Staates gehört den Bürgern. Der Boden, die Berge, die Flüsse. Alles. Und das muß unter ihnen verteilt werden.«

»Bravo«, sagte Pamela, »ich brauche keine Berge. Ich nehme die Grundstücke auf der Picadilly und den Buckingham Palast.«

»Es geht nicht, daß einer die teuersten Grundstücke bekommt und ein anderer die Moore in Schottland«, antwortete Nadja, »es ist eine Aktiengesellschaft. Es ist nicht so, daß jemandem, der eine Aktie von Daimler Chrysler besitzt, die Verkaufsräume der Firma in New York gehören und einem anderen Aktionär nur die Toiletten in der Detroiter Fabrik.«

Paul begann zu lachen.

»O.K. Und wie ist es mit den Bodenaktien im Terrismus?«

»Jeder, der ein Grundstück, also einen Teil des Bodens, egal, ob für ein Haus, eine Fabrik oder einen Golfplatz, für sich benutzt, zahlt dafür Miete in den Gemeinschaftsfond. Das ist der Gewinn, der an die Aktionäre, also an alle Bürger, verteilt wird. Jeder Bürger hat nur eine einzige, unveräußerliche, an ihn von der Geburt bis zum Tod gebundene Aktie. So bekommen alle Bürger den gleichen Anteil von ihrem gemeinsamen Gewinn. Sozialhilfe, Krankengeld und Renten sind damit hinfällig. Jeder hat genug Geld zum einfachen Leben.«

»Und wer wird dann arbeiten?« fragte Amati.

»Es wird so sein wie jetzt. Die Aktie ist nur das Grundeinkommen eines jeden Bürgers. Wer mehr haben will, um sich mehr leisten zu können, wird arbeiten. Also, wie jetzt.«

»Und wenn jemand ein Privathaus für sich bauen will?« fragte de Rozas.

»Der mietet sich auch ein Grundstück.«

»Und jetzt fangen die Probleme an. Wer bestimmt die Höhe der Miete?« fragte de Rozas. »Das wird ja ein Nährboden für Bestechungen und Vetternwirtschaft werden.«

»Gerade umgekehrt«, antwortete Nadja, »die Preise wird der freie Markt bestimmen. Also Angebot und Nachfrage.«

»Und was, wenn jemand einen Mietvertrag für hundert Jahre abschließt?«

»Die Höhe wird jedes Jahr angepaßt. Das ist nichts Neues, das machen die Grundstücksvermieter schon ewig. Aber für den Mieter im Terrismus ist es nicht relevant, weil in diesem Fall die Miete für alle Grundstücke steigt, also bekommt jeder aus seiner Aktie mehr Geld.«

»Und was machen wir mit denen, die schon Grundstücke haben und mehrere Villen, Ranches und Country-Clubs?«

»Denen wird es genommen«, brüllte de Rozas, »das ist dann doch eher Terrorismus.«

»Also, Madame Ardez«, sagte Paul, »ich glaube, jetzt sind wir bei einem heiklen Punkt angekommen.«

»Das glaube ich weniger«, antwortete Nadja ruhig, »die Lösung ist ganz einfach. Wer ein Grundstück hat, der muß dafür Steuern bezahlen. Für ihn ist es vorteilhafter, seinen Boden an den Staat zu verkaufen und von seiner Bodenaktie den Gewinn zu kassieren. Und weil im Terrismus die Regierung sehr viel Boden zum Bebauen freigibt, wird es keine Nachfrage für private Grundstücke geben.«

»Und alle bekommen ihre Grundstücke unter Preis«, sagte Amati.

»Sie bekommen die Grundstücke nicht, aber sie können sie mieten. Weil sehr viele Leute sofort mit dem Bau ihrer Häuser anfangen werden, kommt es zu einer übergroßen, anhaltenden Konjunktur. Und es gibt Arbeit für alle. Wir werden Häuser, Einrichtungen, Straßen, Baumaschinen, Infrastruktur und alles brauchen.«

»Also Sie haben schon alles gut durchdacht«, sagte de Rozas ironisch, und das alles im Dienste und für das Geld der französischen Regierung. Die werden sich bei Ihnen sehr bedanken.«

»Das glaube ich auch«, antwortete Nadja überlegen, »denn es wird für Frankreich und für die ganze Menschheit Vorteile bringen.«

»Aber wenn wir den Terrismus nicht einführen, werden in Ihrem Buch die intergalaktischen Piloten nicht die ganze Menschheit überleben«, stichelte Ursula.

»Gut, daß es keine intergalaktischen Piloten gibt. Sonst müßten wir wirklich Angst haben, daß die Welt plötzlich entvölkert wird. Da ist mir wirklich ein langsames Sterben im Kapitalismus angenehmer«, sagte de Rozas.

»Mir wäre angenehmer, wenn es zu keinem Tod, weder einem schnellen noch einem langsamen, sondern zu einem angenehmen Leben käme«, konterte Nadja.

William Stone, der die Diskussion ungeduldig verfolgt hatte, blickte zu Nadja und nickte unauffällig mit dem Kopf zur Tür.

»Aber jetzt habe ich genug. Morgen, beim Frühstück können wir weitermachen. Wir sitzen hier schon sehr lange. Und ich brauche jetzt ein wenig Bewegung«, sagte Nadja und wendete sich zu Stone.

»Werden Sie mich begleiten?«

»Mit Vergnügen« antwortete William.

Beide standen auf und gingen zur Tür.

William half ihr in einen von den dicken Mänteln, die alle Anwesenden nach der Ankunft bekommen hatten, und sie verließen den Speisesaal.

»Die geht, weil sie keine Argumente mehr hat«, sagte Ursula.

»Sie sollten eher hoffen, daß sie noch viele gute Argumente hat«, bemerkte Jane.

»Und können Sie mir sagen, warum?«

»Weil sie die Welt retten will. Und das war doch vor vielen Jahren auch das Ziel der grünen Politik.«

»Aber von Enteignungen war nie die Rede«, antwortete Ursula.

»Also höchste Zeit, daß damit endlich wieder jemand anfängt«, sagte Jane.
»Riesige Flächen in Südamerika gehören einigen wenigen. So wird der Urwald nicht überleben. Und überall ist es immer dasselbe. Riesige Teile der Erde in privaten Händen. Aber ökologische Steuern zahlen alle. Warum soll ich für den Garten meines Nachbarn zahlen?«

»Sie zahlen nicht für den Garten, sondern für die Luft, die sie atmen.«

»Hören Sie auf mit dem Quatsch. Darüber haben wir schon am Flughafen geredet. Also noch einmal, damit Sie es begreifen: Ich kann nur dort atmen, wo ich sein darf. Es ist wie in einem Atomkrieg. Wer so einen Bunker, in dem wir jetzt hocken, hat, der könnte überleben.«

»Eigentlich reichlich ungerecht«, sagte Paul nachdenklich, »denn die Bunker haben wir auch alle bezahlt. Von unseren Steuern.«

26. Pentagon. Bradfords Büro.

Im Pentagon herrschte Alarmstufe rot.

»Wo ist der Präsident?« fragte General Bradford.

»In seinem Bunker im Weißen Haus. Wir können ihn nicht herausbringen.

Momentan gibt es auf der ganzen Welt kein verlässliches Beförderungsmittel. Alle Instrumente sind fehlerhaft.«

»Stone hat wieder einmal seinen Glückstag. Die ganze Welt hat Probleme und er besucht gerade mit seinen Idioten den sichersten Bunker der ganzen Welt.« Jake Bradford versuchte seine Ruhe zu behalten. »Zum Glück hat Morton durchgegeben, wen er in den Rubicon eingelassen hat. Geben Sie gleich die Besucherliste an Rubicon weiter. Captain O´Hara muß wissen, wen Morton ihm dort angeliefert hat. Er wird sie dort wahrscheinlich länger haben.«

»Yes, Sir«, antwortete sein Adjutant und verschwand hinter der Tür.

27. Rubicon. Korridor zum Aufzug.

Nadja und Stone gingen dicht nebeneinander durch den Korridor, der parallel zum Flughafen verlief.

An seinen Wänden hingen Rohre, Kabel und Leitungen in verschiedenen Durchmessern und Farben, die den Bunker mit frischer Luft, Wärme und Energie versorgten.

In gleichmäßigen Abständen auf beiden Seiten befanden sich stählerne, mit Zahlen beschriftete Türen.

»Warum wollten Sie mit mir an solch einem gruseligen Ort sprechen?« fragte Nadja.

»Weil ich es für unmöglich halte, daß uns hier jemand abhören könnte.«

»O.K. Worum geht es?«

»Was wissen Sie von Carola?«
Nadja hob die Augenbrauen.
»Carola? Wer ist Carola?«
»Ein Mädchen, das sich mit Cobb getroffen hat.«
»Das ist noch zuwenig. So kommen wir nicht weiter«, sagte Nadja.
»In Dakar hat Cobb eine gewisse Carola getroffen«, antwortete Stone, »und es war nicht das erste Mal. Sie haben sich bei einer Aktion getroffen, bei der auch Praktikanten von New Generation waren.«
»Wie heißt sie weiter?«
»Parker. Carola Parker.«
Nadja schüttelte den Kopf.
»Kenne ich nicht.«
»Wissen Sie, wo sie jetzt ist?«
Nadja lachte auf.
»Wie soll ich es wissen?«
»Aber ich weiß es. Carola von New Generation«, sagte Stone mit Nachdruck, »ist bei einem Autounfall gestorben.«
»Also, was wollen Sie noch?«
»Einen Beweis.«
»Carola ist doch tot.«
»Aber angeblich hat sie Ihnen etwas gegeben.«
»Nicht, daß ich wüßte«, antwortete Nadja kühl, »ist das alles, worüber Sie mit mir sprechen wollten? Ist das der einzige Grund, warum ich mit Ihnen an diesen gräßlichen Ort fliegen mußte?«
»Bei manchen Geschäftsbesprechungen ist es besser, wenn niemand zuhören kann.«
»Was für eine Geschäftsbesprechung sollte das sein? Zu einem Geschäft gehört erstens die Ware, dann einer, der verkaufen und ein anderer, der kaufen will. Also fehlen uns zwei Voraussetzungen. Ich habe nichts und kann nichts verkaufen.«
Stone sprach weiter, ohne seine Miene zu verziehen.
»Carola hat die Methode Lewinsky benutzt.«
»Und wo ist das Kleid? Und wer sucht es?« fragte Nadja. »Cobbs Freunde oder Sie?«
»Das kann Ihnen egal sein. Aber es könnte Ihnen Millionen einbringen.«
»Also, erstens habe ich kein fremdes Kleid. Zweitens weiß niemand, ob es wirklich existiert, drittens weiß ich nicht, wo es sein könnte und viertens, und das ist das gravierendste, es interessiert mich überhaupt nicht«, sagte Nadja.
»Aber es interessiert sehr wichtige Leute.«
»Das ist mir egal.«
Stone wurde ernst.
»Aber mir nicht«, sagte er, »schon wegen Ihnen.«
Sie verließen den Korridor und bogen in eine Nische. Die endete an einer großen Tür über der ein rotes Licht leuchtete.
»Was ist das?« fragte Nadja.
»Wahrscheinlich ein Aufzug. Aber zu dem haben wir keinen Zugang.«
»Das beruhigt mich. Ich wollte ihn auch nicht benutzen. Wie viele Etagen hat dieser Bunker?« fragte sie.
»Zehn. Aber das war wahrscheinlich nicht das, was Sie mich fragen wollten.«
»Und was wollte ich Sie fragen?«

»Wahrscheinlich, wie tief der Aufzugsschacht ist.«
»Sie haben recht. Also, wie tief ist er?«
»Fünfhundert Meter.«
»In diesen Aufzug würden Sie mich nicht hineinkriegen.«
»Hätten Sie Angst?« fragte William höhnisch.
»Ja. Nach dem, was Sie mir heute erzählt haben, auf jeden Fall. Gehen wir lieber zu den anderen.«

Sie gingen schweigend zurück.

Plötzlich war von der Ferne ein leises Geräusch zu hören. Es wurde immer lauter.

»Was ist das?« fragte Nadja.

»Nichts Bedeutendes. Die Jungs überprüfen etwas. Dafür sind sie da. Das ist der eigentliche Sinn des Fluges. Wir haben uns nur angeschlossen.«

Das Geräusch wurde immer lauter. Und es näherte sich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit.

Nadja preßte die Hände an ihre Ohren. In diesem Augenblick kam eine riesige Druckwelle auf sie zu und schleuderte sie zu Boden. Ihre Körper wurden von der Druckwelle mitgerissen und rutschten auf dem glatten Untergrund.

Nadja rollte sich zusammen. Sie zog ihre Knie zum Körper und schützte mit beiden Händen ihren Kopf. Mit einem Schlag landete sie an der Tür zum Aufzug. Dann spürte sie den Aufprall von Stones Körper. Der enorme Luftdruck erschwerte ihnen das Atmen.

Das rote Licht über der Tür fing an zu blinken. Nachdem es erlosch, leuchtete ein grünes Licht auf. Gleichzeitig öffnete sich die Tür zum Aufzug. Ein Windstoß schob sie in die Kabine und preßte sie an die Wand.

Die Tür schloß sich und in der Kabine wurde es windstill. Der Aufzug setzte sich ruckartig in Bewegung, und die Kabine schoß in die Tiefe.

28. Raumschiff.

Im Raumschiff blinkte das rote Licht. Der schrille Ton einer Glocke bohrte sich in Toms Trommelfell. Er sprang automatisch zum Steuerpult. Auf dem Monitor leuchtete ein roter Schriftzug: »Der Flug wurde unterbrochen. Bestätigen Sie!«

Tom betätigte die Taste.

Diese Wichtigtuer, dachte er, die wissen schon Wochen im voraus, daß ich den Befehl zum Rückflug bekomme, aber sie geben ihn mir, wenn ich grad einmal gut schlafe. Schon bei der Fernsehpanne habe ich geahnt, daß sie sich etwas einfallen lassen, um mich aufzuscheuchen. Offensichtlich können sie nicht begreifen, weshalb ich noch nicht verrückt geworden bin und jetzt werden sie mit verschiedenen blödsinnigen Tricks anfangen.

Am Monitor erschienen weitere Anweisungen.

Das ist eine automatische Meldung. Sie wurde aktiviert, weil alle Verbindungen unterbrochen sind.

Sie befinden sich im Regierungsbunker Styx im Simulationsareal für interstellare Flüge. Sie haben die ganze Zeit die Erde nicht verlassen. Sie sind der Kommandant des Objektes Styx. Alle Personen, die sich im Bunker befinden, unterliegen bedingungslos Ihrer Befehlsgewalt. Sie sind nach dem Vertrag mit der Regierung der Vereinigten Staaten der einzige und alleinige Inhaber des Objektes Styx und des Grundstückes im Umkreis von hundert Kilometern um den Bunker und der ganzen Einrichtungen, Ausrüstungen, Vorräte und allem, was sich im Bunker befindet. Sie sind verpflichtet, die Gesetze der USA zu befolgen.
Gott schütze Sie.

Tom, dem beim Lesen ein Lächeln auf den Lippen lag, begann laut zu lachen.
»Also, Kwak, jetzt siehst du, wie uns die Jungs vom Versuch verschaukeln wollen.«
Kwak war Toms Talisman. Es war eine ungefähr fünfzehn Zentimeter große, ursprünglich weiße, kugelartige Figur aus Plüsch mit rundem Kopf und dünnen Beinchen. Wenn man sie auf den Bauch drückte, dann quakte sie dreimal.
»Jetzt bin ich neugierig, was sich unsere Freunde so ausgedacht haben. Wahrscheinlich sind sie nicht zufrieden, daß hier alles so problemlos abläuft.«
Tom grinste und las weiter:

Das Raumschiff befindet sich in der 4. Etage. Nach dem Verlassen des Raumschiffes gehen Sie durch die Halle in den Korridor Raum Nummer 401. Dort rufen Sie Ihre Informationen ab. Paßwort: »Langer Marsch.«
Vor dem Verlassen des Raumschiffes geben Sie Ihr Paßwort ein. Ihr Gesicht wird vom Bildschirm registriert. Alle Türen und alle Sicherheitssysteme im Styx sind dann auf Ihr Gesicht kodiert.

Tom gab »Merzuga« ein. Das war ein versandetes Schluchtlabyrinth zwischen den phantastischen Steinbergen der Zentralsahara.
Tom überlegte laut.

»Vielleicht ist es nur ein Trick. Stell dir vor, Kwak, jemand hat sich in unser Netz eingehackt und prüft, ob wir im All aussteigen werden. Zuerst schauen wir uns alles genau an und dann machen wir alles nach Vorschrift.«

Tom öffnete den inneren Fensterschutz. Statt des gewohnten Blickes ins Universum mit vielen Sternen, wie bei seinem Flug, sah er nur eine dunkle Mattscheibe.

Er wiederholte es bei allen anderen Fenstern.

»Jetzt schauen wir noch, was zu Hause los ist«, sagte Tom und schaltete auf die Polizeikameras um.

Die Borduhr zeigte 22.35 Uhr.

Er rief Washington ab.

Der Monitor blieb schwarz.

Tom rief New York, London, Moskau und Peking der Reihe nach ab.

Die Monitore blieben schwarz.

»Also die machen jetzt auf ganz dramatisch«, sagte Tom. »Aber wenigstens kommt ein bißchen Bewegung ins Spiel.«

29. Rubicon. Aufzug.

Der Aufzug bewegte sich nicht mehr.

Nadja und Stone lagen am Boden.

In der Kabine leuchteten auf dem Monitor Hinweise in roten Buchstaben:

Gefahr!

Die Kabine ist ohne Strom!

Batterieversorgung eingeschaltet!

Benachrichtigen Sie die Rettungsmannschaft!

Nadja versuchte sich mit zitternden Beinen aufzurichten, was ihr nach einigen Bewegungen gelang. Dann drehte sie vorsichtig den Kopf auf beide Seiten, überprüfte die Beweglichkeit der Hände und schüttelte ihre Beine durch.

Sie war mit dem Ergebnis zufrieden.

»Was ist passiert?« fragte sie Stone, der langsam zu sich kam.

»Ich weiß es nicht«, antwortete er und blieb am Boden sitzen.

»Versuchen Sie, vorsichtig und langsam den Kopf zu bewegen. Beim ersten Anzeichen eines Schmerzes hören Sie damit sofort auf.«

»Warum?« fragte William.

»Damit Ihnen der Kopf nicht abfällt, falls Sie einen gebrochenen Halswirbel haben. Ich möchte hier nicht mit einer Leiche sitzen bleiben.«

»Sie haben einen seltsamen Sinn für Humor«, antwortete Stone angewidert, tat aber trotzdem, was ihm Nadja angeordnet hatte.

»Ahnen Sie, was passiert ist?« fragte Nadja erneut.

»Es muß etwas mit der Wartung zu tun haben«, murmelte Stone.

»Also, die müssen einen Superstaubsauger in Betrieb gesetzt haben«, sagte Nadja ironisch, »und jetzt benachrichtigen Sie endlich die Rettungsmannschaft, damit die auch wissen, daß ihre Wartung erfolgreich war.«

William berührte die leuchtende Aufschrift und am Display erschien:

»Verbindung mit der Rettungsmannschaft o.k.«

»Hier läuft alles planmäßig ab«, sagte Nadja, »auch die Tür vom Aufzug öffnet sich im richtigen Augenblick.«

»Die aktiviert sich automatisch bei jeder Gefahr, damit sich die Mannschaft retten kann.«

»Möglich. Wo sind wir eigentlich?«

»Einen halben Kilometer unter der Erde.«

»Also sind wir ganz unten. Wenigstens können wir nicht noch tiefer abstürzen. Wenn es hier zehn Etagen gibt, dann sind wir fünfhundert Meter unter dem Flughafen. Aber das ist ein einfaches Rätsel. Ich wollte wissen, wo wir sind?«

»Im Bunker der Vereinigten Staaten.«

»Von denen habt ihr mehrere. Aber in welchem sind wir?«

»Dieser Bunker wird von den Piloten Rubicon genannt. Wegen des kleinen Flusses unten im Canyon. Aber wo er genau liegt, das ist ein Staatsgeheimnis«, antwortete Stone.

»Wir sind circa zwei Stunden geflogen. Also sind wir irgendwo in den Rocky Mountains.«

»Haben wir vorhin nicht von etwas anderem gesprochen?« fragte Stone.

»Nein«, antwortete Nadja mit Nachdruck, »das Thema ist beendet. Und ich möchte nicht, daß sich die Rettungsmannschaft auf unsere Kosten unterhält. Sagen Sie mir lieber, wofür so ein Bunker noch gut sein soll.«

»Momentan zu nichts. Aber wenn wir sie schon gebaut haben, dann müssen wir sie auch warten.«

»Mich würde am meisten freuen, wenn sie endlich mit der Wartung bei uns anfangen. Und jetzt ruf ich sie noch an, damit sie uns schleunigst hinaufziehen.«

Nadja holte ihr Telefon hervor.

Am Display erschien: Keine Verbindung.

»Das hätte ich mir denken können«, sagte sie enttäuscht. »Wir müssen warten.«

30. Rubicon. Operationszentrale.

Tom war bereit, das Raumschiff zu verlassen. Aus der Brusttasche seines Overalls lugte Kwaks Kopf. Er stellte sich vor den Ausgang.

Das grüne Licht leuchtete auf.

Tom hob den durchsichtigen Schutzdeckel und betätigte die Türtaste.

Die Verschlüsse bewegten sich mit leisem Knacken und die Tür öffnete sich.

Tom schaute in die Dunkelheit. Einige Meter entfernt sah er eine kleine flimmernde Anzeige und neben ihr ein kleines rotes Licht. Er ging zurück zum Schaltpult, kam mit einer Taschenlampe zur Tür und leuchtete hinaus. Er sah einen großen leeren Raum. Die Anzeige befand sich an der Wand neben der gegenüberliegenden Tür.

Leicht angespannt ging er auf sie zu.

Gefahr!

Stromversorgung unterbrochen!

Batterieverorgung bereit zum Einschalten!

Tom betätigte den Schalter und in der Halle wurde es hell. In der Mitte stand eine große Halbkugel. Es war Toms Raumschiff. Statt Fenster waren Bildschirme angebracht, die den Blick ins Universum simuliert hatten.

Erst jetzt bemerkte Tom die Kälte. Er zog sich einen neben der Tür hängenden Mantel an und stellte sich vor die Tür.

Das grüne Licht leuchtete auf und die Tür öffnete sich. Vor ihm war ein dunkler Korridor. Er leuchtete hinein.

Bei dem Gedanken, daß er sein warmes, gut ausgestattetes Raumschiff verlassen hatte, spürte er ein leichtes Unbehagen. Er betrat den Korridor. In dem Moment schaltete sich die Beleuchtung ein. Er ging den Korridor entlang und blieb bei 401 stehen.

Das rote Licht verwandelte sich in Grün und Tom trat ein in einen dunklen Raum. Die leuchtenden Schriften waren die gleichen:

Gefahr!

Stromversorgung unterbrochen!

Batterieverorgung bereit zum Einschalten!

Tom drückte den Schalter und sah sich um. Er war in der Operationszentrale. An der Frontwand waren im Halbkreis Monitore aneinandergereiht. Tom setzte sich hinter ein riesiges Pult und schaltete den Computer an. Nach Eingabe des Paßwortes »Langer Marsch« wählte er »STYX«.

Zwei Monitore am Pult erhellten sich. Auf dem einem war der horizontale und auf dem anderen der vertikale Durchschnitt des Bunkers abgebildet. Tom sah Räume, Aufzüge, Hallen, Magazine und Werkstätten, verbunden mit kilometerlangen Korridoren und Schächten.

Der Bunker hatte insgesamt zwölf Etagen.

Der Einflugtunnel war auf der Ebene Zero. Über ihr waren Galerien und die Antennenräume mit den Gipfelausgängen. Unter der Ebene Zero waren neun Etagen. Wohn-, Arbeits- und Gesellschaftsräume, Bibliothek, Turnhallen, Schwimmhalle, Zisternen mit Wasser, Aggregate, Magazine, Munitionsdepots, Maschinenräume, Werkstätten und Treibstoffdepots. Ganz unten war ein Rettungsausgang. Neben ihm eine unterirdische Garage mit Snowmobilen, Quads und drei Motorrädern.

Im Plan des Bunkers waren an vielen Stellen Symbole für Kameras angebracht. Tom klickte sie an, aber die Monitore blieben dunkel.

»Schöne Einrichtung. Aber nur, wenn sie funktioniert, wir werden uns selbst umsehen müssen«, sagte Tom zu Kwak.

Tom klickte auf »Orientierung im Styx« und las:

»Orientierungsmobile sind im Schrank bei der Tür. Damit können Sie telefonieren und zugleich zeigen sie Ihnen, wo Sie sich im Bunker befinden. Sollten die roten Türlampen bei Pannen nicht leuchten, aktivieren Sie sie mit der Aktivierungstaste am Mobil.«

Tom schaltete den Rechner aus, holte das Orientierungsmobil und schaltete es ein. Auf dem Display erschien sein Standort im Bunker.

Sein Gesicht verzog sich zum breiten Grinsen. Er neigte den Kopf, schaute zu Kwak in seiner Brusttasche und sagte: »Du weißt sicher schon, was wir machen werden, oder?« und drückte ihn leicht auf den Bauch.

»Quak, quak, quak«, ertönte es zurück.

»Genau«, antwortete Tom und stand auf, »wir gehen auf den Gipfel.«

31. Aufzug.

Der Aufzug stand noch immer.

»Langsam gefällt es mir nicht mehr«, sagte Stone nach drei Stunden, »daß sich noch niemand gemeldet hat.«

»Wenn dort ein Freund von Cobb ist, dann wundere ich mich nicht«, antwortete Nadja.

»Wie meinen Sie das?«

»So wie ich es sage. Jemand will Sie loswerden.«

Stone erstarrte.

»Das schlimmste ist dabei«, fuhr Nadja fort, »daß es jetzt nach zwei Mumien im Bunker aussieht.«

Stones Gesicht verfinsterte sich.

»Vielleicht haben Sie recht. Wir durften uns nur in der Ebene Zero bewegen. Und jetzt sind wir in der neunten. Hier kann uns niemand so schnell finden.«

Nadja biß sich auf die Lippen.

»Wenn jemand glaubt, daß ich ein Opferlamm bin, dann irrt er sich gewaltig. Ich bin nicht das dumme Lämmchen. Lesen Sie Krimis?« fragte sie Stone.

»Manchmal. Was hat das damit zu tun?«

»Kennen Sie die Totmannschaltung?«

Stone wurde hellhörig.

»Sie funktioniert folgendermaßen«, erklärte Nadja, »ein Gangster, der eine Geisel genommen hat, hält in seiner Hand eine entscherte Granate mit dem Finger auf der Sicherung. Aber nur, solange er lebt. Wenn ihn jemand umlegen würde, dann würde er automatisch die Finger lockern, die Granate würde explodieren, und alle um ihn herum wären tot. Auch die Geisel. Und die Deutschen haben dafür einen schönen Namen: Totmannschaltung. Das ist etwas, das erst nach dem Tod zu funktionieren beginnt. So etwas habe ich auch. Ich habe verschiedene interessante Beweise an verschiedenen Orten deponiert. Sollte ich zufällig sterben, oder sollte ich verschollen bleiben, dann werden diese von verschiedenen Leuten in verschiedenen Staaten veröffentlicht.«

»Und warum schreien Sie so?« fragte Stone.

»Weil ich will, daß man mich gut hört. Und weil ich nicht weiß, in welche Richtung ich sprechen soll, damit es das verdammte Mikro ohne Störungen weitergibt.«

»Und Sie denken, daß ...« Stone sprach nicht weiter.

»Ich denke nichts. Aber ich möchte nicht, daß jemand einen Fehler macht, nur weil ihm diese wichtige Information gefehlt hat.«

Nach einer Weile brach Stone das Schweigen.

»Geholfen hat es nicht.«

»Scheint so.«

»Aber jetzt weiß ich, daß Sie etwas haben«, sagte William.

»Das hilft Ihnen auch nichts«, antwortete Nadja und hüllte sich in Schweigen.

Die Luft in der Kabine war angenehm warm. Die Beleuchtung funktionierte, aber sonst hatte sich nichts geändert. Nadja wurde unruhig.

Wenn es kein technischer Fehler ist, dann sitzen wir schön in der Tinte. Dann wollen sie nicht nur einen, sondern uns beide erledigen, dachte Nadja und sagte laut: »So, und jetzt ist es allerhöchste Zeit, daß wir uns darum kümmern, wie wir hier herauskommen. Langsam befürchte ich, daß es eher zu einer Katastrophe als zu einer Panne gekommen ist. Das mit dem Orkan im Korridor war nicht normal.«

»Es ist doch möglich, daß in dem Augenblick, in dem der Tornado vorbeizog, das Einflugstor offen war. Durch den Trichtereffekt im Korridor entstand dieser wahnsinnige Druck«, sagte Stone.

»Daß der Aufzug die Türen öffnete und uns nach unten gebracht hat, haben Sie als eine automatische Vorrichtung erklärt, o.k. Aber wieso fährt der Aufzug jetzt nicht mit uns nach oben?«

»Vielleicht dauert die Gefahr noch an.«

»Dann hätten die oben schon längst mit uns Verbindung aufgenommen.«

»Da bin ich mir nicht so sicher. Die können doch nicht wissen, wo wir sind. Und bis zum Abflug haben wir noch viele Stunden Zeit.«

Nadja war sich nicht sicher, ob Stone Theater spielte, weil er von ihr die Informationen über Cobb herauslocken wollte.

»Ich habe keine Lust mehr, abzuwarten, ob überhaupt etwas passieren wird. Mit Sicherheit gibt es hier irgendwelche Sicherheitsvorrichtungen. Vielleicht eine Leiter, die neben der Kabine nach oben führt«, sagte sie.

»Wahrscheinlich schon«, antwortete Stone, »aber ich habe keine Lust in einem unbekanntem Rohr fünfhundert Meter hochzukriechen. Und schon überhaupt nicht, wenn der Monitor Verbindung mit der Rettungsmannschaft ok. zeigt.«

Nadja berührte die Anzeige »Ebene Zero«. Der Aufzug rührte sich nicht.

»Also das ist für mich keine normale Situation. Und für unnormale Situationen gibt es eine Leiter«, sagte sie.

»Aber fünfhundert Meter auf einer Leiter, das ist eine wahnsinnige Leistung. Das wird Stunden dauern«, protestierte Stone.

»Darum gilt es, je früher, desto besser. Schon aus praktischen Gründen. Beide werden wir aufs Klo müssen. Und ich habe keine Lust, im Gestank zu sitzen.«

»Das werden wir auf der Leiter auch müssen.«

»Aber es fällt runter«, sagte Nadja und bewegte eine kleine Klinke an der Kabinenwand, »und das hier ist unser Weg zum Himmel.«

Ein Teil der Wand öffnete sich. Neben dem Aufzug lief ein ellipsenförmiges, im Licht der Kabine glänzendes Rohr nach oben. Die Tür in das Rettungsrohr war zu und über ihr leuchtete ein grünes Licht. Nadja steckte den Kopf aus der Kabine und schaute nach oben. Das Rohr, die seitlichen Schienen und die Zugseile verloren sich in der Dunkelheit. Nadja öffnete die Tür zum Rettungsrohr. Im Inneren war eine beleuchtete Aluminiumleiter.

»Es sieht sehr gut aus«, meldete Nadja. Sie faßte den Haltegriff neben der Tür und setzte sich mit einem langen Schritt hinüber. Das Rohr war in fünf Meter hohe Sequenzen eingeteilt, die voneinander mit Metallgittern getrennt waren.

Jeder Boden hatte den Durchgang auf der gegenüberliegenden Seite. Dieses Zickzacksystem erleichterte den Aufstieg und verhinderte eventuelle Verletzungen durch herabfallende Gegenstände.

»Kommen Sie her«, rief Nadja, »es wird ein problemloser Aufstieg werden. Er ist luxuriöser als ich gedacht habe.«

Stone erreichte das Rohr.

»Frische Luft haben wir en masse, und beleuchtet ist es auch«, sagte Nadja, »schlecht ist es nicht.«

Stone seufzte.

»Das Schlechteste kommt noch. Der Aufstieg.«

»Hauptsache, es rührt sich etwas. Das Schlimmste ist das Warten«, sagte Nadja und fing an zu steigen, »es ist weniger als zweimal der Eiffelturm.«

»Der hat eine Reihe von Aufzügen und ein Restaurant in der Mitte. Was gäbe ich dafür, jetzt in Paris zu sein«, jammerte Stone.

»Wenn Sie gesagt hätten, was Sie von mir wollen, dann könnte wenigstens ich dort sein.«

»Das würde Ihnen so passen.«

»Nicht nur mir, sondern auch Ihnen«, sagte Nadja, »dann hätte Sie Cobb nicht fünfhundert Meter herunterlassen müssen.«

»Es sind schon weniger«, antwortete Stone.

»Oben erwarten uns Delikatessen aus Ihren Konserven«, lachte Nadja und beschleunigte das Tempo.

Nach einer Stunde machten sie Pause und setzten sich auf den Boden.

Plötzlich hob Nadja den Kopf.

»Was war das?«

Stone blickte sie fragend an.

»Es klang wie Schritte«, sagte Nadja leise.

Beide lauschten.

»Wo?« fragte Stone.

»Hinter der Tür«, antwortete sie unsicher und zeigte auf den elektronisch gesicherten Ausgang zur vierten Etage.

Es war nichts zu hören.

»Wahrscheinlich Halluzinationen. Aber was sollten wir in der vierten Etage. Trotzdem schade. Vielleicht wäre dort ein Depot mit Nahrungsmitteln.«

»Sie denken nur ans Essen«, sagte Stone.

»Auch ans Trinken. Immer nur an das, was momentan am Wichtigsten ist. Das Schönste, was ich mir jetzt vorstellen kann, sind zwanzigtausend Packungen mit Eintagesrationen. Das halte ich für eine größere Erfindung als den ganzen Bunker.« Stone nickte.

»Sie haben recht. Aber ich kann mich nicht entscheiden, welche Version mir angenehmer ist?«

»Um welche Versionen geht es?«

»Ob wir da unten wegen einer Panne sind, oder weil es sich jemand gewünscht hat.«

»Das werden wir oben gleich erfahren. Bei einer Panne ist die Gefahr für uns in dem Moment vorbei, wenn wir das Rohr verlassen. Bei der zweiten Variante kommen wir aus dem Rohr nicht mehr hinaus. Aber, um es zu wissen, müssen wir noch eine Weile klettern. Also, allez!«

32. Tom am dem Gipfel.

Tom erreichte die Ebene A. Vom Gipfel trennten ihn nur noch wenige Meter. Er kletterte nach oben und vor der Öffnung blieb er kurz stehen. Dann öffnete er die Schleuse und mit zwei Schritten stand er draußen. Tom atmete die frische, kalte Luft tief ein.

Der Himmel war noch dunkel, aber die schwarzen Konturen der Berge begannen sich vom langsam heller werdenden Himmel zu trennen. Der Morgen war nah.

Im Osten zeigte sich ein schmaler roter Streifen. Er wurde immer länger und die Sterne verloren allmählich ihren Schimmer. Dann tauchte die Sonne über dem Horizont auf.

Tom hielt den Atem an.

Über dem beleuchteten Himmel schwammen rote Wolken. Und der Himmel war grün.

Wenn auch das zu meinem Testprogramm gehört, dachte Tom, dann ist es die erste Sache, die ihnen perfekt gelungen ist. Er konnte nicht begreifen, wie das alles zu seinem Testprogramm gehören sollte. Dann fiel ihm ein, daß er etwas mit den Augen haben könnte. Aber die Farben auf den Monitoren im Bunker hatte er noch authentisch gesehen. Und bevor er aus dem Bunker ausstieg, hatte er alle Meßgeräte

kontrolliert. Temperatur, chemische Luftanalyse und Radioaktivität, alles war o.k. Er hatte beschlossen, daß es nichts Gefährliches sein konnte, auch wenn es ein ungewöhnlicher Anblick war. Tom setzte sich eine dunkle Brille auf, lehnte sich an die steile Steinwand hinter ihm und schaute in den Himmel.

33. Speisesaal.

Im Speisesaal sah es aus wie nach einem schweren Besäufnis.

Die Teilnehmer der Exkursion lagen in verschiedenen Positionen um den Tisch herum. Paul faßte sich an den Kopf.

»Verdammt, das muß gestern eine Party gewesen sein. So einen Schädel habe ich schon lange nicht mehr gehabt. Und einen Filmriß habe ich auch. Ich kann mich überhaupt nicht erinnern, wann wir mit dem Saufen angefangen haben.«

»Ich kann mich nur an so ein schreckliches Getöse erinnern. Es wurde immer stärker und dann war schon Schluß«, sagte Pamela.

»Aber vor dem Ende kam noch Frau Mayer herein«, Jane drehte sich zu Ursula, »da hatten Sie Glück.«

»Ich wollte mir nur noch schnell Pillen aus meinem Zimmer holen. Von der Diskussion habe ich Kopfschmerzen bekommen«, antwortete Ursula, »aber dann hörte ich ein Geräusch. Ich bekam Angst und bin schnell zurück. Aber uns fehlen Herr Stone und Frau Ardez. Die sind gestern als erste weggegangen. Die Frage ist: Wo sind sie jetzt?«

»Die Frage war: Gehen wir zu dir oder zu mir? Das ist doch die meistgestellte Frage«, sagte Paul.

»Bei Ihnen vielleicht«, griff ihn Jane an, »und die zweite wird wahrscheinlich werden: Oben oder unten?«

»Ich befürchte, daß Sie noch sehr unerfahren sind«, antwortete Paul, »es gibt mehrere Möglichkeiten als nur diese zwei.«

»Auf jeden Fall«, sagte Vittorio, »aber darauf kommt man erst mit der Zeit.«

»Das interessiert mich weniger«, sagte Marie-Helène leicht gereizt, »mich interessiert mehr, was für ein blöder Trick das Ganze war. Das kann doch nicht ein Teil unseres Programms gewesen sein. Vielleicht kann es uns Kate erklären.«

»Das kann ich leider nicht. Ich fliege nicht regelmäßig hierher. Ich bin nur wegen Ihnen hier. Aber ich vermute, daß es sich um einen Test im Rahmen der Wartung handelt.«

Paul stellte sich auf die Beine.

»Wenn es ein Test war, dann haben Sie ihn mit uns durchgeführt. Wahrscheinlich eine neue Methode zur Bekämpfung eines Aufstandes im Bunker.«

»Herr Stone wird etwas Genaueres wissen«, sagte de Rozas, »aber auf jeden Fall war es unverantwortlich, so etwas in unser Programm zu integrieren.«

»Wir haben noch überhaupt nicht gemerkt, daß Albert fehlt«, schrie Pamela auf, »der ist doch noch vor Frau Mayer verschwunden.«

34. Ebene Zero.

Nadja steckte ihren Kopf durch die Öffnung des Zwischenbodens und atmete vor Erleichterung auf. Sie war noch nicht draußen, aber sie war oben. Das Rettungsrohr war zu Ende. Auf beiden Seiten waren Türen. Eine führte zum Aufzug und die andere zur Ebene Zero.

Nadja setzte sich auf den Boden und wartete.

Von unten hörte sie am schweren Atmen und dem metallischen Geräusch der Leiter, wie sich Stone Schritt für Schritt nach oben bewegte.

Dann erschien sein Kopf in der Öffnung.

»Den Teil haben wir hinter uns«, stieß er hervor, »jetzt müssen wir nur noch aus dem Rohr hinaus. Und dann werden wir gleich wissen, woran wir sind.«

Er setzte sich neben Nadja.

»Lassen Sie mich ein wenig durchatmen. Wenn es uns nicht gelingt, die Tür zu öffnen, dann bekomme ich garantiert einen Herzinfarkt.«

Nadja stand auf.

»Fürs Durchatmen werden wir noch genug Zeit haben. Wenn wir hier nicht herauskommen, vielleicht einige Tage, und wenn wir es schaffen, noch viele Jahre.«

Stone beobachtete sie wortlos.

Nadja packte mit einem entschlossenen Griff die Klinke und drückte sie nach unten. Über der Tür erschien ein grünes Licht. Dann gab die Tür nach.

Nadja stieg aus dem Rohr und ging hinaus. Stone folgte ihr.

Sie waren im Korridor der Ebene Zero.

Nadja dehnte ihre Arme und Füße.

»Morgen werden uns alle Muskeln schmerzen. Egal. Gleich nach der Ankunft lege ich mich in die Badewanne mit heißem Wasser und bleibe dort den ganzen Tag. Und ich lasse mir eine große Portion Spaghetti bringen und eine noch größere Portion griechischen Salat. Dann trinke ich zwei Flaschen Mineralwasser, danach eine Kanne Earl Grey und dann springe ich kopfüber ins Bett.«

»Ich kann mir das als das ideale Programm vorstellen. Aber Sie erwartet doch eine spannende Pressekonferenz.«

»Die würde ich am liebsten bei mir im Hotelzimmer veranstalten, aber das wird wahrscheinlich nicht gehen, o.k. Aber gleich danach ziehe ich mein Privatprogramm wie geplant durch.«

Sie näherten sich dem Speisesaal.

»Ich bin neugierig, wie es unseren Gästen erging«, sagte Stone.

»Ich auch, aber noch lieber möchte ich wissen, was das vorhin war.«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Stone und zuckte mit den Achseln, »mit Sicherheit ein technischer Fehler. Und das hat mich sehr beruhigt.«

Sie kreuzten eine Lichtschranke und die nächste Sequenz erhellte sich.

»Aah«, schrie Stone plötzlich auf.

Nadja drückte sich automatisch an die Wand.

Vor ihnen lag eine Gestalt am Boden.

»Er rührt sich nicht«, sagte Stone.

»Wer ist es?« fragte Nadja.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Stone und beugte sich über den Mann.

Es war Albert Summer.

Nadja kniete sich nieder, um festzustellen, ob er noch atmete.

»Er atmet regelmäßig«, sagte sie trocken und legte zwei Finger auf seine Halsschlagader, »sein Puls ist o.k.«

»Sie machen das ganz professionell«, bemerkte Stone.

»Wie alles«, antwortete Nadja ruhig und betastete Alberts Kopf. Ihre Finger hatten etwas Klebriges ertastet. Sie hob die Hand ins Licht. Blut.

»Wahrscheinlich hat er sich beim Fallen verletzt«, sagte Stone, »aber was hat er hier eigentlich gesucht?«

»Das weiß ich nicht«, Nadja spuckte sich auf die Finger und wischte sich das Blut gründlich ab, »vielleicht ist er uns gefolgt.«

»Und warum?«

»Hoffentlich nur weil er wissen wollte, was wir uns erzählen.«

»Seit Carola haben sie irgendwie schwache Nerven«, sagte Stone, »glauben sie nicht, daß wir uns einigen sollten?«

»Ich weiß nicht, wovon sie reden.«

»Schon gut«, resignierte Stone, »dann bringen wir jetzt den armen Kerl in den Speisesaal.«

»Das geht nicht. Wir lassen ihn hier liegen. Das hält er ohne Probleme aus. Wir werden ihn später auf einer Bahre transportieren.«

Stone sah sie fragend an.

»Sie glauben, daß wir ihn nicht tragen können.«

»Nur wie einen Kartoffelsack. Und das ist bekanntlich schlecht für die Halswirbelsäule.«

»Wie bekannt«, sagte Stone trocken. Ihre Souveränität ging ihm auf die Nerven, »und was wollen Sie tun?«

»Sie holen ein paar Helfer. Ich warte bei ihm, damit er nicht erstickt, wenn er kotzen sollte. Er stinkt stark nach Alkohol. Wahrscheinlich hat er schon im Flugzeug gebechert. Und die Bahre steht neben der Tür zum Speisesaal.«

»Wahrscheinlich wurde sie dort wegen der Küche deponiert«, bemerkte Stone.

»Ich konstatiere mit Freude, daß Sie Ihre obligate Witzigkeit wiedergefunden haben«, sagte Nadja.

Stone drehte sich verärgert um und ging.

Nadja wartete, bis er verschwand. Dann fing sie an, Alberts Taschen systematisch zu durchsuchen. Aber sie fand nichts was ihren Verdacht bestätigt hätte.

35. Speisesaal.

Erst im Speisesaal öffnete Summer die Augen.

»Was ist passiert?« fragte er und versuchte sich hinzusetzen.

Nadja drückte ihn sanft auf die Bahre zurück.

»Nur Ruhe. Alles ist in Ordnung. Sie sind im Korridor ausgerutscht.«

Ursula kam näher, um zu hören, was die beiden sprachen.

Summer schloß wieder die Augen.

»Was haben Sie dort gesucht?«

»Nichts. Ich wollte mir nur die Beine vertreten.«

»Und was war weiter?«

»Ein Getöse, dann etwas wie ein Tornado und am Ende ein Schlag auf den Kopf und dann fiel ich auf den Boden. Mehr weiß ich nicht.«

»Zuerst der Schlag auf den Kopf und dann der Fall, oder umgekehrt?« fragte Nadja mit Nachdruck.

»Ich weiß es nicht. Vielleicht auch beides auf einmal«, antwortete Albert. »Wie spät ist es?«

»Fast neun.«

»Also, so eine Party habe ich noch nie erlebt.«

»Wir auch nicht«, sagte Pamela, »nur mit dem Unterschied, daß wir nicht auf den Kopf gefallen sind.«

»Glück für euch. Jetzt brauche ich ein Bier und etwas zum Essen. Und dann nichts wie weg. Ich habe von diesem Bunker schon genug gesehen.«

Ursula lachte kurz.

»So ändert sich alles. Zuerst wollten wir schnell in den Bunker. Jetzt wollen wir schnell aus dem Bunker. Ich hoffe nur, daß unsere Piloten fitter sind als wir. Und, Frau Ardez, wie haben Sie die ganze Nacht verbracht?«

»Die Druckwelle hat uns bei unserem Spaziergang im Korridor umgestoßen und in den Aufzug hineingepreßt. Dann wurden wir ohnmächtig wie Sie alle. Als wir wieder wach wurden, haben wir bei der Rückkehr Herrn Summer gefunden«, antwortete Nadja, »und jetzt möchte ich frühstücken, mich frisch machen und auf den Abflug vorbereiten.«

Nach zwei Stunden waren alle soweit.

Die Tische waren abgeräumt und in der Küche standen zwei Säcke mit dem Abfall.

»Es war interessant, diese bedrückende Atmosphäre kurz zu erleben«, sagte Marie-Helène, »aber längere Zeit könnte ich es hier nicht aushalten. Unter keinen Umständen.«

»Auch im Nuklearkrieg nicht?« fragte Amati.

»Ich wäre im Nuklearkrieg auf jeden Fall lieber hier als draußen«, sagte Pamela, »dort wären alle entweder tot oder so verseucht, daß sie nur in den zerstörten Häusern auf ihren Tod warten könnten.«

»Und hier im Bunker würden Sie vor Angst zittern, daß die von draußen den Bunker nicht entdecken und nicht hereinkommen«, sagte Paul.

»Ich würde gleich draußen bleiben«, sagte Jane, »ein schneller Tod wäre mir angenehmer als das jahrzehntelange Herumsitzen im Bunker.«

»Und manch einer würde hier sogar mit seiner eigenen Ehefrau sitzen müssen«, sagte Paul, »das wäre schrecklich.«

Jane blickte ihm in die Augen.

»Sie haben aber eine sehr ausgeprägte Meinung über die Ehe.«

»Das macht die Erfahrung.«

»Sind Sie verheiratet?«

»Nein.«

»Waren Sie verheiratet?«

»Selbstverständlich nicht.«

»Und wieso sprechen Sie von Erfahrung?«

»Ich sehe es um mich herum«, antwortete Paul ruhig, »und es ernährt mich.«

»Und wenn ich Sie fragen würde wie, dann käme wieder so ein doofer Machospruch, oder?«

»Nein. Nur eine ehrliche Antwort. Es ernährt mich, wenn ich über sie schreibe. Aber es müßte sich schon um verdammt prominente Paare handeln.«

Nadja lächelte.

»Sie belustigt das irgendwie«, sagte Ursula.

»Bei der Vorstellung, wen alles schlechte Ehen interessieren, muß ich lachen«, sagte Nadja.

»Sie auch?« stichelte Ursula.

»Selbstverständlich. Sonst würde eine Reihe von Zeitschriften nicht überleben. Aber momentan interessiert mich mehr unser Abflug.«

Nadja drehte sich zu Kate.

»Kommen Sie, Kate, wir werden nachsehen, was unsere Piloten machen. Sie sollten schon längst bei uns sein.«

»Nicht, daß Sie Ihre Pressekonferenz verpassen«, sagte Ursula schnippisch.

Nadja schloß die Tür hinter sich.

»Ich glaube gern, daß es eine wichtige Konferenz ist«, sprach Ursula weiter, »so eine Publicity würde ich mir auch wünschen.«

»Nichts einfacher als das«, erwiderte Paul, »schreiben Sie doch etwas Kluges auf und machen Sie es auf eine geschickte Art und Weise bekannt. Sie haben jetzt erlebt, wie man es macht.«

»Sie hat ja nur das gesagt, was wir alle schon lange wissen. Es wird nicht mehr Arbeit für alle geben, weil sie die Technik übernimmt.«

»Aber Sie haben es nicht gesagt. Und das Wichtigste, Sie haben dafür keine Lösung«, sagte Jane.

»Aber jetzt übertreiben Sie sehr stark«, sagte de Rozas, »Lösungen haben wir alle.«

»Aber nur solche, die nicht funktionieren. Die Menschheit braucht zur Verteilung des Sozialproduktes einen neuen Schlüssel. Und das kann weder die Arbeit noch das Geld sein«, sagte Paul.

»Sie haben sich auf das Interview mit der Ardez sehr gut vorbereitet«, sagte Ursula ironisch.

»Das zeichnet jeden Spitzenjournalisten aus. Im Gegensatz zu manchen Politikern, die das kritisieren, was sie selbst nicht kennen. Frau Ardez hat eine neue Ideologie vorgestellt und sie steht dazu. Zweitens sieht sie phantastisch aus und das ist in unserer medialen Zeit sehr wichtig. Da muß mir Herr Stone recht geben.«

»Selbstverständlich ist das Aussehen wichtig. Aber über den Terrismus bin ich anderer Meinung«, antwortete Stone.

»Sie kennen sie sehr gut, oder?« fragte ihn Ursula.

»Hauptsächlich sehr lange.«

»Da muß sie noch sehr jung gewesen sein.«

»Sie war die beste Studentin ihres Jahrgangs an der Sorbonne«, antwortete Stone.

»Und trotzdem hat es Sie überrascht, als sie mit ihrer neuen Ideologie aufgetreten ist«, meinte Amati.

»Sie ist neu und genial«, sagte Jane.

»Was Geniales haben Sie dort entdeckt?« fragte Ursula.

»Daß jeder den Teil des Sozialproduktes bekommt, ohne den Einfluß verschiedener Politiker, die bei der Verteilung nur schmarotzen.«

»Für eine zukünftige politische Karriere haben Sie eine zu radikale Diktion«, sagte de Rozas.

»Schon der Name unserer Organisation New Generation bekundet, daß wir neue Wege suchen«, nahm sie Marie-Helène in Schutz.

»Das ist doch alles Utopie«, protestierte de Rozas.

»Die ganze Entwicklung basiert auf dem, was früher als Utopie bezeichnet wurde«, sagte Marie-Helène, »wir treffen uns mit etablierten Politikern, damit wir etwas lernen. Und wir lernen dabei auch das, was wir nicht machen sollen.«

»Wenn Sie so weiterreden, wird auch Ihre politische Karriere nicht nach Ihrem Wunsch verlaufen«, sagte de Rozas.

»Junge deutsche Politiker haben auch vor einigen Jahren geschrien: ›Macht kaputt, was euch kaputt macht.‹ Jetzt sind sie alt und sitzen in der Regierung. Und das, was sie früher kaputt machte, das ernährt sie jetzt. Und sehr gut sogar«, sagte Paul. »Ist es so, Frau Mayer?«

Die Tür öffnete sich und Nadja kam mit Kate in den Speisesaal zurück.

»Wir können sie nicht finden. In ihren Wohnräumen sind sie nicht.«

»Irgendwo müssen sie doch sein«, sagte Stone.

»Bei dem Tornado hätte auch den Piloten etwas zustoßen können«, sagte Nadja.

»Wir sollten sie suchen.«

Ursula steckte sich eine Zigarette an.

»Ich bin dafür, daß wir in Ruhe abwarten und lieber später nach Hause kommen.«

Paul drehte sich zu Nadja. »Wenn Sie Ihre Konferenz verpassen, ist es doch für Sie eine ideale Publicity.«

»So, wie für Ihre Zeitung«, erwiderte Nadja.

»Klar. Stellen Sie sich die Überschrift vor: ›Die Autorin des neuen Gesellschaftssystems ist mit einer Gruppe wichtiger Politiker und Futurologen in den verschneiten Weiten der Rocky Mountains verschollen. Was geschah im Regierungsbunker?‹«

»Manche Journalisten haben eine zu große Phantasie. Möchten Sie nicht lieber Drehbücher für Hollywood schreiben?« fragte Ursula.

»Das kommt noch. Über den Kongreß wurde nicht sehr viel geschrieben. Erst mit Frau Ardez kam es auf die ersten Seiten. Aber nach der Bunkergeschichte wird es die ganze Welt lesen.«

»Herr Norman hat recht«, sagte Jane, »normale Menschen halten Futurologen für Phantasten, die sowieso nur das erzählen, was ihre Regierungen hören wollen. Und das hat Frau Ardez radikal geändert.«

»Mit Betonung auf radikal«, seufzte Stone, »aber wie wollen Sie in der Politik eine Karriere machen. Ich glaube, Sie haben den falschen Job gewählt.«

»Im Gegenteil«, sagte Jane stolz, »ich will nicht Politik wegen einer guten Karriere machen, sondern eine Karriere wegen einer guten Politik. Ob es Ihnen gefällt oder nicht, gute Politik machen die Jungen auf der Straße und nicht die Alten in gutbezahlten Positionen.«

»So wie es auch die Grünen machen«, bemerkte Ursula.

»Die betrifft es nicht«, sagte Paul. »Die lösen Probleme anders. Zum Beispiel: Sie verteuern den Sprit, damit nur wenige fahren können und die Luft wird sauber. Es ist genauso genial, als wenn ein Arzt einem Patienten mit Magenproblemen sagen würde: Hören Sie mit dem Essen auf und die Probleme sind weg.«

»Alle herhören«, sagte Amati, »ich bin dafür, daß wir die Diskussion vertagen und uns ernsthaft um den Abflug kümmern. Das mit den Piloten gefällt mir nicht. Normalerweise müßten die Mitglieder der Crew wissen, wo sich ihre Piloten befinden.«

»Wahrscheinlich ist nach dem Sturm noch eine Reparatur notwendig geworden. Auch unsere Mobile sind ausgefallen. Gleich, wenn die Reparatur beendet ist, werden sich die Piloten bei mir melden.«

»Das ist eine klare Sprache«, sagte Nadja und stand auf. »Ich bin nach der stürmischen Nacht müde. Ich gehe auf mein Zimmer und werde ein wenig schlafen.«

»Ich mache dasselbe aus denselben Gründen«, sagte Stone.

Ursula blickte bedeutungsvoll auf die anderen.

Pamela hob ihr Glas.

»Auf eure baldige Rekonvaleszenz.«

Paul goß sich ein.

»Das ist nicht die schlechteste Idee.«

»Ich würde am liebsten auch schlafen, aber ich möchte nicht alleine sein«, sagte Jane.

»Eine direkte Rede ist die beste«, antwortete ihr Ursula, »es freut mich, daß Sie Ihr Hobby so direkt präsentieren.«

»Was für ein Hobby?« fragte Jane, die die Anspielung nicht begriffen hatte.

»Daß sie nicht alleine schlafen wollen.«

»Hony soit qui mal y pense«, lachte Jane sie friedlich an, »wir denken nicht auf derselben Ebene.«

»Aber wir«, sagte Nadja, »kommen Sie zu mir. Zu zweit ertrage ich den Bunker auch besser und das Bett ist breit genug für uns beide.«

»Danke für die Einladung«, antwortete Jane und stand auf. »Wecken Sie uns zum Mittagessen, damit wir es nicht verschlafen.«

36. Erste Anfeindungen.

Als die ganze Gruppe nach dem Mittagessen schweigend am Tisch saß, hallten plötzlich drei Gongschläge durch den Raum. Alle erstarrten. Aus den Lautsprechern ertönte eine scharfe Stimme.

»Hier spricht Captain O´Hara, Kommandant von Styx. Der gestrige Sturm hat erhebliche Schäden verursacht. Alle Verbindungen mit der Außenwelt sind momentan unterbrochen. Wir arbeiten an der Beseitigung der Pannen. Das kann noch einige Tage in Anspruch nehmen. Sie haben für die Dauer der Panne eine verlängerte Aufenthaltserlaubnis. Sie sind verpflichtet, alle Anordnungen, die für dieses Areal gültig sind, einzuhalten. Bewahren Sie Ruhe. Nach der Erneuerung der Verbindungen werden Sie über die Lage informiert. Ende.«

De Rozas warf einen Blick in Stones Richtung.

»Das ist doch eine kapitale Frechheit«, brüllte er, »zuerst wurden wir nicht informiert, was eigentlich passiert ist und jetzt, wenn sie uns endlich aus dieser peinlichen Situation befreien sollten, sind wir ihnen nicht gut genug, daß sie es uns persönlich übermitteln.«

Stone blickte ihn kalt an.

»Wenn Sie sich schon abreagieren müssen, dann besser jetzt, wenn unsere Piloten nicht hier sind. Aber dann sollten sie sich wieder normal verhalten.«

»Am besten, wir bleiben alle ruhig. Wir sind alle freiwillig hierher gekommen«, sagte Nadja, »unvorhersehbare Pannen können überall vorkommen. Entscheidend ist, daß wir wissen, daß die Pannen behoben werden. Für mich persönlich war es hier sehr spannend und sehr lehrreich.«

»Und was hat es Sie gelehrt?« fragte Ursula.

»Daß ich mein Leben lang keine ausgefallenen Abenteuerreisen unternehmen werde. Was würde ich dafür geben, wenn wir uns irgendwo in der zivilisierten Welt getroffen hätten und nicht in diesem Bunker mit seinem gruseligen Namen.«

»Styx hat mit dem griechischen Fluß Stix, der in die Unterwelt der Toten führt, nichts zu tun. Es ist nur die Abkürzung für survival territory und die Koordinaten Y und X. Aber den Piloten gefiel das nicht. Sie nennen ihn Rubicon«, erklärte Stone.

»Rubicon klingt positiver. Bei Rubicon gibt es immer zwei Möglichkeiten. Entweder ja oder nein. Bei Styx nur eine. Auf ihm schipperten die Toten nur in eine Richtung, in die Unterwelt«, sagte Jane. »Ich werde mich an den Namen, den die Piloten benützen, halten.«

»Beide Namen passen gut zu meiner Version. Was, wenn es gestern eine Attacke der intergalaktischen Piloten war«, fragte Paul mit Ironie in der Stimme, »und wir sind die einzigen Erdbewohner, die nur dank des Bunkers überlebt haben?«

»So ein Blödsinn«, winkte Stone ab.

»Die Unterbrechung jeder Kommunikation mit der Außenwelt für einen so wichtigen Bunker ist für mich aus anderen Gründen unerklärbar«, sagte Paul.

»Es ist höchste Zeit«, sagte Kate, »daß Sie mit der Journalistik Schluß machen und mit dem Romanschreiben beginnen. Ich glaube an eine Panne. Und diese wird sehr schnell behoben, weil die dort draußen wissen, daß der Berater des Präsidenten anwesend ist.«

»Wir werden es schon überleben, auch wenn es einige Tage dauern sollte«, meinte Marie-Helène.

»Und wir werden uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich machen«, schloß sich Amati an.

»Und wir werden damit sofort anfangen«, sagte Jane. »Gestern war ich für einige Stunden freiwillig hier, darum habe ich mich zurückgehalten und gegen das Rauchen nichts gesagt. Aber jetzt muß ich hier noch unfreiwillig mindestens eine Nacht verbringen. Ich möchte nicht, daß alle meine Sachen nach Rauch stinken und daß ich diesen penetranten Gestank in mein Zimmer bringe. Darum möchte ich, daß die geltenden Anordnungen für den Bunker ab sofort eingehalten werden. Und hier gilt im ganzen Areal ein absolutes Rauchverbot. Kate ist als Angehörige des Militärs für die Einhaltung der Anordnungen verpflichtet.«

»Wir sind in einer außergewöhnlichen Lage«, sagte Ursula und blies provokativ den Rauch in die Luft. »Gestern war es erlaubt. Jetzt sind wir alleine auf uns angewiesen. Darum können wir uns betreffende Anordnungen selber machen. Wir kennen alle demokratischen Grundsätze. Wir können selbst abstimmen.«

»Wir sind in den Vereinigten Staaten. Und in den Räumen, in denen gegessen wird, ist das Rauchen strengstens verboten«, antwortete Jane.

»In Bars wird doch geraucht.«

»Wir sind nicht in einer Bar. Gestern, das war eine Ausnahme. Heute sind wir hier als ungebetene Gäste«, belehrte sie Jane.

»Eher Gäste gegen unseren Willen. Und nervös sind wir alle. Also, laß uns doch rauchen, wenn es uns beruhigt«, sagte Pamela.

»Wir können es handhaben wie bei uns in Deutschland«, sagte Ursula, »es gibt in den Restaurants extra Tische für Nichtraucher.«

»Und an den anderen darf man rauchen?« fragte Jane unschuldig.

»Selbstverständlich. Und alle sind zufrieden.«

»Wahrscheinlich nur die Raucher, daß sie weiterpaffen dürfen«, sagte Jane, »es ist doch wie in einem Swimmingpool, in dem es erlaubt ist, in einer Ecke ins Wasser zu pinkeln.«

Ursula verzog das Gesicht.

»Sie haben sehr unappetitliche Vergleiche.«

»So unappetitlich, wie es für einen Nichtraucher ist, Ihren Gestank einzusatmen«, konterte Jane.

»Mir ist es eigentlich egal«, sagte Amati, der mit einem gewissen Unbehagen die Diskussion verfolgt hatte, »ich kann rauchen, aber ich muß nicht. Warum sollten wir es nicht abstimmen dürfen? Ich werde mich gerne der Entscheidung der Mehrheit unterwerfen.«

»Unterwerfen ist der richtige Ausdruck«, sagte Nadja, »also rein theoretisch. Die geläufige Demokratie ist doch nichts anderes als ein Diktat der Mehrheit über die Minderheit. Eine wirkliche Demokratie bedeutet, so lange nach einer Einigung zu suchen, bis niemand benachteiligt ist.«

»In dieser Diskussion gibt es zu viele Emotionen«, sagte Paul, »und wir müssen hier unter Umständen noch etliche Tage zusammenleben. Was sagt ihr dazu, wenn wir zum freundschaftlichen Du übergehen? Das macht unsere Beziehungen kameradschaftlicher, und hilft bei Problemlösungen.«

»Ich glaube nicht, daß es etwas Positives bringt. Wir sind doch sehr unterschiedlich«, sagte de Rozas.

»Wie Sie meinen. Ich kann mich mit jedem, der es wünscht, auch weiter siezen. Nur glaube ich, daß Sie sich dann von dem Rest der Gruppe isoliert fühlen werden. So wie die alte Generation von der jungen.«

»So groß ist der Altersunterschied zwischen uns nicht«, antwortete de Rozas und versuchte zu verbergen, daß er angesäuert war. Er hatte es nicht gerne, wenn ihn jemand auf sein Alter aufmerksam machte. Und in der Gesellschaft von jungen Frauen hielt er es für eine Beleidigung.

»Also um welchen Unterschied geht es Ihnen eigentlich?«

De Rozas machte einen Rückzug.

»Um keinen. Ich dachte nur, daß ein wenig Abstand immer gut ist.«

»Ich brauche keinen Abstand«, sagte Nadja, »Paul hat recht. Bei jedem Abenteuerurlaub duzen sich alle, um die Strapazen besser zu überwinden. Ich mache mit.«

»Ich bin für das Duzen und für die Abstimmung«, sagte Ursula und blickte um sich. »Wer ist dafür, daß man im Speisesaal weiterhin rauchen darf?«

»Das Rauchen ist Verbrennen von giftigen Pflanzen, verbunden mit dem Einatmen dieses Rauches«, sagte Jane, »ich bin grundsätzlich dagegen.«

»Also, wenn du es so willst, dann noch einmal und genau«, rief Ursula, »wer ist für das Verbrennen von giftigen Pflanzen und das Einatmen von giftigem Rauch?«

Summer, Amati, Pamela, Marie-Helène und de Rozas hoben die Hand.

»Und selbstverständlich ich auch«, fügte Ursula ein. »Wer ist dagegen?« Nadja, Paul, Jane und Stone hoben die Hand.

»Nadja und Paul auch?« fragte Ursula.

»Ja«, antwortete Nadja und schaute kurz zu Paul, »wahrscheinlich rauchen wir beide nicht in Gesellschaft der Menschen, denen es unangenehm ist. Dafür gibt es einen Rauchsalon!«

»Wie ihr meint«, sagte Ursula kurz und steckte sich eine neue Zigarette an, »die Mehrheit war dafür. Jetzt können wir ohne schlechtes Gewissen rauchen.«

Einen Augenblick herrschte im Saal eine gespannte Ruhe.

Dann stand Jane auf und ging in die Küche.

»Ich verstehe nicht, daß sich jemand wegen ein wenig Rauch so aufgeilen kann«, sagte Ursula überheblich. Es war ihr anzumerken, daß sie mit dem Ergebnis ihrer Aktion zufrieden war.

»Jetzt ist es aber an der Zeit«, sagte Paul, »daß du endlich Ruhe gibst.«

»Du hast gut reden«, antwortete Ursula, »daß es auch für dich angenehm ist, das hast du vergessen.«

»Irrtum«, antwortete Paul, »ich werde wie Nadja im Rauchsalon rauchen.«

Nadja stand auf.

»Gute Nacht«, sagte sie ruhig.

»Du gehst schon wieder schlafen?« fragte Ursula.

In dem Augenblick, in dem Nadja Ursula antworten wollte, kam Jane aus der Küche zurück. In den Händen trug sie zwei leere Schachteln aus Karton und eine große Pfanne.

»Noch nicht. Ich bleibe noch eine Weile«, sagte Nadja lächelnd.

Alle Augen waren auf Jane gerichtet. Sie setzte sich auf den Boden und fing an, die Schachteln in kleine Stücke zu reißen, die sie in die Pfanne legte.

»Was soll das werden?« fragte Vittorio neugierig.

»Laß dich überraschen«, antwortete Jane vieldeutig.

»Hoffentlich willst du uns hier kein Lagerfeuer machen«, kreischte Ursula.

»Nicht euch. Nur mir. Weißt du, ich liebe den Rauch auch«, grinste Jane.

»Das ist doch kriminell. Wir werden hier nicht atmen können!«

»Wenn es dir nicht gefällt, dann geh doch in dein Zimmer zum Atmen«, antwortete Jane, »oder atme nicht ein. Es wurde auf dein Verlangen hin abgestimmt, daß das Verbrennen hier erlaubt ist. Ich liebe es auch. Es ist mein Hobby.«

Die Flammen sprangen von einem angezündeten Streifen auf andere über und diese fingen an mit heller Flamme zu brennen.

»Du kannst deine angeborenen Gene nicht unterdrücken, oder?« Ursulas Stimme bebte vor kaum unterdrückter Wut.

»Nein, wie du siehst.«

»Dann werde ich dir persönlich helfen«, zischte Ursula drohend und stand auf.

»Bleib sitzen«, sagte Nadja ruhig in die eingetretene Stille.

Alle Augen wendeten sich ihr zu.

»Du misch dich nicht ein. Ich laß mich von einer verbissenen Nichtraucherin nicht ersticken«, blaffte Ursula und machte einen Schritt in Janes Richtung.

Nadja nahm blitzschnell einen Teller vom Tisch und warf ihn wortlos nach Ursula. Der Teller flog einige Zentimeter an Ursulas Gesicht vorbei, zerbarst an der Wand und fiel zerbrochen auf den Boden.

Ursula blieb stehen und sagte mit zittriger Stimme: »Du hättest mich verletzen können.«

»Nein«, antwortete Nadja, »da hätte ich die Hälfte des Tellers an der Tischkante abhauen müssen. Und auf den Hals zielen und nicht absichtlich daneben. Das war nur ein warnender Wurf. Aber vielleicht das nächste Mal.«

»Du hast aber ein Temperament«, sagte de Rozas mißbilligend.
Nadja betrachtete ihn mit gleichgültigem Blick.
»Das hat nichts mit Temperament zu tun. Es ist mein ausgeprägter Gerechtigkeitssinn.«
»Danke, aber es war nicht nötig«, sagte Jane, »mit so einem Sack voll Fett kann ich selbst umgehen.«
»Das sind sehr starke Worte wegen ein paar Zigaretten«, sagte Pamela sichtlich angewidert, »das lohnt sich wirklich nicht.«
»Irrtum«, antwortete Nadja, »es geht nicht um ein paar Zigaretten, sondern um die Einhaltung der Abmachungen. Wir alle sollten darauf achten, daß jeder die Abmachungen einhält. Das beugt Konflikten vor.«
Amati wollte die Lage beruhigen.
»Wir sind den ersten Tag hier und schon beginnt der Kampf um die Verteilung der Claims und um die Durchsetzung der Vorteile. Wir können nur hoffen, daß uns die Soldaten sehr bald aus dieser peinlichen Situation erlösen.«
»Es geht um keine Claims, es geht um die Durchsetzung des Rechtes auf eigene Gesundheit«, belehrte Jane ihn.
»Auch wenn wir nicht wissen, ob uns in der nächsten Zeit die Radioaktivität töten wird«, spöttelte Ursula.
»Dem können wir nicht ausweichen«, sagte Jane und legte ein weiteres Stück Pappe ins Feuer.
»Und du, Ursula«, sagte Stone, »solltest als Vertreterin der Grünen mit dem Rauchen aufhören.«
Paul fing an zu lachen.
»Ein Grüner, der raucht, ist so unglaublich wie ein Polizist, der klaut.«
Ursula schaute ihn erbost an.
»Ich weiß nicht, warum mich ausgerechnet ein Raucher angreift.«
»Ich greife alle Heuchler an. Und ich weiß nicht, warum ich hier damit aufhören sollte, nur weil hier die Mehrheit Raucher sind. Ich kann mit ruhigem Gewissen rauchen. Ich bin in keiner grünen Partei«, sagte Paul.
Amati erhob die Hand.
»Wegen der allgemeinen Ruhe bin ich auch dafür, daß wir nur dort rauchen dürfen, wo es offiziell erlaubt ist. Und das betrifft selbstverständlich alle Varianten von ...« Er wollte sagen: Lagerfeuern, aber ein Sprühregen beendete seine Rede. Aus den Düsen spritzte Löschwasser, das der Feuermelder automatisch in Gang gesetzt hatte. In wenigen Augenblicken waren alle naß und Janes Lagerfeuer gelöscht.
»So, und jetzt können wir uns in unseren Zimmern trocknen«, sagte Paul.
»Dem hätte ich ausweichen können, wenn ich weggegangen wäre, aber so war es viel schöner«, sagte Nadja, »jetzt haben wir alle wenigstens etwas zu tun.«

37. Toms Ankunft.

Das Frühstück am nächsten Morgen verlief in einer freundschaftlichen Atmosphäre. Punkt 9.30 Uhr wurden die Gespräche durch drei Gongschläge unterbrochen.

Alle hatten mit Anspannung auf die Meldung gewartet und wurden überrascht, als sich die Tür öffnete. In den Speisesaal trat ein ungefähr 35jähriger, 1,90 m großer Mann. An seinem Overall war ein Namensschild und sein Dienstgrad. Aus seiner Brusttasche schaute der Plüschkopf einer Ente.

»Hallo«, sagte er, »ich bin Captain O´Hara, Kommandant des Areal Styx.«

Kate sprang von ihrem Stuhl auf und nahm eine stramme Habtachtstellung ein.

»Leutnant Kate Hall und zehn Besucher warten auf den Abflug.«

»Danke. Rühren.«

»Endlich«, sagte Stone laut, »und bitte, Formalitäten zur Seite. Wann können wir fliegen!?!«

Tom erkannte am Ton der Stimme, daß sich der Mann für wichtig hielt. Darum drehte er sich absichtlich langsam zu ihm hin.

»Alles der Reihe nach. Und die Reihenfolge bestimme ich.«

Stone fühlte sich nicht mit gebührendem Respekt behandelt. Er sagte mit Nachdruck in der Stimme: »Ihre Pflicht ist es, unseren Abflug sofort zu organisieren.«

»Ihre Pflicht ist es, auf meine Fragen zu antworten«, antwortete Tom gelassen.

»Ich bin William Stone, Mitglied des Beraterteams des Präsidenten.«

»Dann beraten Sie den Präsidenten und nicht mich.«

Stone schluckte, aber dann machte er in demselben Ton weiter.

»Nichts lieber als das. Können Sie mich mit dem Weißen Haus verbinden?«

»Nein. Alle Verbindungen sind momentan unterbrochen.«

»Es ist doch nicht möglich, daß der wichtigste Bunker der Welt keine Verbindung hat. Strom und alles funktioniert einwandfrei. Also möchte ich wissen, wo noch ein Problem sein kann.«

»Nur in der Panne. Und jetzt hoffe ich, daß Ihre Neugier befriedigt ist.«

Tom drehte sich zu den anderen.

»Bitte stellen Sie sich der Reihe nach vor. So wie Herr Stone, aber kürzer.«

»Ihre Art, sich zu äußern, entspricht nicht meinen Vorstellungen«, sagte Stone wütend.

Tom drückte auf seine Brusttasche mit der Ente. Ein dreimaliges Quaken ertönte.

Stone wurde blaß, aber es gelang ihm, Ruhe zu bewahren.

»Wie ich sehe, ist dies Ihr Adjutant«, sagte er mit der maximalen Ironie, zu der er fähig war.

»Genau«, antwortete Tom, »und damit auch Ihr direkter Vorgesetzter.«

Nadja fing an zu lachen.

»Das akzeptiere ich nicht als Witz«, zischte Stone, »das wird Folgen für Sie haben.«

»O.K. Und jetzt stellen Sie sich bitte vor«, sagte Tom zu den anderen, »Name und Funktion.«

Nadja hob als erste die Hand.

»Nadja Ardez, Forschungsinstitut für die Zukunft der Menschheit, Paris.«

»Jane Willis, Studentin, Harvard.«

»Pamela Green, Studentin, Oxford, England.«

»Marie-Helène Deschamps, Sorbonne, Paris.«

»Ursula Mayer, Regierungsberaterin, Berlin.«

»Miguel de Rozas, Regierungsberater, Madrid.«

»Vittorio Amati, Regierungsberater, Rom.«

»Albert Summer, Oxford, England.

»Paul Norman, New York Times.«

Tom wandte sich Kate zu: »Leutnant, wo sind die Piloten?«

Kate war mit militärischem Umgang vertraut.

»Das wissen wir nicht, Sir«, antwortete sie, »nach der Übergabe der Zimmer haben sie mit dem Kontrollgang angefangen. Wir haben sie danach nicht mehr gesehen. Gestern haben wir feststellen können, daß ihre Zimmer nicht besetzt sind.«

»O.K. Was hat Ihre Gruppe vor dem Sturm gemacht?«

Stone mischte sich ins Gespräch.

»Leutnant Hall ist nur unsere Begleiterin. Alles, was unsere Gruppe betrifft, müssen Sie mit mir besprechen.«

Tom schaute ihn an.

»An wen ich Fragen stelle, werden Sie schon mir überlassen müssen, auch wenn es Ihnen offensichtlich schwerfällt. Aber wenn Sie sich so pflichtbewußt als erster melden, dann möchte ich es Ihnen nicht abschlagen. Also, was haben Sie gestern abend, als der Sturm anfang, gemacht?«

»Wir waren im Korridor. Zuerst war ein Getöse zu hören, dann kam der Sturm, der uns zu Boden gerissen hat.«

»Sie alle?«

»Nein. Nur Frau Ardez und mich.«

»Was haben Sie im Korridor gemacht?«

»Wir haben ein wenig Bewegung gebraucht.«

»Und weiter?«

»Die Druckwelle hat uns zum Aufzug hingeschoben.«

»Danke, das war's für den Augenblick. Jetzt möchte ich von den anderen hören, was sie getan haben.« Tom wendete sich wieder Kate zu: »Leutnant?«

»Miguel de Rozas, Vittorio Amati, Paul Norman, Pamela Green, Marie-Helène Deschamps und ich haben den Speisesaal nicht verlassen.« Kate zeigte bei jedem Namen auf die betreffende Person, um sie so noch einmal vorzustellen. »Nach William Stone und Nadja Ardez verließen Albert Summer und Ursula Mayer den Speisesaal, aber sie kam alleine zurück als der Lärm angefangen hat. Der Lärm wurde immer stärker und dann haben wir das Bewußtsein verloren.«

»Und Sie, Herr Summer?« fragte Kapitän O`Hara.

»Als es begann, war ich schon im Korridor. Dann kam die Druckwelle und hat mich zu Boden geschleudert. Ich bekam einen Schlag auf den Kopf und erwachte erst am nächsten Tag im Speisesaal.«

»Was hat Sie zu Fall gebracht? Der Windstoß oder der Schlag?«

»Das weiß ich nicht genau«, sagte Albert, »das hat mich Nadja schon gefragt.«

»Sie meinen, daß ihm jemand einen Schlag auf den Kopf verpaßt hat?« fragte Tom Nadja.

»Das meinen wahrscheinlich nur Sie. Ich habe gemeint, daß etwas bei dem Sturm durch die Luft hätte fliegen können. Ich glaube nicht, daß es jemanden in unserer Gruppe gibt, der einem anderen den Kopf einschlagen möchte.«

Tom hatte beiläufig registriert, daß Ursula Nadja einen herausfordernden Blick zugeworfen hat.

»Sie hatten einen Spaziergang mit Herrn Stone gemacht und der wurde an der Aufzugstür beendet. Was war danach?« fragte Tom.

»Die Tür hat sich geöffnet, wir wurden durch den Druck hineingeschoben und der Aufzug fuhr mit uns nach unten. Dabei sind wir ohnmächtig geworden.«

»Und weiter?«

»Als wir wieder wach wurden und der Aufzug außer Betrieb war, sind wir sofort im Rettungsrohr hinaufgeklettert. Uns war bewußt, daß wir uns nur auf der Ebene Zero bewegen dürfen, und wir wollten auf keinen Fall gegen die Anordnungen verstoßen«, sagte Nadja mit überspitzter Ernsthaftigkeit, »im Korridor sahen wir dann Albert liegen und haben ihn mit Hilfe der anderen in den Speisesaal gebracht. Seit diesem Moment warten wir darauf, daß es endlich gelingt, uns auszufliegen.«

»Jetzt haben Sie alle Informationen«, sagte Stone, »die müssen Sie nicht lange bearbeiten. Können Sie uns jetzt sagen, wann wir abfliegen können?«

»Die Panne ist noch nicht behoben«, antwortete Tom. »Ein Abflug kommt momentan nicht in Frage. Bereiten Sie sich noch auf eine Übernachtung vor.«

»Und warum kommt ein Abflug nicht in Frage?« fragte Marie-Helène.

»Unter anderem, weil Ihnen die Piloten fehlen.«

»Noch eine Nacht«, schrie Ursula auf, »das ist nicht zum Aushalten.«

»Das werden Sie alle aushalten müssen«, antwortete Tom, »und Sie werden es alle leichter ertragen, wenn es hier nicht wie in einem türkischen Bordell stinken wird. Daß Sie hier am ersten Tag rauchen durften, war eine Ausnahme. Das Rauchen ist im ganzen Areal mit Ausnahme vom Rauchsalon und Ihrem Privatbereich streng verboten. Leutnant, Sie sind dafür verantwortlich, daß diese Anordnung eingehalten wird.«

»Das haben wir schon alleine abgestimmt«, sagte Jane.

Tom sah sie belustigt an.

»Solche Spielchen gelten hier nicht. Hier gelten ausschließlich Anordnungen und die Befehle des Kommandanten.«

»Und welche Befehle haben Sie unsere Exkursion betreffend?« hakte Stone nach.

»Keine. Ich verlängere Ihre Aufenthaltserlaubnis bis zum Abflug.«

»Wir brauchen keine Verlängerung. Wir wollen sofort abfliegen.«

»Dazu kommt es sofort, wenn es technisch möglich wird.«

»Wir haben ein Flugzeug, aber keine Piloten. Haben Sie für uns Ersatzpiloten?«

Tom wich aus.

»Sie müssen das Areal mit Ihren Piloten verlassen.«

»Dann bin ich dafür«, sagte Paul, »daß Sie sofort mit Ihren Männern eine intensive Suche einleiten.«

»Die haben andere Aufgaben. Außerdem ist es nicht nötig. Die Kontrolle beinhaltet nur die Ebene Zero und die Gipfeleinrichtungen. Wir werden sie zusammen suchen. Sie können es als einen Teil des Besichtigungsprogramms betrachten. Bereiten Sie sich vor. Gemeinsamer Abgang zur Suche in dreißig Minuten.«

38. Suche nach den Piloten.

Vor Tom öffnete sich die Tür zum Flughafen und die Scheinwerfer bestrahlten die Landebahn. Das Flugzeug leuchtete matt in ihrem Licht. Es stand dort, die fahrbare Treppe an der Tür, vorbereitet zum Abflug.

»Und uns alle brauchen Sie zum Durchsuchen dieser kleinen Maschine?« fragte William.

»Nein. Nur Leutnant Hall. Sie warten hier.«
 Kate und Tom bestiegen das Flugzeug.
 »So ist es bei jeder Armee«, sagte Albert, »die brauchen Leute nur dazu, damit sie befehlen können.«
 »Bei welcher Armee warst du?« fragte Marie-Helène ihn.
 »Bei keiner.«
 »Ach so.«
 Albert bedachte sie mit einem bösen Blick.
 Nach einer Weile kamen Tom und Kate aus dem Flugzeug.
 »Hier sind sie nicht.«
 »Das war alles?« fragte William.
 »Alles, was das Flugzeug betrifft. Jetzt werden wir uns in zwei Gruppen teilen. Für die Durchsuchung der Landebahn bis zum Einflugstor bleiben fünf Personen hier. Das bedeutet, zwei Personen pro Elektrowagen. Die sind so leicht wie Golfwagen zu bedienen. Alle drei Fahrzeuge werden seitlich um zwei Meter im Abstand von zehn Metern zuerst gegen den Uhrzeigersinn fahren. Dann in der umgekehrten Richtung. So lange, bis die ganze Fläche abgesucht ist. Mit mir auf den Gipfel kommen, und Sie müssen verzeihen, daß ich mir nicht alle Namen so schnell merken kann, Mister Stone, Paul Norman, Sie, Sie und Sie«, sagte Tom und zeigte auf Jane, Ursula und Pamela.
 »Könnte auch ich gehen?« fragte Nadja. »Ich wäre lieber an der frischen Luft.«
 »Jeder Wagen muß mit zwei Personen besetzt werden. Eine lenkt und die andere beobachtet.«
 »Ich tausche mit Nadja«, meldete sich Jane.
 »In Ordnung«, sagte Tom.
 »Wenn es egal ist, dann tausche ich mit Nadja. Ich habe sowieso keine Lust, irgendwo oben zu frieren«, sagte Ursula.
 »Ausgezeichnete Idee«, sagte Jane und klatschte in die Hände, »wenigstens bekommst du keine Sauerstoffvergiftung. Die frische Luft könnte dich umhauen.«
 Paul stellte sich neben Jane.
 »Ich habe schon befürchtet, daß ich mich wegen dir auch zu der Suche auf dem Flughafen melden muß. Aber einen Blick auf die Sonne über den Bergen finde ich romantischer.«
 »Ich bin zwar erfreut, daß Sie es so romantisch sehen, aber ich hoffe doch, daß Sie auch das Interesse an den zwei Piloten, die wir suchen, nicht verlieren werden«, sagte Tom.

39. Galerie.

Der Aufzug blieb vor dem Ausgang zur Galerie stehen.
 »Alle Telefone ausschalten!« befahl Tom.
 »Aus welchem Grund?« fragte Stone.
 »Um nicht die Signale der automatischen SOS-Geräte zu stören. Solche Geräte tragen alle, die den Bunker verlassen. Auch die Piloten, die wir suchen.«

Aber der Hauptgrund war, daß Tom nicht wollte, daß jemand von der Gruppe, den der Blick auf den grünen Himmel erschreckte, die anderen am Flughafen per Telefon verunsicherte.

Er kontrollierte, ob alle Telefone, die jeder am Hals hatte, ausgeschaltet waren, und erst dann ging er als erster auf die Galerie.

Der Himmel war grün, die Wolken, die sich in der Ferne angesammelt hatten, waren rot und nur die Sonne hatte ihre normale Farbe. Die Luft war frisch und angenehm zum Atmen.

Tom stellte sich neben den Eingang der Galerie, um die ganze Gruppe, die ihm folgte, im Blick behalten zu können.

Hinter ihm kam Stone. Er riß seine Augen auf und begann zu stammeln: »Was ... was ... was ... was ... soll ... das ... bedeuten?«

Tom wußte, daß es etwas war, was das menschliche Gehirn aufgrund seiner gespeicherten Informationen sofort begreifen konnte.

»Eine neue Militärtechnik, ich weiß es nicht genau«, sagte er ruhig.

Jane reagierte so, wie er es erwartet hatte. Sie stand bewegungslos und schaute wortlos in die Ferne. Die nach ihr kommende Pamela erblaßte und trat einen Schritt zurück.

»Ist das gefährlich?« fragte sie.

»Nein«, antwortete Tom, »alle unsere Instrumente zeigen schon längere Zeit eine normale Luftzusammensetzung und normale Radioaktivität.«

Nadja hatte die Erklärung gehört und ging an ihnen vorbei bis zum Geländer, um einen größeren Ausblick zu haben.

»Es ist sehr effektiv«, sagte sie cool aber ihre Stimme zitterte, »und die Luft ist herrlich.«

Als letzter kam Paul, der allen höflich den Vortritt ließ. Er schaute kurz auf den grünen Himmel.

»Wenn ihr alle das seht, was ich sehe, dann handelt es sich bei mir um kein unbekanntes postalkoholisches Stadium. In dem Fall gibt es zwei Möglichkeiten: Die bessere wäre, wenn es eine Militärübung ist. Die zweite, die schlechte, wenn das, was in Nadjas Buch als Science-fiction steht, Wirklichkeit geworden ist.«

»Egal, was es ist«, William versuchte ruhig zu klingen; es war ihm unangenehm, daß er seine Angst gezeigt hatte, »wir werden erst Sicherheit haben, wenn wir eine Verbindung zur Außenwelt herstellen.«

»Wenn diese noch in der Originalausgabe existiert«, fügte Paul hinzu.

»Warum so dramatisch. Es handelt sich um ein Experiment. Außerhalb der grünen Glocke, die über uns schwebt, ist eine normale Welt«, sagte Tom.

»Da bin ich mir nicht so sicher. Vielleicht war es unser Glück, daß es uns in diesem Bunker erwisch hat«, sagte Paul. »Wenigstens haben wir es überlebt.«

»Wenn unser Glück darin besteht, daß wir den Rest des Lebens in diesem Bunker verbringen müssen, dann weiß ich nicht, ob es Glück war. Ich würde es für ein ganz großes Pech halten«, sagte Nadja.

40. Flughafen. Rubicon.

Die Elektrowagen im unterirdischen Flughafen waren nach zwei Runden auf der Landebahn neben dem Eingangstor zur Ebene Zero stehen geblieben.

»Von unseren Piloten keine Spur«, sagte Kate, »trotzdem bin ich froh, daß wir sie nicht gefunden haben. Die wären ganz schön lädiert, wenn sie da auf der kalten Landebahn zwei Tage hätten verletzt liegen müssen.«

»Trotzdem halte ich es für unerklärlich, daß zwei Menschen verschwinden können, ohne daß es die Bunkerbesatzung merkt«, sagte de Rozas.

»Was soll diese Andeutung«, brauste Kate auf, »willst du damit sagen, daß uns der Captain etwas vormacht?«

»Mit Sicherheit nicht«, beschwichtigte Vittorio, »er hat nur gemeint, daß sie irgendwo anders verschwunden sind.«

»Wenn sie der Windstoß am Gipfel erwischt hat, dann ist es sehr gut möglich«, sagte Marie-Helène, »es hängt davon ab, wie sie sich gesichert haben.«

»Ein Flugzeug ohne Piloten hilft uns nicht weiter«, meinte Albert, »wir müssen abwarten.«

»Das ist kein Problem. Wir können in Ruhe auf das Ersatzflugzeug warten. Essen und trinken haben wir hier für Monate«, sagte Marie-Helène, »und wenn wir zurückkommen, werden wir berühmt.«

»Weil wir überlebt, oder weil Madame Ardez mit uns war?« stichelte Ursula.

»Wenn du so redest, dann kannst du nur überleben, wenn es dir gelingt, Nadjas fliegenden Untertassen auszuweichen«, sagte Marie-Helène.

»So ein Teller macht nur einen Kratzer. Das führt nicht zum Tod. Erst das, was folgen würde. Denn ein zweites Mal lasse ich mir es nicht gefallen«, drohte Ursula.

»Droh nicht«, warnte Kate sie, »es wird nichts folgen. Raufereien sind in militärischen Arealen strengstens verboten.«

»Na und?«

»Es gibt da einen Knast, und zweifle nicht daran, daß dich O`Hara ohne Pardon in eine Zelle stecken würde. Ich bin verpflichtet, ihm dabei zu helfen und werde es auch ohne Wenn und Aber tun. Nur, daß du es weißt.«

»Da hat diese hysterische Ziege aber Schwein, daß du zu ihr stehst«, sagte Ursula giftig, »vielleicht wird sie dich als Bodyguard anstellen, wenn sie berühmt wird.«

»Wenn die Panne noch länger dauert, dann erwarten uns schöne Aussichten«, seufzte Vittorio, »und die anderen haben auch nichts gefunden. Sonst hätten sie sich schon längst gemeldet.«

»Immer mit der Ruhe«, sagte Kate, »die Suche am Gipfel kann länger dauern.«

41. Gipfel.

Dicht unter der Oberfläche des Gipfels führte ein System von Stollen zu den Antennen.

Tom blieb vor einem Ausgang, über dem ein orangefarbenes Licht blinkte, stehen.

»Da sind sie hinausgegangen.«

»Was ist oben?« fragte Nadja.

»Nur eine sehr kleine verdeckte Beobachtungsstation. Ich schau nach. Sie werden hier warten.«

Tom öffnete die Tür. Hinter ihr war ein kurzer Schacht mit einer Leiter. Tom kletterte nach oben, öffnete die Schleuse und betrat den Gipfel des Rubicons. Von hier oben war die Aussicht viel schöner als von der Galerie.

Rote Wolken schwammen langsam über den Himmel und rundherum lagen verschneite Berge. Der Schnee war durch den Wind geglättet und es waren keine Spuren zu sehen. Tom schaute noch in das verschneite gläserne Iglu und ging zurück.

»Niemand hier. Keine Spuren«, sagte er, als er zur Gruppe abgestiegen war.

»Dürfen wir nach oben?« fragte Paul.

»Ja. Aber nicht den Gipfel betreten. Sie können nur kurz hinausschauen.«

»Haben Sie noch immer Angst, daß uns ein Satellit sehen könnte?« fragte William.

»Ja.«

»Das ist unter diesen Bedingungen sehr unwahrscheinlich«, sagte William, »weil weder von noch zu uns momentan Strahlen durchkommen.«

»Wenn ich den Himmel sehe, dann kann mich alles, was sich zwischen mir und dem Himmel befindet, auch sehen«, antwortete Tom und schaltete sein Telefon ein.

»Hallo, Kate.«

»Hier Kate. Suche am Flughafen negativ.«

»Negativ auch bei uns. SOS-Gerät hat keine Signale empfangen. Ich erwarte Sie auf der Ebene Zero beim Aufzug zur Galerie. Ende.«

»Roger. Ende.«

42. Galerie.

Als Tom aus der Kabine in der Ebene Zero stieg, wartete die zweite Gruppe schon vor der Tür.

»Wir fahren nach oben. Steigen Sie ein«, sagte er.

»Sie wollen uns wahrscheinlich das Warten erleichtern und zeigen, wie schön es hier ist. Aber das interessiert mich nicht«, sagte Ursula.

»Abgesehen davon, haben wir es schon bei der Ankunft gesehen«, meinte Miguel, »ich muß es nicht noch einmal sehen.«

Kate bemerkte, wie sich Toms Augen verengten.

»Das war keine Bitte. Das war ein Befehl des Kommandanten«, sagte sie schnell, »und wir sind verpflichtet, ihn ohne Verzögerung durchzuführen. Also«, ihre Stimme bekam einen Befehlston, »die Gruppe! Einsteigen!«

Die Gruppe stieg schweigend ein.

»Das dürfen Sie nicht zu ernst nehmen«, sagte Vittorio zu Tom, »wir sind Zivilisten. Wir sind nicht an dieses Milieu gewöhnt und haben noch von gestern angespannte Nerven.«

Tom nickte fast unmerklich.

Die Kabine stoppte.

Tom stieg als erster aus und blieb bei der Tür stehen.

»Als erste kommt hinter mir Leutnant Hall. Die anderen folgen in beliebiger Reihenfolge.«

»Alles klar«, antwortete Vittorio.

Als sich Tom und Kate im Gang entfernt hatten, sagte Ursula mit leiser vor Wut zitternder Stimme: »Das laß ich mir nicht lange gefallen. Der springt mit uns um, als ob wir seine Untertanen wären.«

»Sag es ihm doch offen. Du willst doch, daß er dich hört, aber nicht darauf reagieren kann«, griff Marie-Helène sie an. »Wir befinden uns im Militärbereich und dort befehlen, wie bekannt, Soldaten. Und wir sind freiwillig hierher gekommen.«

»Vorgestern hat uns auch niemand befohlen, wie wir auf die Galerie gehen sollen.«

»Versuch endlich, deinen Schnabel zu halten und mach, was man dir sagt«, explodierte Marie-Helène, »mir genügt es, daß wir nicht wegfliegen können, weil unsere Piloten verschwunden sind. Schon gestern hast du einen Zirkus verursacht. Also, geh uns nicht weiter auf die Nerven.«

Ursula verließ wortlos die Kabine.

»Eine Freundin hast du dir jetzt nicht gemacht«, sagte Vittorio.

»Bei ihr helfen keine Argumente. Jetzt hast du gesehen, worauf sie reagiert.«

Von außen ertönte ein jammervolles Geschrei.

Alle liefen hinaus.

Es war Ursula. Bei dem Blick auf den grünen Himmel hatte sie einen hysterischen Anfall bekommen. Sie hielt sich mit beiden Händen am Geländer fest und warf ihren dicken Körper hin und her.

»Das ist das Ende, das ist das Ende, lieber Gott, ich will nicht sterben ... ich will nicht ... ich will nicht ...«

Tom trat zu ihr, packte sie am Kragen, drehte sie zu sich und verpaßte ihr zwei Ohrfeigen. Auf jede Seite eine.

Ursula hörte auf zu schreien und warf sich Tom schluchzend in die Arme. Tom wartete, bis sie sich beruhigt hatte und dann übergab er sie Jane, die neben ihm stand.

»Schon gut, schon gut. Beruhige dich«, sagte Jane und streichelte Ursula über den Kopf, »wir alle sind bei dir. Es kann dir nichts passieren.«

»Diese Aktion ist Ihnen sehr gelegen gekommen, was«, sagte Miguel mit feindlichem Unterton, »mir kam es sehr hart vor.«

»Das ist die sicherste Methode, die bei einem hysterischen Anfall sofort hilft«, antwortete Tom ruhig, »darum war ich gezwungen, sie anzuwenden. Erstens steht es so in jedem Handbuch für Sanitäter und zweitens ist Ihnen mit Sicherheit nicht entgangen, mit welcher Freude sie sich in meine Arme geschmissen hat. Offensichtlich hat sie diese erste Hilfe genossen.«

Jane hatte ihn bei diesen Worten mit abschätzigem Blick angeschaut.

Tom erwiderte ihren Blick.

Jane hielt dagegen. Sie wollte nicht als erste den Blick senken. So ein blöder Macho, dachte sie sich, soll er doch wissen, was ich von ihm halte.

Tom lachte sie fast unmerklich an und zwinkerte ihr mit einem Auge zu.

Jane drehte verächtlich den Kopf weg.

»Erste Hilfe ist auch eine Mund-zu-Mund-Beatmung«, meinte Paul, der dieses Intermezzo beobachtet hatte.

»Wenn ich wüßte, daß Sie diese Variante vorziehen, hätte ich Ihnen die erste Hilfe auf jeden Fall überlassen«, sagte Tom und sah, wie Janes Augen lachten, während sie versuchte ein ernstes Gesicht zu behalten.

»Ursula lebt und damit ist die ganz Story abgehakt«, sagte Marie-Helène, »mich würde mehr interessieren, was das mit dem Himmel bedeuten soll.«

»Das kann ich nicht genau erklären«, antwortete Tom, »aber ich meine, daß es sich um eine neue Militärtechnik handelt. Aber es könnte auch ein Naturereignis sein.«

»Und haben Sie schon mal einen grünen Himmel gesehen?« fragte Miguel.

»Selbstverständlich. Das Polarlicht. Vergessen Sie nicht, daß wir uns hoch im Norden befinden. Die Sonne schießt Elektronen und Neutronen ins All. Diese werden durch den Erdmagnetismus angezogen und bei dem Aufprall auf die Erdatmosphäre ändern sie ihre Energie in Lichteffekte.«

»Und deshalb sind alle Kommunikationssysteme der am besten ausgerüsteten Armee ausgefallen?« fragte William.

»Ich rede über Möglichkeiten. Das ist eine von vielen.«

»Also können wir auch das Ende der Zivilisation in Erwägung ziehen«, wendete Paul ein.

»Solange wir keine Sicherheit haben, können wir alles in Erwägung ziehen«, sagte Tom.

43. Speisesaal.

Ursula hatte sich im Speisesaal zwar beruhigt, aber sie saß mit abwesendem Gesichtsausdruck am Tisch, als ob sie nicht begreifen könne, worüber die anderen sprachen.

»Ich kann mir nicht vorstellen, daß es um eine vorbereitete Militärübung geht«, sagte William und versuchte, daß seine Stimme überzeugend klang, »unsere Exkursion wurde vor langer Zeit eingeplant und von den höchsten Stellen bewilligt. Unsere Regierung wußte, daß an dieser Aktion international bekannte Kapazitäten teilnehmen werden. Darum halte ich es für ausgeschlossen, daß jemand es wagt, an diesem Termin ein Experiment anzusetzen und dabei das Risiko, daß jemandem von uns etwas zustößt, auf sich nimmt.«

»Nur, wenn uns jemand loswerden will«, sagte Albert mit schiefem Lächeln.

Tom bemerkte, daß Nadja William kurz anblickte.

»So wichtig sind wir nicht«, sagte Pamela.

»Darum könnten sie uns alle mit jemand Wichtigem zusammen ins Jenseits befördern.« Albert war von seiner Theorie angetan.

»Ist das der berühmte englische Humor«, fragte Jane, »oder der irische Whisky?« Paul lehnte sich entspannt im Stuhl zurück.

»Was, wenn es ein Angriff von einer Galaxie ist, wie es Nadja geschrieben hat?«

»Und die haben die grüne Farbe, mit der sie sich einschmieren, ausgeschüttet und jetzt haben wir einen grünen Himmel«, stimmte Nadja ihm zu.

»Wenn wir diese These akzeptieren«, sagte Pamela lächelnd, »dann ist es folgendermaßen abgelaufen: Uns haben sie mit Absicht am Leben gelassen. Die Erde wird ohne Menschen von selbst regenerieren und uns können sie beobachten, wie wir uns entwickeln werden. Sie werden mit uns Big Brother spielen. An uns können sie ausprobieren, ob die Menschheit fähig ist, sich positiv zu entwickeln. Dazu haben wir ideale Bedingungen. Wir müssen nicht arbeiten, zu essen und zu trinken haben wir genug. Wir haben überlebt wie in der Arche Noah. Wir können ein ganz anderes

Leben anfangen. Es ist ein Experiment im realistischen Milieu. Also in der Wirklichkeit.«

»Was für ein neues Leben?« fragte Miguel. »Unsere kleine Welt ist geteilt. Nur Tom hat alle Mittel, die zum bequemem Leben nötig sind. Wir sind auf das angewiesen, was er uns gibt.«

»Also hat sich die Ausgangssituation nicht geändert«, sagte Marie-Helène, »jeder wird in eine geteilte Welt geboren. Reichtum und Armut sind im voraus verteilt.«

»In diesem Fall ist es möglich«, führte Jane die angefangene Theorie weiter, »daß die intergalaktischen Piloten von den jetzt existierenden gesellschaftlichen Strukturen ausgehen wollen, um zu sehen, was wir aus der Situation machen. Ob die alten Strukturen zum Überleben geeignet sind, oder ob die Menschen fähig sind, andere zu entwickeln.«

»Oder sie wollen die alte Neuigkeit ausprobieren, daß allen alles gehört«, sagte Ursula, der anscheinend nichts mehr fehlte.

»Mir gefällt am besten Pamelas Variante mit Big Brother«, sagte Nadja, »aber nur, wenn sie von Menschen organisiert wurde. Und jetzt verfolgt uns die ganze Welt.«

»Wozu sollte es gut sein?« fragte Vittorio.

»Nur als Werbung für Nadjas Buch«, ließ sich Ursula nicht entgehen, zu antworten.

»Dann wird es ein Reißer. Ich denke, daß du dir in diesem Fall wünschen würdest, daß ich dir in das Buch eine persönliche Widmung schreibe.«

»Die Frage ist nur«, sagte William, »wer ist Big Brother?«

»Big Brother bin ich«, sagte Tom, der unbemerkt in den Speisesaal gekommen war und die Diskussion mit Interesse verfolgt hatte, »alles, was Sie da erzählen, gehört in den Bereich von Science-fiction. Hier gelten die Gesetze der Vereinigten Staaten. Außerdem befinden Sie sich in einem Militärobjekt, das meiner Befehlsgewalt unterliegt. Alle haben Anspruch auf eine gemeinsame Verpflegung, die Sie selbst vorbereiten müssen. Dazu kommt ein Sold wie bei jedem Soldaten. Der ist für Ihre persönlichen Ausgaben. Leutnant Hall wird als Offizier bezahlt. Das ist der einzige Unterschied. Und weil Sie sich auf einen längeren Aufenthalt vorbereiten müssen, schlage ich vor, daß Sie zum Einkaufen in den Supermarkt gehen.«

»O.K., mon capitain«, rief Marie-Helène, »akzeptiert. Wir sind auf uns angewiesen. Heute koche ich. Spaghetti à la bolognese, zuerst eine Käsesuppe à la Matterhorn und zum Dessert Mousse au chocolat. Aber nicht aus der Dose. Alles frisch. «

Paul hob die Hand.

»Ich melde mich als Küchenhilfe.«

»Kannst du das überhaupt? Oder willst du zum Essen nur den Wein aussuchen?« fragte Marie-Helène.

»Ich kann beides, auch wenn ich mich hauptsächlich in Restaurants und Bars verköstige. Aber das ist oft mein Arbeitsplatz. Wie du siehst, der Schein trügt.«

»O.K.«, sagte Marie-Helène, »dann sind wir für heute komplett. Aber noch etwas sehr Wichtiges«, sie wendete sich Tom zu, »Sie sind selbstverständlich eingeladen. Ich hoffe, daß Sie mir keinen Korb geben. Oder essen Sie lieber mit Ihren Soldaten?«

»Am liebsten in Ihrer Gesellschaft«, antwortete Tom charmant.

»Prima«, sagte Marie-Helène, »haben Sie irgendeinen Wunsch bezüglich des Weines?«

»Bitte für mich keinen Wein. Auch wenn es dem italienischen Geschmack nicht entspricht.«

»Also Bier.«

»Danke. Für mich keinen Alkohol. Ich trinke nur Wasser oder Milch.«

»Das hätte ich mir denken können«, brummelte Ursula vor sich hin.

Tom hatte ein ausgezeichnetes Gehör.

»Es freut mich, Frau Mayer, daß Sie sich von Ihrem Schock so schnell erholt haben und daß Sie sich wieder normal benehmen. Und was die Milch angeht. Lauwarm oder nur ein bißchen wärmer. Und zum Frühstück trinke ich Kakao.«

44. Nach dem Abendessen.

»Wie hat es Ihnen geschmeckt, mon capitain?« fragte kokett Marie-Helène nach dem Abendessen. »War es besser als die Soldatenküche?«

»Es war ausgezeichnet. Aber dazu haben auch andere Faktoren beigetragen.«

»Ja? Was für welche?«

»Es war die nette Gesellschaft.«

»Das freut uns alle. Aber, mon capitain, ich hätte an Sie noch zwei Bitten.«

»Sie machen das sehr geschickt, wie eine professionelle Diplomatin. Zuerst ein fabelhaftes Essen, nach dem alle eine gute Laune haben und so angenehm müde sind, daß sich alle Probleme besser lösen lassen«, sagte Tom lächelnd, »also reden Sie, damit ich weiß, worum es geht. Aber selbstverständlich erfülle ich Ihnen jede Bitte.«

»Wirklich jede?«

»Jede, im Rahmen meiner Möglichkeiten.«

»Also erstens. Wir haben hier angefangen uns zu duzen. Es verleiht uns eine freundschaftlichere Atmosphäre und das macht unsere außerordentliche Situation angenehmer. Ich möchte, daß Sie sich uns anschließen.«

Tom überlegte kurz.

»O.K. Ich bin für alles, was unseren gemeinsamen Aufenthalt erleichtert. Unter einer Bedingung. Niemand von euch darf vergessen, daß wir uns im militärischen Bereich befinden. Bei eurem Aufenthalt werden wir mit einer Reihe von Problemen konfrontiert, die ich mit einem Befehl lösen muß. Ihr müßt akzeptieren, daß ein Befehl, auch wenn wir uns duzen, ein Befehl bleibt und ohne Diskussionen durchgeführt werden muß.«

»Das ist uns allen klar.«

»Und jetzt, Marie-Helène, die zweite Bitte.«

»Weil ich denke, daß du hier schon lange bist und daß deine Soldaten irgendwelche individuellen Ausbildungsprogramme durchführen, würde ich mir wünschen, daß du immer mit uns ißt. Wenn es dir bei uns heute so gut geschmeckt hat, dann wird es dir mit Sicherheit auch morgen schmecken, wenn jemand anderer kochen wird.«

»Selbstverständlich nehme ich dieses Angebot mit Freude an. Und wieso meinst du, daß ich hier schon lange bin?«

»Weil du so blaß bist.«

»Und wieso sollen meine Soldaten ein individuelles Programm ausführen?«

»Weil wir sie noch nicht gesehen haben.«

»Nicht schlecht. Aber noch etwas. Es wird nicht immer möglich sein, daß wir zusammen essen. Auch wenn mir das Essen in dieser interessanten Gesellschaft angenehmer wäre.«

»Diese interessante Gesellschaft wäre angenehmer«, unterbrach William, den das Benehmen Marie-Helènes gereizt hatte, »wenn sie mehr über das, was uns erwartet, hören könnte, als über das Essen.«

»Lieber William, es ist dir entgangen, daß wir gerade darüber sprechen«, sagte Tom, »wir sind gezwungen, auf die Verbindung nach außen zu warten. Marie-Helène versucht die angespannte Lage, die durch das Warten in für euch fremder Umgebung zwangsläufig entsteht, zu entspannen.«

»Tom hat recht«, sagte Paul, »in der Zeit der totalen Kommunikation ist ihre absolute Unterbrechung etwas Außerordentliches. Das bringt mich auf eine außerordentlich interessante und sich ständig wiederholende Frage.«

»Welche?« fragte Miguel.

»Über Jahre hinweg halten sich hartnäckig Gerüchte, daß die Vereinigten Staaten in Nevada, im Areal 51, Wesen von einer anderen Galaxie versteckt halten, die nach einer Havarie im Universum auf der Erde notgelandet sind. Und daß an ihnen verschiedene Experimente durchgeführt wurden und werden.«

Alle schauten mit Erwartung auf Tom. Er hob seine linke Augenbraue.

»Weiter. Ich sehe noch keinen Zusammenhang.«

»Kommt gleich«, antwortete Paul. »Wieso ist gerade unserem Bunker nichts passiert? Wäre es so abwegig, zu meinen, daß diese Wesen nicht im Areal 51 sind, sondern hier? Und daß dieser Bunker verschont geblieben ist, weil diese Wesen von den Außerirdischen befreit werden sollen?«

»Ich weiß, daß so etwas die Auflage der Zeitungen in die Höhe schnellen ließe, auch wenn diese Story schon viele Male in allen Medien ausgeschlachtet wurde. Aber ich kann euch allen versichern, daß ich von keinen fremden Wesen, die in diesem Bunker sein sollen, weiß. Und ich bezweifle, daß sie in der nächsten Zeit herkommen werden.«

»Mich irritiert nur, daß Rubicon nach meinen Informationen leer sein sollte. Und plötzlich erfahren wir, daß hier Soldaten, die wir nicht zu sehen bekommen, an einem geheimen Programm arbeiten«, sagte William.

»Das muß dich nicht irritieren«, antwortete Tom, »das haben geheime Programme so an sich, daß von ihnen niemand etwas weiß.«

»Trotzdem mußt du zugeben, daß das mit der grünen Atmosphäre unnatürlich ist«, sagte Michael, »und darum können wir unnatürliche Geschehnisse erwarten.«

»Nicht unnatürliche, aber neue«, sagte Tom, »das ist kein Grund, um sich unnötige Sorgen zu machen.«

»So unnötig sind sie doch nicht«, meinte Albert, »wenn Radio und Fernsehen nicht funktionieren. Alle Staaten machen Versuche mit dem elektromagnetischen Schild, weil sie damit die größten Armeen ausschalten könnten. Darum kann ich mir schwer vorstellen, daß sich der wichtigste Bunker der Welt gegen diese Alternative nicht mit einem ganz einfachen Kabel abgesichert hätte.«

Tom stand auf.

»Aber es ist so. Alle Verbindungen sind momentan stumm. Also außer Betrieb. Und jetzt habe ich andere Aufgaben. Wir sehen uns morgen früh.«

Nadja hob die Hand.

»Tom, wann können wir alleine auf die Galerie gehen?«

»Morgen nachmittag. Aber nur auf die Galerie. Der Zugang zum Gipfel ist bis auf weiteres niemandem erlaubt.«

»Könnten wir nicht gleich?«

»Hast du dafür einen Grund?«

»Ja. Einen sehr wichtigen. Ich bin es gewohnt, draußen zu leben. Wenn ich lange eingesperrt bin, dann fällt mir die Decke auf den Kopf. Nicht, daß ich unter Klaustrophobie leide, aber es tut mir gut draußen zu sein. Ich habe gerne den Himmel über mir, auch wenn er grün ist.«

»O.K. Das ist ein Grund. Und wirst du keine Angst haben?«

»Wovor? Daß dort jemand sein wird? Ich habe eher Angst, daß niemand mehr irgendwo sein wird.«

»Wie du willst. Nach einer Weile wird für euch der Aufzug zur Galerie frei.«

Mit diesen Worten verließ er den Speisesaal.

»Selbstverständlich, daß der Kommandant deiner Bitte entspricht«, sagte Ursula, »schon jetzt haben wir da eine, die ihn nicht nur zum Abendessen, sondern zur kompletten Verpflegung einlädt, und eine andere, die an die frische Luft muß und das alles nur, um auf sich aufmerksam zu machen. Es sieht so aus, als ob sich die beiden um die Gunst unseres Kommandanten sehr bemühen?«

»Es sieht nicht nur so aus, es ist so«, sagte Marie-Helène, »wir müssen schnell damit beginnen, bevor du dich von deinem Schock erholst und selbst anfängst ihn anzubaggern. Da würde uns die Gefahr drohen, daß Tom auf das Essen verzichten würde.«

»Könnt ihr nicht endlich mit den Sticheleien aufhören?« fragte Vittorio, »so wie es aussieht erwarten uns auch ohne unnötige Streitereien unangenehme Erlebnisse.«

45. Operationszentrale. Rubicon.

Tom saß hinter dem großen Tisch in der Operationszentrale der vierten Ebene und versuchte vergeblich, eine Verbindung mit der Außenwelt herzustellen. Die Monitore, die den direkten Blick der Polizeikameras zeigen sollten, sind dunkel geblieben. Tom glaubte weder an eine Panne noch an einen Versuch, noch an einen Angriff aus dem All.

Er war überzeugt, daß es alles ein Teil des Bradford-Tests war. Er konnte sich auch kein genaues Bild von den Leuten machen, die in den Rubicon eingeflogen worden waren.

Die erste Variante wäre, daß es Schauspieler sind und nur er, im nicht vorher abgesprochenem Bereich, getestet werden soll.

Die zweite, daß sie sich alle an einem TV Spiel wie Big Brother beteiligen.

In dem Fall müßte es im Rubicon mehr Kameras geben, von denen er keine Ahnung hätte und die er ohne Paßwort nicht abrufen könnte. Dabei fiel ihm ein, daß er noch nicht die im Plan angezeichneten Kameras ausprobiert hatte.

Er aktivierte die Flughafenkamera.

Der Monitor wurde hell und die Infrarotkamera zeigte das Flugzeug auf der Landefläche. Tom schaltete um und durchsuchte den Bunker. Nur in die Zimmer hatte er keinen Einblick. Er aktivierte nacheinander alle Kameras im Bunker, die auf

dem Plan mit einem Kamerasymbol bezeichnet waren, aber von den Piloten keine Spur.

Aber wenn die anderen Schauspieler wären, dann müßten zwei von ihnen die gesuchten Piloten sein. Mit diesen Gedanken schaltete er den Rechner aus und ging in das Nebenzimmer, um zu schlafen.

46. Nadja.

Nadja wurde plötzlich wach.

Sie griff nach dem Schalter, aber er war nicht am gewohnten Platz. Im ersten Augenblick wußte sie nicht, wo sie sich befand. Sie konnte sich nicht erinnern, was sie geträumt hatte, aber es war etwas, was sie bedroht hatte.

Nadja setzte sich im Bett auf und machte das Licht an.

Jetzt wußte sie, daß sie im Bunker war. Die Uhr zeigte halb sieben. Sie wollte vor dem Sonnenaufgang oben sein. Sie zog sich schnell an und verließ das Zimmer.

Die Lichter im Korridor leuchteten automatisch vor ihr auf. Als sich Nadja dem Aufzug näherte, bemerkte sie noch eine kleine Tür daneben.

Nadja drückte die Klinke. Die Tür öffnete sich und grelles Licht durchflutete den Raum. Es war ein Umkleideraum. An der Wand stand eine offene Garderobe mit Mützen, Handschuhen und zwei Mänteln. Nadja trat näher und durchsuchte die Taschen.

Ihre Hand berührte einen harten Gegenstand.

Nadja zögerte nicht, nahm den Mantel vom Haken und zog ihn sich an. Dann ging sie zurück in den Korridor und stellte sich vor den Aufzug.

Die Tür ging auf.

Nadja betrat die Kabine.

Die Anschriften »Galerie« und »Gipfel« leuchteten am Display auf. Nadja berührte »Galerie«. Der Aufzug setzte sich in Bewegung. Ihre Finger tasteten den Gegenstand in der Tasche ab. Eine Pistole war es nicht. Eher etwas wie ein Geigerzähler oder ein ähnliches Prüfgerät. Sie unterdrückte ihre Neugier.

Nadja verließ die Kabine. Am Ende des spärlich beleuchteten Ganges, der zur Galerie führte, blieb sie stehen und zog den Gegenstand aus der Tasche. Es war ein Mobil, aber ein ganz anderes als das, was sie im Bunker bekommen hatten.

Nadja schaltete es ein und bemerkte mit Freude, daß keine PIN nötig war. Sie tippte die Nummer ihres Hotels in Seattle ein. Das Mobil blieb stumm. Nadja ging auf die Galerie, um einen besseren Empfang zu haben.

Das Mobil blieb weiter stumm.

Ohne zu zögern hatte sie beschlossen, das Mobil auf dem Gipfel auszuprobieren. Sie ging zurück zum Aufzug und fuhr nach oben. Die Tür öffnete sich und Nadja atmete erleichtert auf. Den Weg kannte sie von gestern.

Sie kletterte auf der Leiter hinauf, öffnete die Tür und betrat den Gipfel. Kalter Wind wehte ihr durch die Haare. Sie zog sich die Kapuze über den Kopf und schaltete ungeduldig das Mobil ein.

Ergebnislos.

Keine Verbindung.

Sie schaltete es aus und versteckte es unter dem Mantel. Dann kletterte sie hinunter und fuhr eine Etage tiefer. Schwaches grünliches Licht an der Wand in der Galerie zeigte ihr den Weg. Die Galerie führte im Halbkreis um den Berg und war durch Tunnels unterbrochen. Auch von der zweiten Galerie sah sie nur den dunklen Himmel. Sie ging weiter. Im dritten Abschnitt blieb sie stehen.

Der Himmel wurde heller.

Irgendwo hinter den Bergen ging die Sonne auf. Nadja lehnte sich an die Wand und wartete. Im Osten erschien ein dunkelroter Streifen, er wurde immer größer und erhellte schließlich den Himmel. Er war grün.

47. Dienstplan.

In dem Augenblick, in dem Marie-Helène den feingeschnittenen Schinken auf das vorbereitete Tablett gelegt hatte, trat Jane in die Küche ein.

»Hi.«

»Hi, Jane. Was treibst du hier so früh? Hast du Hunger?« fragte sie überrascht.

»Ich habe so einen inneren Rhythmus. Wenn die Sonne aufgeht, bin ich wach und wenn sie untergeht, will ich schlafen«, sagte Jane fast entschuldigend. »Ich habe gedacht, ich könnte euch helfen.«

»Jetzt werden wir hier ein paar Tage bei künstlichem Licht bleiben müssen. Vielleicht werden sich deine Angewohnheiten ändern«, meinte Paul.

»Irrtum. Gleich nach dem Frühstück gehe ich auf die Galerie. Sonst werde ich noch verrückt.«

Die Tür öffnete sich und Kate kam herein.

»Was sehe ich da?« fragte sie ungläubig. »Normalerweise leiden Männer und nicht Frauen in der Frühe unter Schlaflosigkeit.«

»Paul und ich haben Dienst. Und Jane ist es nicht gewohnt, so lange zu schlafen. Aber wieso schläfst du nicht?«

»Ich mußte aufstehen, weil ich mit Sicherheit nach Toms Vorstellungen gleich in der Frühe im Dienst bin. Also wollte ich mir noch schnell einen Kaffee machen und ihn mit aufs Zimmer nehmen, damit ich dazu eine rauchen kann, weil es im Speisesaal nicht geht. Dann nehme ich eine Dusche, komme zum Frühstück und werde den Tagesbefehl erwarten.«

Kate schaute sich um. »Wo ist das heiße Wasser?«

Marie-Helène reichte ihr die Thermoskanne.

»Alles ist vorbereitet.«

Kate schüttete Pulverkaffee in die Tasse und goß ihn mit Wasser auf. In der Küche verbreitete sich der Geruch des frischen Kaffees.

»Möchtest du ein wenig Milch?«

»Nie. Ich brauche nur den Kaffee und eine Zigarette. Essen werde ich danach. In einer Weile bin ich zurück in voller Montur.« Sie winkte kurz zum Abschied und schloß hinter sich die Tür.

»Die nimmt es mit ihrem Dienst sehr ernst«, sagte Paul.

»Ich finde sie in Ordnung«, meinte Jane, »sonst hätte sie einen anderen Job gewählt.«

Durch den Bunker hallte der bekannte Gongton.

»Hier spricht Captain O´Hara. Leutnant Hall treten Sie in dreißig Minuten im Speisesaal an. Ende.«

»Diese Soldaten haben ein Benehmen«, sagte Marie-Helène kritisch, »dabei war er gestern so charmant.«

»Soldat bleibt Soldat«, meinte Paul, »so ist es in jedem Beruf.«

Noch bevor Jane antworten konnte, kam aus den Lautsprechern eine weitere Meldung.

»Pardon. Es war ein Irrtum. Also noch einmal. Hallo, Kate, hier ist Tom. Komm bitte in einer halben Stunde zum Frühstück. Wir müssen etwas besprechen.«

Marie-Helène lachte auf.

»Wahrscheinlich hat er sie mit Ursula verwechselt. Es freut mich, daß ich es im Gefühl habe, wann Tom frühstücken will. Gestern hat er vergessen, es zu sagen.«

»Das war eine gute Idee«, sagte Jane.

»Danke, es freut mich.«

»Die gute Idee war, daß sich Tom gemeldet hat. Jetzt kommen alle auf einmal. Es ist wie bei einem Büfett. Wenn es eröffnet wird, dann sind alle sofort zur Stelle.«

Auf dem Tisch standen Thermoskannen mit heißem Wasser, Orangensaft, Mineralwasser, Haferflocken, frisch aufgebackene Croissants, Semmeln, Butter, Konfitüre, verschiedene Käsesorten, Salami und Schinken.

Kurz vor halb neun kam als letzte Kate in den Speisesaal.

Sie blieb vor Tom stehen und salutierte.

»Leutnant Hall meldet sich zum Dienst.«

Tom antwortete mit dienstlicher Stimme: »Rühren. Wegtreten zum Frühstück.«

»Um Gottes willen«, rief Miguel, »hoffentlich werden wir das nicht auch machen müssen.«

Tom schaute ihn freundlich an.

»Das gilt nicht für dich. Erst, wenn ich dich zum Dienst verpflichte«, und dann drehte er sich wieder zu Kate, »und du, Kate, du salutierst ab heute nicht mehr.«

»Yes, Sir«, antwortete schneidig Kate und setzte sich auf den leeren Stuhl neben Tom.

»Ich denke mir, daß uns Tom damit zeigen will, wie es aussehen könnte, wenn wir seine, sagen wir ... sagen wir ...« – Miguel suchte nach einem richtigen Ausdruck – »Wünsche nicht respektieren würden.«

»Das war nicht zu übersehen«, sagte Nadja. »Wie du siehst, haben wir die Wahl.«

Marie-Helène reichte Tom die Thermoskanne.

»Mon capitain, hier ist dein Kakao. Aber süßen mußt du ihn selber. Ich habe nicht gewußt, wieviel Zucker du möchtest.«

Tom lächelte sie an.

»Danke. Am liebsten würde ich dich dafür am Rücken streicheln.«

»Am Rücken?« fragte kokett Marie-Helène. »Warum gerade am Rücken?«

»Um festzustellen, ob du wirklich keine Flügel hast«, antwortete Tom.

»Und an welches Wesen hast du dabei gedacht? An eine Bedienung mit Flügeln?« fragte Albert, der eifersüchtig war, daß Tom so bevorzugt wurde.

»Solche Fragen beantworte ich normalerweise nicht«, parierte Tom, »aber bei dir mache ich eine Ausnahme. Jeder normale Mann müßte sofort wissen, daß nur ein Engel gemeint sein konnte. Nicht nur deswegen, weil sie so nett ist, sie sieht auch so aus.«

»Am Abend brauchen wir zwei neue Engel«, sagte Paul, »nach dem Mittagessen ist Dienstübergabe.«

»Dann kannst du andere Engel streicheln. Zum Beispiel die Ursula«, fuhr Albert fort. Ursula blickte zu Tom.

»Ich würde jeden Engel streicheln«, antwortete Tom.

»Glaubst du etwa, ich meine, daß Engel weiblich sind?« fragte Albert.

»Ja. So wurden Engel schon immer gemalt. Ich würde sogar dich streicheln. Wenn du deinen Zopf lockerst, dann könnte ich mich sogar irren. Selbstverständlich nur was das Haar betrifft. Aber jetzt weiter. Dienst haben immer zwei Personen. Besprecht es mit Kate. Kate beteiligt sich nicht am Dienst. Sie ist abkommandiert für organisatorische Aufgaben.«

»Könnte auch ich eine von den Damen für solche Aufgaben abkommandieren?« fragte Miguel.

»Abkommandieren kannst du niemanden, du kannst jeden nur um Hilfe bitten. Aber zur Erklärung: Kate wird Aufgaben, die mit eurem Aufenthalt verbunden sind, erledigen. Weil diese in den militärischen Bereich eingreifen, kann sie nur ein Armeeingehöriger ausführen. Alles klar?«

»Antritt zum Mittagessen um 13 Uhr lokaler Zeit«, gab Marie-Helène bekannt wie ein Soldat, was Tom zum Lächeln brachte, »Bouillon mit Knoblauchcroûtons, Corned beef mit Chilibohnen und zum Abschluß Aprikosen mit Schlagsahne. Getränke muß jeder selbst vom Supermarkt mitbringen.«

»Das übernehme ich«, meldete sich Jane, »Abendessen um 19 Uhr. Das Menü wird eine Überraschung. Frühstück um 8.30 Uhr.«

»Ich mach' mit«, sagte Nadja.

»O.K.«, sagte Tom, »und die Zeiten übernehmen wir für den Tagesablauf. Inklusive den Schichtwechsel. Und noch etwas. Ab heute werdet ihr die Bibliothek und die Filmothek zur Verfügung haben. Dort sind auch Spiele und PCs. Weiter können wir Solarium und Swimmingpool benutzen. Das Wasser ist noch kalt, aber die Heizung läuft.«

»Wir haben ein interessantes Programm vor uns«, sagte Vittorio. »Wann können wir überall hingehen?«

»Ich gehe es mit Kate durch und dann programmieren wir die Türmechanismen. Kate wird euch noch am Vormittag instruieren.«

»Und wann können wir einkaufen?« fragte Albert.

»Von 9 bis 21 Uhr immer. Und noch etwas. Ihr seid auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten. Wo ihr rauchen dürft, das wißt ihr schon. Alkohol dürft ihr nur in euren Zimmern oder in kleineren Mengen im Speisesaal und im Rauchsalon konsumieren.«

»Also müssen wir vor dem Abendessen immer für einen Schluck in unsere Zimmer laufen?« fragte Ursula.

»Nur, wenn du mehr trinken möchtest als eine Flasche Wein oder zwei Dosen Bier.«

»Das ist wie eine Prohibition. Wir sind keine Amerikaner, sondern Europäer. Alkohol gehört zu unserer Kultur«, sagte Albert.

»In Bayern zählt Bier nicht zum Alkohol, sondern zu Nahrungsmitteln«, meinte Ursula.

»In anderen Ländern ist Haschisch, Marihuana oder Kokain erlaubt und Alkohol verboten. Andere Länder, andere Gesetze. Was hier gilt, habe ich euch gesagt.«

»Und welche Mengen gelten für Whisky?« fragte Paul. »Ich möchte mich nicht zwischen meinem Zimmer und dem Rauchsalon zu Tode laufen.«

»Dann bleib lieber in deinem Zimmer. Torkeln durch die Korridore ist nicht erlaubt. Wir haben hier Maßnahmen zum Ausnüchtern.«

Nadja mischte sich ein.

»Jetzt wissen wir, was wir alles nicht dürfen. Gibt es hier auch etwas, was wir dürfen?«

»Es ist dir entgangen, daß ihr eine Reihe von Einrichtungen benutzen dürft. Fehlt dir noch etwas?«

»Ja. Ich möchte hinaus. Auf der Galerie ist eine Aussicht wie von einem Balkon.«

»O.K. Ich finde ein Areal, wo ihr nicht mit der Militärtechnik in Verbindung kommt.«

»Und wann wird das sein?«

»Noch heute.«

48. Rauchsalon.

Im Rauchsalon setzte sich Ursula auf den Rand des Sofas und zog tief den Rauch ihrer Zigarette ein.

»Ich werde diesen Terror nicht mehr lange aushalten können. Er wird uns auch noch erzählen wollen, wann wir aufs Klo gehen sollen.«

Paul machte es sich in einem Sessel bequem und streckte die Beine aus.

»Welchen Terror? Tom gab uns eine Reihe von Einrichtungen zur Disposition. Und er erklärte, was wir machen dürfen und was wir lassen müssen. Das gehört doch zu seinen Pflichten. Mit Sicherheit hat er auch Vorgesetzte.«

»Aber die sitzen irgendwo in Washington und nicht hier«, antwortete Ursula, »er ist hier der Kommandant und hätte uns mehr Freiheiten zugestehen können.«

»Ich habe so ein Gefühl, daß Freiheit für dich nur bedeutet, daß du machen kannst, was du willst. Aber das geht nicht immer. Und wenn du schon vom Klo sprichst, dort hast du ja deine volle Freiheit. Und wenn du willst, kannst du auch in die Hose machen. Was willst du mehr«, sagte Paul.

»Einen besseren Vergleich hast du nicht?« fragte Miguel. »Ursula ist so wie wir alle durch unsere Lage gereizt. Und grüne Politiker hatten schon immer eine Aversion gegen das Militär.«

»Ursula hat eine Aversion gegen alles, was sie in ihrer Sucht behindert, weil sie eine Nikotininistin ist. Das haben wir doch gesehen«, sagte Nadja.

Ursula erhöhte die Stimme.

»Was für einen Blödsinn erzählst du da? Und du bist nicht süchtig? Du rauchst doch auch.«

Nadja blies provokativ den Rauch zur Decke.

»Aber ich bin keine Nikotininistin. Bei mir beherrscht der Kopf das Rauchen und nicht das Rauchen den Kopf.«

»Wenn du so klug bist, dann höre doch ganz mit dem Rauchen auf. Wenn du es schaffst«, blaffte Ursula.

»Ursula, wenn ich sehe, wie geil du auf das Rauchen bist, dann vergeht mir die Lust«, antwortete Nadja und drückte die Zigarette im Aschenbecher aus. »Gerade jetzt habe ich mit dem Rauchen aufgehört.«

»Ich bin neugierig, für wie lange«, spottete Ursula.

Vittorio winkte ab.

»Ich denke, wir sollten uns nicht streiten, sondern nachdenken, wie wir schleunigst aus dem Bunker herauskommen.«

Nadja stand auf.

»Das beste, was wir machen können, ist, in Ruhe abzuwarten. Ich gehe jetzt auf die Galerie, um ein bißchen frische Luft zu schnappen. Und nach dem Mittagessen habe ich Dienst«, sagte sie und verließ den Raum.

»So eine eingebildete Kuh«, erleichterte sich Ursula, als sich hinter Nadja die Tür schloß.

Paul betrachtete Ursula mit einem kalten Lächeln.

»Das ist sie auf keinen Fall. Es paßt eher auf dich.«

»Laß Ursula in Ruhe«, sagte Miguel gereizt, »das ist eine Angelegenheit zwischen Nadja und ihr.«

»Dann soll sie es Nadja direkt sagen, wenn sie da ist und nicht uns. Ich mag keinen, der andere hinter ihren Rücken verleumdet. Abgesehen davon, ist Nadja total in Ordnung.«

»Und kannst du mir auch sagen, warum?«

»Weil sie klug ist.«

»Daß ich nicht lache«, sagte Ursula.

»Das kannst du. Wahrscheinlich hast du nicht begriffen, warum«, sagte Paul.

»Aber du schon, was?«

»Auf jeden Fall. Nadja versucht aus der gegebenen Situation das Beste zu machen. Und ich werde mir daran ein Beispiel nehmen.«

Paul erhob sich aus dem Sessel.

»Hast du vielleicht Fieber?« fragte Ursula ironisch.

»Wieso Fieber?«

»Wahrscheinlich Stangerlfieber.«

»Genau. Aber das hat mit deiner Person mit Sicherheit nichts zu tun.«

49. Operationszentrale. Rubicon.

Tom verließ gleich nach dem Abendessen den Speisesaal. Er fuhr in die vierte Ebene hinab. Ungeduldig betrat er die Operationszentrale und setzte sich an den Computer.

Nach der Eingabe seines Paßwortes sah er, daß er weitere Nachrichten erhalten hatte. Es war die Personenbeschreibung der einzelnen Mitglieder der Gruppe. Tom wußte nicht, ob er sie ernst nehmen sollte. Alles kam ihm vor wie im Film. Aber es paßte sehr gut zu seiner Meinung, daß das alles zum Test gehörte.

Plötzlich wurde er auf die Monitore der Polizeikameras aufmerksam.

Das erste Mal seit der Panne waren die Monitore hell.

Über sie glitten weiße unscharfe Flecken.

So wie auf dem Bildschirm im Raumschiff beim Abbruch des Fluges.

Tom setzte sich auf den Stuhl und lehnte den Kopf zurück. Er konnte sich noch immer nicht vorstellen, aus welchen Gründen Bradford seinen Test so umgestaltet

hatte. Aber jetzt erwartete er etwas Neues. Die Kameras funktionierten einwandfrei, nur die Übertragung war offensichtlich noch gestört.

Nach einer Weile wurde der Schneefall schwächer und auf den Monitoren zeichneten sich unscharfe Konturen von Straßen und Gebäuden ab. Alle Monitore waren schwarzweiß. Toms Augen blickten von einem Bildschirm zum andern. Unter ihnen stand Orts- und Zeitangabe. San Francisco, 20.35.

Das schwarzweiße Bild wurde scharf, aber seltsam.

Nirgendwo waren Menschen zu sehen.

Und nirgendwo eine Bewegung.

Die Autos standen in den Straßen. Einige am Straßenrand, andere auf der Fahrbahn. Tom zoomte das Bild, aber er entdeckte niemanden.

New York.

Das gleiche Bildarrangement. Nur eine Menge Autos in den Straßen. Die Uhren an der Ecke zeigten 23.37. Er beobachtete die Uhr, um zu sehen, ob sie funktionierte. Der große Zeiger sprang auf 23.38 Uhr. Die Ampeln wechselten in regelmäßigen Intervallen die Lichtsignale.

Dann begannen die Bilder auf den Monitoren sich zu färben.

In Paris war es 5.40 Uhr.

Aber anstatt des morgendlichen Verkehrs das gleiche wie in San Francisco und New York. Straßen ohne Menschen und leer herumstehende Autos. Sie standen überall, in mehreren Reihen nebeneinander, in Halteverbots- und in den Kreuzungen. So, als ob allen der Sprit ausgegangen wäre und die Fahrer mit den letzten Tropfen zur Seite zu fahren versucht hätten.

Nur die Ampeln blinkten vor sich hin.

In Moskau war es heller Tag und es schneite.

Es war wirklicher Schnee. Er lag fünfzig Zentimeter hoch und bedeckte Straßen und überall herumstehende Autos. Aber nirgendwo waren Menschen zu sehen.

Hollywood, dachte sich Tom, vorher zeigten sie mir das Universum und jetzt das Ende der Welt. Jetzt weiß ich auch, warum Bradford die komische Klausel, daß mir alles gehört, wenn es zu einer Weltkatastrophe kommen würde, in den Vertrag aufgenommen hat.

Weil er die Weltkatastrophe eingeplant hat.

Tom überlegte, wie er mit den neuesten Informationen umgehen sollte.

Dann beschloß er, die Informationen der Gruppe bei Gelegenheit zugänglich zu machen, aber den Blick der Polizeikameras zurückzuhalten.

Tom unterbrach die Verbindung der Polizeikameras von der Operationszentrale in das Rechenzentrum der Ebene Zero und ging zufrieden ins Nebenzimmer. Er legte den Kwak auf den Nachttisch und legte sich schlafen.

50. Nadjas telefonische Verbindung.

Nadja wurde wach. Sie konnte vor Aufregung nicht mehr einschlafen, obwohl es noch sehr früh war. Gestern abend hatte sie einige Telefonnummern von ihrem Mobil in das gefundene übertragen und wollte sie überprüfen. Sie zog sich an und fuhr auf den Gipfel hinauf.

Der Himmel war ganz dunkel. Nadja zog das Mobil aus der Tasche und schaltete es ein.

Sie wählte die direkte Nummer von Moniques Zimmer im Hotel und drückte die Taste Anruf. Im Hörer ertönte der bekannte Klingelton. Die Verbindung war hergestellt.

Nadja ließ es klingeln, aber Monique nahm nicht ab.

Nadja wählte die Nummer der Rezeption und hörte sofort eine weibliche Stimme.

»Hotel Alcron. Wir bitten um einen Augenblick Geduld, Sie werden sofort verbunden.«

Endlich, dachte sich Nadja und wartete.

»Hotel Alcron. Wir bitten um einen Augenblick Geduld, Sie werden sofort verbunden.«

Nadja wartete weiter.

»Hotel Alcron. Wir bitten um einen Augenblick Geduld, Sie werden sofort verbunden.«

»Hotel Alcron. Wir bitten um einen Augenblick Geduld, Sie werden sofort verbunden.«

»Hotel Alcron. Wir bitten um einen Augenblick Geduld, Sie werden sofort verbunden.«

Nadja kam es komisch vor, daß die Rezeption nicht besetzt war. Sie wählte die Nummer der Polizei.

»Polizei, legen Sie nicht auf ... Polizei, legen Sie nicht auf ...«

Nadja war verunsichert. Sie rief ihre eigene Nummer in Paris an und nach einigen Klicks hörte sie ihre eigene Stimme.

»Ich bin momentan nicht zu erreichen. Verbinden Sie sich mit dem Forschungsinstitut für die Zukunft der Menschheit.«

Nadja wählte die Nummer von New Generation.

Mit demselben Effekt. Überall nur Anrufbeantworter.

Vorher hatte sie keine Verbindung bekommen, aber jetzt kam es ihr bedrohlicher vor, weil sich niemand gemeldet hatte. Sie setzte sich in den Schnee und schaute gen Osten.

Dort, wo der dunkle Himmel die Erde berührte, erschien ein roter Streifen. Langsam wurde er breiter. So, wie jeden Morgen. Der Himmel wurde heller.

Aber etwas war anders.

Nadja wollte ihren Augen nicht trauen. Der Himmel war nicht mehr grün wie gestern.

Er war blau.

So blau, wie sie es von ihm gewohnt war.

51. Frühstück.

Bis auf Nadja und Tom saß die ganze Gruppe beim Frühstück. Vittorio führte die Debatte an.

»Die meisten Differenzen in allen menschlichen geschlossenen Gruppierungen sind hauptsächlich wegen Sex entstanden. Darum ist diese Frage für jeden Futurologen von essentieller Wichtigkeit.«

»Wenn es um Sex geht«, sagte Marie-Helène, »dann sind alle Männer sofort dabei, diese Frage zu analysieren.«

»Bei uns kann es theoretisch zu keinen Problemen kommen«, sagte Miguel, »weil die Situation fast ausgeglichen ist.«

»So daß es für euch sehr günstig aussehen könnte«, meinte Pamela, »der Kampf um Frauen könnte aus diesem Grund ausfallen.«

»Aber bei den Frauen ist es anders«, sagte Paul, »dort könnte ein Kampf um Männer stattfinden.«

»Das könnte euch so passen«, lachte Pamela.

»Ich habe es schon durchdacht«, sagte Albert, »zwei Paare sind Nichtraucher und bei den Rauchern ist eine Frau zuviel.«

»Rein theoretisch. Aber es bedeutet nichts«, sagte Marie-Helène.

»Wieso?«

»Das einzige Kriterium kann nur sein, wer mit wem Lust auf Sex hat.«

»Ich muß euch darauf aufmerksam machen, daß nach der geltenden Moral die Frauen überwiegen«, sagte Paul.

»Wieso?« fragte Pamela.

»Weil ich meine, daß alle Herren, bis auf Albert und mich, verheiratet und glückliche Familienväter sind.«

»Vergiß nicht die Geschiedenen«, meldete sich Vittorio.

»Paul, deine Methoden sind sehr hinterlistig«, meinte Miguel, »als Raucher schleichst du dich in die Gunst der Nichtraucher, und bei der ersten Gelegenheit versuchst du als Lediger Vorteile zu erhaschen.«

»Es ist die Wahrheit. Und mein Vorteil. Selbstverständlich nur bei Frauen, die nicht absichtlich verheiratete Männer suchen, damit es nur zum problemlosen Sex kommt.«

Jane kam aus der Küche.

»Ich denke, entweder habt ihr alle hinterlistige Methoden oder ihr könnt nicht rechnen.«

»Wie meinst du das?« fragte Albert.

»Habt ihr nicht Tom vergessen?«

»Der gehört doch nicht zu unserer Gruppe. Er ist ein Soldat im Dienst«, sagte Miguel.

»Das ist egal. Er ist hier und er kümmert sich um uns«, sagte Jane, abgesehen davon ist er attraktiv und nicht verheiratet.«

»Wie willst du das wissen?« hakte Miguel nach.

»Er hat keinen Ring.«

»Jane hat recht, und ich habe nur darauf gewartet, wer es sagt«, meinte Marie-Helène. »Haben wir nicht über Sex in geschlossenen Gruppierungen gesprochen? Tom gehört dazu. Ihr habt doch auch Kate zu uns gerechnet. Sie ist auch Soldat und im Dienst.«

»Also hätten wir schon das erste Paar«, sagte Ursula.

»Ich denke, daß du zuviel redest. Mach dir doch keine Sorgen um andere«, sagte Kate, »schon am ersten Abend hast du so etwas Ähnliches erzählt, als Nadja mit William weggegangen ist.«

»Das bringt mich auf eine andere Idee. Wo ist eigentlich Nadja?« fragte Ursula.

»In der Küche. Sie hat doch Dienst«, sagte William.
Alle schauten auf Jane.
»Sie schläft heute ein bißchen länger«, sagte Jane ruhig, »ich wollte sie nicht wecken.«
»Also fehlen uns Nadja und Tom«, sagte Ursula mit Nachdruck.
»Du konstruierst schon die dritte Variante«, sagte Paul, »das machen alle Frauen ab einem bestimmten Alter.«
Ursula blieb keine Zeit zum Antworten. Nadja stürmte in den Speisesaal.
»Er ist blau. Er ist wieder blau«, schrie sie von der Tür her.
»Wer ist wieder blau?« fragte Vittorio.
»Der Himmel. So blau wie früher. Und die Wolken sind weiß. Und nicht nur eine Weile. Ich habe es vom Sonnenaufgang bis jetzt beobachtet. Es ist für immer.«
Pamela hob beide Hände in die Luft.
»Wir fahren nach Hause, wir fahren nach Hause.«
Die Euphorie packte alle. Sie fingen an zu lachen, sich zu umarmen und zu klatschen.
»Ende der Diskussion«, rief Paul, »wir wollen alle den blauen Himmel sehen.«

52. Galerie.

Alle standen auf der Galerie und schauten fasziniert nach oben. Der ganze Himmel war herrlich blau.
Niemand hatte gemerkt, wie Nadja William ein Zeichen gab und sich die beiden in den Gang zur Galerie zurückzogen.
»Ich habe ein Mobil gefunden«, sagte Nadja.
William schaute sie überrascht an.
»Ich habe es ausprobiert, aber ich habe keine Verbindung bekommen«, sagte sie weiter.
»Und was hast du erwartet? Es funktioniert doch nichts.«
»Es hat nichts funktioniert«, berichtete Nadja ihn, »aber seit der Himmel blau ist, funktioniert es. Aber nicht ganz. Nur in einer Richtung.«
»Was meinst du damit?«
»Ich kann nach außen telefonieren, aber niemand nimmt ab.«
»Wie weißt du, daß eine Verbindung hergestellt ist?«
»Ich habe meine Wohnung in Paris angerufen. Aber dort hat sich nur mein Anrufbeantworter gemeldet. Ich soll es in meinem Institut versuchen. Ende.«
»Hast du es auch anderswo probiert?«
»Klar doch. Zuerst in Seattle, dann im Hotel und auch bei der Polizei. Überall nur die automatischen Anrufbeantworter.«
»Weiß es Tom?«
»Daß ich telefoniert habe? Nein. Niemand weiß, daß ich ein Mobil gefunden habe und daß ich seitdem versuche eine Verbindung zu finden.«
»Er muß auch eine einseitige Verbindung haben. Und er hat es uns verschwiegen«, meinte William. »Die Frage ist nur, warum? Er muß dafür einen Grund haben.«
»Kann schon sein.«

»Den hat er sicher. Solange wir glauben, daß draußen alles in Ordnung ist, sind wir alle unter der Kontrolle des Staates und benehmen uns auch so. Aber wenn draußen eine Weltkatastrophe stattgefunden hat, dann ändert sich die ganze Situation. Dann steht hinter Tom nicht die ganze Armee der Vereinigten Staaten. Dann steht er vor uns alleine.«

»Und seine Soldaten«, ergänzte Nadja.

»Von denen haben wir nur gehört. Wir wissen nicht, ob es sie überhaupt gibt. Wenn sich die Machtstrukturen geändert haben, dann hat sich auch die Lage geändert. Für alle.«

»Wir werden sehen, ob uns Tom über die Verbindung etwas sagt.«

»Wenn nicht, dann sagen wir es ihm.«

»Das möchte ich nicht. Vielleicht hat er einen anderen Grund für sein Schweigen. Und ich kann noch einige Tage probieren, ob ich eine Verbindung bekomme.«

53. William will ins Rechenzentrum.

Bei dem Mittagessen teilte Tom den anderen mit, daß er alle nötigen Messungen auf der Oberfläche durchgeführt hatte und die Luftverhältnissen normal waren.

»Es scheint so«, meinte er, »daß die Unterbrechung der Kommunikation aufgehoben wird, und daß sie alle erfahren werden, was eigentlich los war.«

William wartete mit Spannung auf das Ende seiner Erklärungen.

»Und du meinst, daß du uns über alles informiert hast?« fragte er.

»Über alles, was ihr wissen solltet, um ruhig schlafen zu können«, antwortete Tom.

»Ich denke, du sagst uns nicht die Wahrheit«, fuhr ihn William mit erhöhter Stimme an.

Nadja hatte ihn flehend angeschaut, aber William wollte es sich nicht entgehen lassen, Tom zu demütigen.

Die anderen wurden aufmerksam.

»Meinst du das im Ernst, oder willst du dich wieder einmal als Wichtigster aufspielen?« fragte Tom. »Alles, was ihr wissen solltet, habe ich euch gesagt.«

»Ich halte einen Kommandanten, der uns Informationen vorenthält, für inkompetent«, preßte William heraus.

»Quak, quak, quak«, ertönte es von Toms Talisman.

»Und diese Kindereien kannst du dir sparen«, explodierte William.

»Worum geht es eigentlich?« fragte Paul.

»Tom hat uns nicht gesagt, daß es eine Verbindung gibt. Nur in einer Richtung, aus Rubicon hinaus, aber sie existiert.«

»Also, sie existiert eher nicht«, sagte Jane, »wenn niemand antwortet, ist es keine Verbindung.«

»Stimmt das mit der Verbindung?« fragte Miguel William.

»Ja. Nadja hat ein Mobil gefunden und es ausprobiert.«

»Wir haben die Verbindung nach außen, aber niemand meldet sich. Ich wollte euch damit nicht unnötig belasten.«

»Wieso belasten?« meldete sich Ursula zu Wort. »Das ist eine ausgesprochen positive Nachricht. Nur Soldaten machen aus allem Geheimnisse. Nicht William, sondern du machst dich wichtig.«

»Wie ich mit meinen Informationen umgehe, das entscheide ich selbst«, sagte Tom kurz.

»Aber nicht, wenn es um unsere Rettung geht«, antwortete William.

»Und was würdest du mir raten, William, wenn du schon Berater bist?« fragte Tom. William entging der Unterton in seiner Stimme.

»Ich bin nicht dein Berater, sondern der des Präsidenten. Ich will sofort zum Telefon und zu einem Rechner, um die Situation selbst beurteilen zu können. Deine Informationen sind für mich nicht wahrhaftig genug.«

William fühlte sich wie ein Sieger und das bescherte ihm ein angenehmes Gefühl.

»O.K. Dann machen wir es so«, sagte Tom. »Ich hoffe, daß du zufrieden sein wirst. Eure Mobile funktionieren von hier nicht. Kate gibt jedem von euch ein Mobil, mit dem ihr die Verbindung mit der ganzen Welt herstellen könnt. Jeder kann sein Glück versuchen. Ihr könnt von überall im Bunker telefonieren. Und wir treffen uns um 15 Uhr im Telekommunikationsraum. Dort stehen Rechner bereit.«

54. Rechenzentrum.

Die ganze Gruppe war im Rechenzentrum versammelt.

Alle waren beunruhigt, denn die Ergebnis ihrer Versuche eine telefonische Verbindung zu schaffen, waren gleich: Niemand erhielt eine Antwort.

Jetzt beobachteten sie gespannt die Nachricht auf dem großen Monitor.

Tom war mit dem Ministerium der Verteidigung verbunden. Nach der Aufforderung »Geben Sie Ihr Paßwort ein«, tippte Tom »Langer Marsch« und auf den Bildschirm erschienen hintereinander elf Sterne.

Unter der Überschrift »Besuch der Futurologen« klickte Tom auf »Beschreibung der Besucher« und leitete das Bild auf den großen Bildschirm.

Es war ein Foto von William. Unter ihm stand:

1.

Name: Stone William

Staat: USA

Alter: 52

Geboren: London, GB

Qualifikation: Uni Princeton Prof. Dr.

Job: Beraterstab des Präsidenten

Familienstand: verheiratet

Kinder: 2

Alkohol: ++

Nikotin: 0

Drogen: 0

Andere: 0

Sex: gelegentlich, sehr geheim, hat Angst wegen der Karriere

Bemerkung: beschattet wegen Lobbyismus verbunden mit Druck auf Politiker. Enge Mitarbeit mit New Generation, was ein getarnter Callring ist.

»Was soll das bedeuten?« schrie William auf. »Das ist doch ein reiner Unsinn.«

»Das ist dein verkürztes Dossier vom Verteidigungsministerium. Du wolltest es doch unter allen Umständen sehen«, sagte Tom, »weil du dich auf meine Informationen nicht verlassen kannst.«

»Ich kann mich auch auf diese Informationen hier nicht verlassen«, Jane war verärgert, »New Generation ist doch kein Bordell.«

»Laß uns weiterlesen«, sagte Paul, »vielleicht fange ich an, zu meinem Interview auch einen Roman zu schreiben.«

2.

Name: de Rozas Miguel

Staat: Spanien

Alter: 45

Geboren: Barcelona, Spanien

Qualifikation: Uni Salamanca Prof. Dr.

Job: Beraterstab der Regierung

Familienstand: verheiratet

Kinder: 3

Alkohol: +++

Nikotin: +++

Drogen: 0

Andere: gelegentlich

Sex: bei jeder Gelegenheit

Bemerkung: beschattet wegen Bestechungen

»Das ist Betrug. Das hat Tom selbst in den Computer eingegeben«, sagte Miguel sichtlich beleidigt.

»Das ist ein Computer im Verteidigungsministerium. Das wurde dort direkt eingegeben. Er ist nicht extern manipulierbar«, antwortete Kate.

3.

Name: Amato Vittorio

Staat: Italien

Alter: 44

Geboren: Venedig, Italien

Qualifikation: Uni Rom Prof. Dr.

Job: Beraterstab des Ministerpräsidenten

Familienstand: geschieden

Kinder: 2

Alkohol: ++

Nikotin: +

Drogen: 0

Andere: Medikamente, Antidepressiva

Sex: ständige Freundin und gelegentlich

Bemerkung: beschattet wegen Schmiergeldern bei Privatisierungen

»Dazu kann ich mich nicht äußern«, sagte Vittorio, »ich kann mich nur meinen Vorgängern anschließen.

4.

Name: Mayer Ursula

Staat: Deutschland

Alter: 41

Geboren: Freiburg, Deutschland

Qualifikation: Uni Berlin Dr.

Job: Beraterstab der Regierung

Familienstand: ledig

Kinder: 0

Alkohol: +++

Nikotin: +++

Drogen: Marihuana

Andere: Valium

Sex: gelegentlich

Bemerkung: beschattet wegen Schmiergeldern bei Grundstückszuteilungen

»Für eine Grüne hast du die beste Qualifikation«, sagte Jane.

»Dafür arbeite ich in keinem Bordell«, antwortete Ursula ruhig.

5.

Name: Ardez Nadja

Staat: Frankreich

Alter: 30

Geboren: Rom, Italien

Qualifikation: Uni Sorbonne Dr.

Job: Chefin des Forschungsinstitutes für die Zukunft der Menschheit

Familienstand: ledig

Kinder: 0

Alkohol: +

Nikotin: +

Drogen: 0

Andere: 0

Sex: hatte eine langjährige Verbindung mit dem Komponisten Jean-Claude Lamy, jeder hatte seine Wohnung, beendet im Frühjahr

Bemerkung: hat einen israelischen Paß, Dienst in der Israelischen Armee, beschattet, Schlüsselfigur im Callring, enge Verbindung und Mitarbeit mit ihrer ehemaligen Kommilitonin Monique Lagardère, der Chefin von New Generation, was ein Callring ist. Rein geschäftliche Arbeit mit Stone.

»Also du bist eine Bordellmama«, lachte Ursula schadenfroh, »da bin ich neugierig, wie du hier deine Geschäfte entwickeln wirst.«

Nadja antwortete nicht.

Auf dem Bildschirm zeigte sich eine weitere Beschreibung.

6.

Name: Norman Paul

Staat: USA
Alter: 35
Geboren: New York NY, USA
Qualifikation: Uni Yale Mag.
Job: New York Times
Familienstand: ledig
Kinder: 0
Alkohol: ++
Nikotin: +++
Drogen: 0
Andere: 0
Sex: viele Freundinnen, bei jeder besseren Gelegenheit
Bemerkung: 0

Paul fing an zu lachen.

»Bei mir stimmt es auch nicht. Beim Alkohol hätte ich auch den dritten Stern verdient. Und was soll das bedeuten: »bei jeder besseren Gelegenheit«. Dort sollte stehen: »nur bei ausgezeichneten Gelegenheiten«.«

7.

Name: Willis Jane
Staat: USA
Alter: 21
Geboren: Los Angeles CA, USA
Qualifikation: Uni Harvard Stud.
Job: Stud.
Familienstand: ledig
Kinder: 0
Alkohol: 0
Nikotin: 0
Drogen: 0
Andere: 0
Sex: Flirts
Bemerkung: New Generation

»Das ist o.k.«, sagte Jane, »aber erst, wenn es mit New Generation geklärt wird.

8.

Name: Summer Albert
Staat: GB
Alter: 29
Geboren: London, GB
Qualifikation: Uni Oxford. Dr.
Job: Assistent Uni Oxford
Familienstand: ledig
Kinder: 0
Alkohol: +++
Nikotin: +++
Drogen: probeweise

Andere: 0
Sex: bei jeder Gelegenheit
Bemerkung: New Generation

9.
Name: Green Pamela
Staat: GB
Alter: 22
Geboren: London, GB
Qualifikation: Uni Oxford Stud.
Job: Student
Familienstand: ledig
Kinder: 0
Alkohol: ++
Nikotin: ++
Drogen: gelegentlich
Andere: 0
Sex: mit Studenten und Professoren
Bemerkung: New Generation

10.
Name: Deschamps Marie-Helène
Staat: Frankreich
Alter: 21
Geboren: Paris, Frankreich
Qualifikation: Uni Sorbonne Stud.
Job: Stud.
Familienstand: ledig
Kinder: 0
Alkohol: +
Nikotin: +
Drogen: 0
Andere: 0
Sex: Flirts
Bemerkung: New Generation

11.
Name: Hall Kate
Staat: USA
Alter: 37
Geboren: Indianapolis, IN
Qualifikation: Uni Indianapolis Mag.
Job: CIA
Familienstand: ledig
Kinder: 0
Alkohol: +
Nikotin: +++
Drogen: 0
Andere: 0

Sex: fester Freund in führender Position
Bemerkung: beschattet New Generation

Kate spürte die Blicke und schaute unbeteiligt vor sich hin.

12.

Name: McNamarra Bill
Staat: USA
Alter: 40
Geboren: Chicago, IL, USA
Qualifikation: Pilot
Job: US Air Force. Captain
Familienstand: verheiratet
Kinder: 2
Alkohol: +
Nikotin: +
Drogen: 0
Andere: 0
Sex: mit seiner Frau
Bemerkung: 0

13.

Name: Paine John
Staat: USA
Alter: 29
Geboren: Detroit, MI, USA
Qualifikation: Pilot
Job: US Air Force Captain
Familienstand: ledig
Kinder: 0
Alkohol: ++
Nikotin: 0
Drogen: 0
Andere: 0
Sex: feste Freundin
Bemerkung: 0

»Das war's«, sagte Tom, »noch Fragen?«

»Keine Fragen, aber eine wichtige Ergänzung«, sagte Nadja. »Was das Verteidigungsministerium in den Rechner eingegeben hat, das interessiert mich nicht. In New Generation arbeiten Studentinnen und Studenten. Und das schon etliche Jahre. Das ist der erste Angriff von den offiziellen Organen der Vereinigten Staaten. Ob jemand etwas mit einer Praktikantin anfängt, ist eine private Sache zwischen den beiden und nicht Sache der New Generation, weil darauf niemand anders als die beiden Einfluß hat. Abgesehen davon: wenn es ein Callring wäre, dann hätte es die Presse schon längst gewußt. Und das sage ich absichtlich, damit niemand denkt, daß die anwesenden Angehörigen von New Generation hier zwecks sexueller Belustigungen sind. Und persönlich halte ich dies für eine dubiose Angelegenheit.«

Paul betrachtete sie mit freundlichem Lächeln.

»Warum protestierst du? Für dich ist es doch eine positive Beschreibung. Außerdem gewinnt dadurch dein Buch immer mehr an Wahrhaftigkeit.«

»Beweihrauchern kannst du sie später«, sagte Ursula, »aber jetzt möchte ich auch Toms Beschreibung sehen. Wenn es so was über alle gibt, dann muß seine auch dabeisein.«

»Ich habe nichts dagegen«, antwortete Tom, »aber ich bin nicht in dieser Beschreibung. Das war eine für mich bestimmte Nachricht, damit ich weiß, wen ich in den Rubicon bekomme. In einen anderen Rechner komme ich nicht hinein. Das könnte eine Aufgabe für Kate sein.«

»Ihr müßt Abstand halten. Sonst darf ich nicht am Rechner arbeiten«, sagte Kate fast entschuldigend.

Erst, als alle zurückgetreten waren, setzte sie sich an die Tastatur. Sie gab ihre Paßwörter ein. Als ihre Verbindung stand, gab sie sie auf den großen Bildschirm.

Aktion Styx:

Dann erschien der Reihe nach alles, was Tom schon gezeigt hat.

Am Ende erschien eine Notiz:

Außer der Gruppe und der Begleitungscrew befindet sich im Areal Styx nur eine Person.

Test: Maximale psychische Belastung

Simulation: Totale Einsamkeit im Universum

Bisheriger Ablauf: Problemlos

Testperson:

Name: Tom O´Hara USA

Staat: USA

Alter: 38

Geboren: Paris, Frankreich

Qualifikation: UNI Dallas Mag.

Job: US Spezial Forces. Captain

Familienstand: geschieden

Kinder: 0

Alkohol: 0

Nikotin: 0

Drogen: 0

Andere: 0

Sex: ohne Informationen

Bemerkung: vor der Reaktivierung in die Armee Inhaber der Firma »Transsahara Expeditionen« mit Sitz in Deutschland.

Der Test unter dem Kommando von General Bradford dauert ein Jahr.

Bei Unterbrechung des Tests in Folge einer nationalen Katastrophe ist er nach dem Vertrag mit der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika der einzige Inhaber des Areals Styx und aller Einrichtungen und allem was sich im diesen Areal befindet. Zum Areal gehört die Landschaft im Umfang von hundert Meilen Luftlinie vom Gipfel.

Hallo Kate,

es läuft etwas Unvorstellbares ab. Ich hoffe, daß ich dich wiedersehe.

T.A. Ray.

Kate schluckte und schloß die Augen.

»Also jetzt kennen wir uns«, sagte Tom.

»Sogar den Freund von Kate«, meinte Ursula. »Ti amo ist italienisch, oder?«

»Ja. Und es bedeutet: Ich liebe dich«, antwortete Kate. »Hast du es wenigstens schon einmal gehört?«

»Jetzt wissen wir das, was über uns im Rechner steht«, sagte William, »das und nichts anderes.«

»Ich werde mich damit nicht weiter beschäftigen. Für mich gilt das, was ich über euch gelesen habe. Und das hat auf euren Aufenthalt im Rubicon keinen Einfluß«, sagte Tom entschlossen. »Mein Eigentum interessiert mich momentan nicht. Mein Testvertrag gilt bis Ende Februar. Und den werde ich erfüllen.«

»So sehe ich es auch«, sagte Jane, »alles bleibt, wie es ist. Wir warten unter Toms Kommando auf unseren Abflug. Bis jetzt hat alles einwandfrei funktioniert und ich will, daß es so auch weitergeht.«

»Und du bist eigentlich Franzose?« fragte auf französisch Marie-Helène Tom.

»Nicht eigentlich, aber auch«, antwortete Tom auch auf französisch. »Ich bin in Paris geboren. In der Botschaft. Also auf amerikanischem Gebiet. Mein Vater war dort in der Zeit Botschafter.«

»Aber du sprichst wie ein wirklicher Parisien.«

Tom lächelte.

»Das bin ich doch. Und außerdem war meine Mutter Französin.«

»Was erzählt ihr euch?« fragte Ursula.

»Ich wollte wissen, wie ein gebürtiger Amerikaner in Paris geboren sein kann?« sagte Marie-Helène.

»Und wie geht das?«

»Ganz einfach. Auf amerikanischem Boden. In der amerikanischen Botschaft.«

55. Sonnenuntergang. Galerie.

Die Sonne näherte sich dem Horizont und die ganze Gruppe beobachtete begeistert von der Galerie den Sonnenuntergang.

»Es überrascht mich sehr angenehm«, sagte Nadja, »daß wir alle im Prinzip so romantisch sind.«

»Das hat manchmal nichts mit Romantik zu tun«, antwortete Vittorio, »sondern mit Wertschätzung. Solange du etwas hast, hältst du es für normal und du schätzt es nicht. Erst wenn du es verlierst, begreifst du, wie wertvoll es war. Das Problem ist nur, daß die Menschen schnell vergessen.«

»Ich habe jetzt den grünen Himmel verloren«, sagte Pamela, »und er wird mir mit Sicherheit nicht fehlen. Dafür bin ich ein Fan von normalen Sonnenuntergängen geworden. Und dieser ist der schönste, den ich je erlebt habe.«

»Und ich bekomme davon Halluzinationen«, sagte Jane, »als ob ich eine herrlich traurige Melodie hören würde.«

Der Wind brachte sie aus der Ferne. Manchmal wurde sie stärker manchmal leiser, aber die Melodie war eindeutig zu erkennen.

»Ich hätte nie geglaubt, daß ich sie gerade hier hören werde«, sagte Paul leise. Alle hörten verzaubert zu. Die Melodie wiederholte sich dreimal und verstummte mit der untergehenden Sonne.

»Was war das?« fragte Jane.

»Lili Marleen. Das bekannteste Lied aller Frontsoldaten im Zweiten Weltkrieg. Alle haben es gesungen,«, antwortete Paul.

»Klang überhaupt nicht militärisch«, sagte Jane, »eher ein bißchen sehnsüchtig und traurig. Aber irgendwie mit Hoffnung verbunden.«

»Das hast du präzise getroffen«, sagte Nadja.

»Die Trompete spielte Tom«, meinte Jane.

»Wahrscheinlich hat er sie für Marie-Helène gespielt«, sagte Ursula.

»Gibst du wieder Paare zusammen?« fragte Marie-Helène.

»Nein, aber es ist ein deutsches Lied und Marleen ist bei uns eine Abkürzung für Marie-Helène«, antwortete Ursula. »Du kannst ihn doch beim Abendessen danach fragen.«

»Das werde ich auch tun. Damit ich sicher bin, daß er es nicht für dich gespielt hat.«

»Das mit Sicherheit nicht«, sagte Jane, »mach dir darüber keine Sorgen, das kann ich mir unter keinen Umständen vorstellen.«

Ursula schaute böse, aber sie sagte kein Wort.

56. Lili Marleen.

»Tom, warum hast du Lili Marleen gespielt?« fragte Marie-Helène Tom nach dem Abendessen.

»Weil es ein schönes Lied ist. Ich spiele es manchmal beim Sonnenuntergang.«

»Und wie kommst du darauf? Paul hat gesagt, daß es ein altes und sehr berühmtes Soldatenlied ist.«

»Stimmt. Gefiel es dir?«

»Ja. Jane hat gemeint, es ist traurig, sehnsüchtig, aber hoffnungsvoll. Ich glaube, es paßt gut zu uns. Wie bist du zu diesem Lied gekommen?«

»Das ist eine lange, verzwickte Geschichte«, sagte Tom.

»Kannst du sie uns erzählen?« fragte Marie-Helène.

»Ja. Kurt, einer von meinen Mitfahrern, der mit mir etliche Male die Sahara durchquert hat, spielte sie beim Sonnenuntergang auf seiner Mundharmonika. Und mir gefiel das wahnsinnig gut«, sagte Tom.

»Und das ist die ganze verzwickte Geschichte?«

»Nein. Das ist erst der Anfang. Als ich ihn gefragt habe, warum er es jeden Abend spielt, hat er mir gesagt, daß er es von seinem Vater hat. Sein Vater hat im deutschen Afrikakorps unter Rommel gedient und kam am Ende des Afrikafeldzuges in die Gefangenschaft. Das Gefangenenerlager haben Franzosen geführt. Es war eine mit Stacheldraht begrenzte Sandfläche. In ihr waren zwei Baracken für die Wachmannschaft und ein Wasserloch in der Mitte des Lagers als Trinkwasserreservoir für die Gefangenen. Das war alles. Zum Essen fast nichts, zum Schlafen der Boden. Also Hunger, Kälte in der Nacht, Hitze am Tag, dazu Durchfall.

Und Kurts Vater hat seinen Kameraden jeden Tag beim Sonnenuntergang Lili Marleen gespielt, damit sie die Hoffnung nicht verlieren. Eines Tages fuhr ein amerikanischer Major aus dem Stab des Generals Patton vorbei. Er hat die Gefangenen gesehen, ist sofort ins Lager reingefahren und hat den französischen Lagerkommandanten angebrüllt, daß er hier statt eines Gefangenenlagers einen verdammten Schweinestall führt, daß es seine Pflicht sei, sich um die Kriegsgefangenen ordentlich zu kümmern, daß sie Trinkwasser, Essen und ein Dach über dem Kopf bekommen müssen. Der französische Kommandant erwiderte, daß er hier seine Kriegspflicht ausübe. Darauf brüllte der Ami, daß er die Kriegsgefangenen von den Amerikanern zum Bewachen und nicht zum Aushungern übernommen habe. Der Kommandant, flankiert von seinen dreißig bewaffneten Soldaten, empfahl gelassen dem Ami, daß er sich bei der französischen Kommandantur in Tunis beschweren solle. Daraufhin fuhr der US-Major weg. Sie waren ja nur zu dritt. Der Major, sein Fahrer und der Schütze mit dem montierten Maschinengewehr. Aber das war nicht alles. Nach ein paar Stunden war ein Donnern zu hören. Der Ami war zurück. Mit Panzern und Lkws. Er ließ mit einem Panzer den Stacheldraht niederwalzen und stellte sich mit seinem Jeep in die Mitte des Lagers. Dann schrie er: »Das Lager wird liquidiert, wir übernehmen die Gefangenen«, und befahl den deutschen Offizieren, ihre Leute in die Laster einsteigen zu lassen.

Erst dann zeigte sich der französische Kommandant vor der Baracke und schrie etwas vom internationalen Recht. Der Ami hinter dem Maschinengewehr hat den Major nur kurz angeschaut und der nickte unauffällig mit dem Kopf. Eine Serie von Schüssen wirbelte den Staub vor seinen Füßen auf, der Franzose verschwand und niemand von ihnen ließ sich mehr blicken. Die Gefangenen sind bei den Amis gelandet. Dort haben sie Zelte, Essen und Trinkwasser bekommen. Alle haben überlebt. Dort hat der Vater von Kurt weiter jeden Tag auf seiner Mundharmonika gespielt. Sie saßen an den Abenden mit den Amis zusammen und haben alle Lili Marleen gesungen. Kurt hat es von seinem Vater übernommen und ich von Kurt.«

»Und diese Story gefällt dir sehr gut«, meinte Miguel.

»Wie jedem Soldaten. Alle Frontsoldaten sind gleich. Egal, auf welcher Seite«, antwortete Tom, »jeder hat jemanden zu Hause, zu dem er zurück möchte.«

»Du hättest nicht das Lied von Kurt, sondern eins von deinen arabischen Freunden übernehmen sollen. So eines, mit dem man einen fliegenden Teppich bestellen kann«, sagte Miguel, »im Handumdrehen wären wir zu Hause und hätten keine Probleme mehr.«

»Du nicht«, antwortete Tom, »du hast doch zu Hause Probleme mit der Verteilung von Subventionen am Hals, oder?«

»Das sind doch Märchen aus deinem Computer«, antwortete Miguel. »Ich bin mehr und mehr davon überzeugt, daß sie, so wie sie Tom vorgetäuscht haben, daß er durchs All fliegt, uns vortäuschen, daß wir den Bunker nicht verlassen können.«

»Warum sollten sie das tun?«

»Damit sie das interessanteste Programm, das es gibt, ausstrahlen können.«

»Und was wäre hier so interessant?«

»Konflikte, die aus einer solcher Situation entstehen, kann man nicht verhindern.«

»Man kann«, antwortete Tom hart. »Ich habe einen Auftrag der US-Regierung als Kommandant des Areals Styx bis Ende Januar. Ich werde ihn durchführen. Und ich werde keine Konflikte zulassen.«

»Nach den letzten Informationen ist dein Test beendet«, meinte William.

»Wenn ihr denkt, daß diese Version für euch vorteilhafter sein könnte, dann können wir darüber diskutieren«, sagte Tom. »Nach der letzten Meldung bin ich Eigentümer von Styx, mit allem Drum und Dran. Wie bekannt, entscheidet nur der Eigentümer über sein Eigentum. Und in den USA darf er sein Eigentum mit Waffengewalt verteidigen. Also hat er hier die Befehlsgewalt.«

»Ich glaube nicht«, sagte Miguel drohend, »daß wir in der veränderten Situation einen Befehlshaber akzeptieren werden.«

»Und ich glaube nicht«, antwortete Tom in demselben Ton, »daß ich in meinem Haus Querulanten akzeptieren würde, die mir vorschreiben möchten, was ich zu tun habe.«

»Aber du willst uns vorschreiben, was wir zu tun haben«, sagte Ursula.

»Nur in meinem Haus und nur, wenn es sich um mein Eigentum handelt«, antwortete Tom. »Anderswo und mit eurem Eigentum könnt ihr machen, was ihr wollt.«

»Aber wir sind hier gegen unseren Willen«, protestierte William.

Tom lächelte freundlich.

»Sogar gegen meinen. Aber wer will, kann Rubicon sofort verlassen.«

»Das wäre Mord«, schrie Ursula auf.

»Selbstmord«, berichtigte sie Tom, »und wer ihn nicht begehen will, muß hier geltende Regeln einhalten. Und er muß dafür etwas tun.«

»Und kannst du uns sagen, was?« fragte Vittorio.

»Ganz einfach. Er muß den Bunker durch den Notausgang verlassen.«

»Und das sagst du uns erst jetzt?« sagte Ursula.

»Ja. Der Notausgang ist zweihundertfünfzig Meter lang, aber er ist verschüttet. Wir müssen ihn zuerst durchgängig machen, also freischaufeln.«

»Wie lange wird das dauern?« fragte Miguel.

»Hängt davon ab, wie schnell ihr schaufelt. Aber es gibt noch eine andere Möglichkeit«, sagte Tom, »ihr könntet euch ins Tal abseilen. Aber das ist etwas komplizierter.«

»Da finde ich die erste Möglichkeit sicherer«, sagte Paul. »Und wie kommen wir in die Zivilisation zurück? Alles ist doch verschneit.«

»Beim Notausgang sind Skidoos. Also kein Problem. Oder ihr könnt noch abwarten, bis sich die Sache geklärt hat. Aber ohne jede Diskussion. Hier gelten meine Anordnungen und meine Befehle, und an die müßt ihr euch halten.«

»Tom hat recht«, sagte Nadja. »Ich weiß überhaupt nicht, worüber ihr da diskutiert. Es hat sich nichts geändert. Es fehlt uns nichts. Und jede Gruppe braucht jemanden, der entscheidet. Wenn hier ein anderer Kommandant wäre, dann hätten wir dieselben Anordnungen. Also, worum geht es euch?«

»Abgesehen davon, daß wir keinen anderen Kommandanten wollen«, sagte Marie-Helène, »unnötige Diskussionen führen zu nichts. Vergeßt nicht, daß wir Besucher in einem militärischen Areal sind, und sonst nichts.«

»Abgesehen davon«, sagte Paul, »können wir versuchen, den verschütteten Notausgang wieder frei zu bekommen. Erstens werden wir etwas zu tun zu haben und zweitens, wenn es uns gelingt, dann kann jeder den Bunker ohne Probleme verlassen und wieder machen, was er will.«

»O.K. Das mit dem verschütteten Notausgang ist eine gute Idee. Wir können in den nächsten Tagen anfangen«, sagte Jane.

»Ich glaube nicht«, sagte Miguel trotzig, »daß ich als Gast Lust habe, irgendwo im Gestein zu wühlen.«

»Kein Problem«, schmunzelte Tom, »wer nicht will, der muß nicht.«
 »Ich verzichte freiwillig«, sagte Ursula.
 »Ich auch«, schloß sich Vittorio an.
 »O.K.«, sagte Tom auffallend liebenswürdig, »ihr müßt nicht mitmachen. Aber es wird Einfluß auf euren Sold haben. Mannschaft im Ruhestand bekommt selbstverständlich weniger als Mannschaft im Einsatz.«
 Ursula betrachtete ihn mit feindlichem Blick.
 »Du willst unsere Besoldung verkleinern?«
 »Ich muß. Du glaubst doch nicht, daß die anderen für euch arbeiten werden, während ihr im Zimmer rumhängt?«
 »Und wie wird es sein mit dem gemeinsamen Essen?«
 »Das ändert sich nicht. Das Essen ist ein Teil des Soldes in Naturalien: Der Abschlag betrifft nur den Teil des Soldes, der für persönliche Ausgaben wie Alkoholika, Zigaretten, Süßigkeiten und Luxusware bestimmt ist.«
 »Also eine Aktion gegen uns drei«, sagte Ursula.
 »Wieso gegen euch? Gegen alle, die nichts machen wollen. Jeder kann in diesem Fall selbst entscheiden, was ihm lieber ist. Aber damit es klar ist: Nur in diesem Fall.«

57. Ursula hat Sex.

»Ich glaube«, sagte Ursula, als sie sich nach dem Abendessen mit Miguel und Vittorio in ihr Zimmer verzogen hatte, »daß es bald zu einem großen Krach kommt.«
 »Der uns nicht weiterhelfen kann«, antwortete Miguel, »nur uns dreien geht Tom auf die Nerven. Und unter Umständen William. Wir sind maximal vier, und das ist zuwenig.«
 »Jane, Kate, Marie-Helène und Nadja stehen hundertprozentig hinter Tom. Paul offensichtlich auch«, sagte Vittorio, »nur Pamela und Albert sind noch unentschlossen.«
 »Uns kann keine Arithmetik helfen«, meinte Miguel, »Tom ist entweder Kommandant oder Eigentümer. Und das gilt. Darum kann er uns problemlos herumkommandieren.«
 »Aber nur, solange wir es anerkennen«, sagte Ursula. »Wenn es uns gelingt, die anderen auf unsere Seite zu ziehen, dann können wir auf Tom Druck ausüben.«
 »Blöd ist, daß Tom mit dem Arbeiten im Tunnel recht hat«, meinte Vittorio, »wir haben sowieso nichts zu tun und hinaus wollen wir alle.«
 »Ich denke, daß er uns mit dem Arbeiten reingelegt hat«, sagte Miguel, »er hat gewußt, daß wir auf seinen Vorschlag negativ reagieren werden, weil wir ihn persönlich nicht mögen. Damit hat er erreicht, daß wir uns von der ganzen Gruppe isoliert haben. Wir sollten ihn dazu zwingen, daß er solche Befehle geben muß, die allen unangenehm sind. Sonst sehe ich keine Möglichkeit, daß sich auch die anderen gegen Tom wenden.«
 »Die Mädchen haben nichts gegen Tom. Im Gegenteil. Er ist attraktiv und er ist der Boß. Und Macht ist, wie bekannt, schon an sich sexy. Die werden alles machen, um Tom zu gefallen«, sagte Vittorio mit einer gewissen Trauer in der Stimme.
 »Er kann sich keinen Harem einrichten. Da würden sofort gefährliche Spannungen zwischen den Männern entstehen. Und wenn er sich für eine entscheidet, dann sind

die anderen automatisch auf unserer Seite«, sagte Ursula. »Eigentlich wundert es mich, daß die Männer bis jetzt so ruhig sind.«

»Weil noch niemand ein Interesse für die Frauen gezeigt hat?« fragte Miguel.

»Ja. Noch niemand hat versucht, eine anzubaggern. Ich weiß nicht, worauf sie warten.«

Miguel schaute ihr in die Augen.

»Höchste Zeit, daß wir anfangen.«

»Das meine ich auch«, sagte Ursula und wich seinem Blick nicht aus.

»Tom muß nicht anfangen«, sagte Vittorio, der das Spiel zwischen Ursula und Miguel nicht registriert hatte, »Marie-Helène tanzt um ihn herum und Nadja beobachtet ihn wie eine Katze auf der Lauer. Ich glaube nicht, daß er es nicht gemerkt hat.«

»Jane ist grundsätzlich für Tom, aber sie schielt nach Paul«, sagte Miguel.

»Paul ist für uns verloren. Er hat eine verdeckte Sympathie für Tom. Zwischen Männern entsteht oft so ein nicht näher definierbares Gefühl des Zusammenhaltes.«

»Das ist zwischen Mann und Frau leichter zu definieren«, sagte Miguel eindeutig. Erst jetzt bemerkte Vittorio, was hier abging. Er stand auf.

»Ich habe für heute genug«, sagte er und schob das Glas von sich, »wir sehen uns morgen beim Frühstück.«

»Der hat es schnell begriffen«, sagte Ursula, als sich hinter ihm die Tür schloß.

Miguel zog sie an sich heran.

»Höchste Zeit«, flüsterte er ihr ins Ohr und nahm es zwischen die Zähne.

Ursula legte ihre Hand auf die Beule in seiner Hose. Miguel öffnete den Reißverschluss ihres Overalls und versuchte ihn über ihre Schulter zu ziehen. Ungeduldig entblöste er ihre Brüste und begann, sie gierig zu küssen.

Nach einigen Augenblicken stand Ursula auf.

»So wird es schneller gehen«, sagte sie.

Miguel zog ihr den Overall über den Hintern und küßte sie am Bauch. Ursula setzte sich aufs Bett. Miguel schob den Kopf zwischen ihre Beine und half ihr aus den Schuhen.

Ursula seufzte tief.

»Jetzt du«, hauchte sie.

Miguel riß mit zitternden Händen seinen Overall herunter und stürzte sich ungeduldig auf die nackt vor ihm liegende Ursula.

58. Bolero.

Die Schleuse zum Gipfel öffnete sich und in ihr erschien Nadjas Kopf.

Oben lag frischer Schnee.

Sie stieg hinaus und schloß die Tür hinter sich.

Über ihr erstreckte sich der blaueste Himmel, den sie je gesehen hatte. Es war ein herrlicher Herbsttag.

Als Nadja keine Spuren im Schnee sah, machte sie sich auf den Weg zum Gipfel. Plötzlich hörte sie Toms Stimme.

»Wie gefällt es dir hier?«

Nadja sah sich um. Sie sah niemanden.

»Habe ich dich erschreckt?«

»Nein. Aber ich sehe dich nicht. Wo bist du?« antwortete Nadja.

»Unter dem Gipfel.«

»Ich sehe dich nicht.«

»Dann mußt du nach oben kommen.«

»Darf ich das überhaupt?«

»Normalerweise nicht, aber wenn du schon da bist, dann mache ich eine Ausnahme.«

Nadja tappte durch den Schnee nach oben. Dort erblickte sie Tom. Er saß auf dicken Feldecken vor dem Eingang eines schneebedeckten doppelglasigen Iglus. Neben ihm lag ein offener Laptop.

»Wunder gibt es nicht«, sagte Nadja zur Begrüßung, als sie am Monitor den Eingang zum Gipfel erblickte.

»Technik ist ein kleines Wunder«, lächelte Tom.

»Und ein sehr nützliches«, sagte Nadja.

»Und ein sehr angenehmes«, fügte Tom hinzu und klappte das Laptop zusammen, »ich kann hier arbeiten und muß nicht dabei im Bunker sitzen.«

»Und dazu siehst du jeden, der hierher kommt.«

»Selbstverständlich. Obwohl hier niemand etwas zu suchen hat. Also sag mir, was du hier machst.«

»Nichts. Ich will nur die Sonne, den Himmel und die Wolken sehen.«

»Die sind auch von dem kleinen Plateau neben der Galerie zu sehen.«

»Aber nicht so schön.«

Tom lächelte.

»Da hast du recht. Das kann ich begreifen. Setz dich hin«, sagte er und machte ihr Platz.

»Und was machst du hier? Bewunderst du auch den Himmel?« fragte Nadja.

»Ja.«

»Aber du bist hier schon ganz schön lange.«

»Wie kommst du darauf?«

»Weil hierher keine Spuren führen. Oder gibt es noch einen anderen Weg?«

»Du bist aber sehr neugierig.«

»Ich will nur immer wissen, wo ich bin. Oder ist das auch ein Militäргеheimnis?«

»In einem Militärgebiet ist alles ein Militäргеheimnis. Das mußt du doch wissen.«

Nadja hob den Kassettenrecorder, der neben Tom lag.

»Aber dieses alte Ding gehört nicht dazu, oder?«

»Nein.«

»Kann ich mal Reinhören?«

»Klar«, sagte Tom, »aber das Band ist nicht am Anfang.«

»O.K. Ich möchte nur wissen, was für Musik du hörst.«

Nadja setzte sich den Kopfhörer auf und Tom drückte auf »Start«.

Sie wußte sofort, was es war.

Nadja sah Tom an, aber der schaute schon irgendwohin in die Ferne. Nadja drehte den Kopf auf die andere Seite, legte sich auf die Felle und hörte zu.

Plötzlich setzte sie sich auf und riß den Kopfhörer von den Ohren.

»Du hast es verdorben!«

»Wie meinst du das?«

»Du hast das Ende abgeschnitten und wieder von neuem angefangen.«

»Ich mag kein Ende von etwas, was mir gefällt.«
 »Aber damit hast du es total kaputtgemacht.«
 »Im Gegenteil. Ich habe es verbessert. Erst jetzt ist es so, wie es sein sollte.«
 »Und du denkst, daß du besser als Ravel weißt, wie es sein soll?«
 »Klar.«
 »Am meisten an dir gefällt mir, daß du überhaupt nicht aufgeblasen bist«, bemerkte Nadja bissig.
 »Das haben schon viele Leute an mir bewundert.«
 »Also kannst du mir mit Sicherheit erklären, warum es Ravel beendet hat und warum er am Ende das grandiose Ratatabum einkomponiert hat.«
 »Weil er es im Gegenteil zu mir beenden mußte.«
 »Warum beenden und warum gerade so?« fragte Nadja.
 »Das ist doch klar«, erklärte Tom souverän, »ein Ende muß es haben, sonst würden die Menschen noch heute im Konzertsaal sitzen. Der Bolero ist unendlich. Aber jedes Konzert muß ein Ende haben, damit die Menschen nach Hause gehen können. Und das grandiose Ratatabum ist dort, damit er sie aufscheucht. Damit er sie vom Träumen aufweckt. Hat dir dein Freund nicht erzählt, wie man es macht?«
 Nadja mußte gegen ihren Willen lachen. Im Prinzip hatte Tom recht. Niemand will, daß der Bolero endet. Jeder weiß, daß er enden muß, aber niemand kann sich vorstellen, wie.
 »Schade, daß du deine interessante Theorie nicht veröffentlicht hast. Und du wiederholst es immer vom Anfang an, damit dein Träumen nicht aufhört?«
 »Für mich hat der Bolero kein Ende. Es endet nie. Es hat nur Unterbrechungen, aber es fängt immer wieder und immer wieder von neuem an.«
 »Für dich existiert kein Ende?«
 »Nein.«
 »Und wenn du stirbst. Ist das kein Ende?«
 »Nein.«
 »Und was ist weiter?«
 »Das geht anderswo weiter.«
 »Du glaubst an Himmel und Hölle?«
 »Ja, aber anders. Das sind konkretisierte Gedanken und Erinnerungen. So wie in einem Traum. Wenn du etwas träumst, dann ist der Traum für dich in diesem Augenblick Wirklichkeit.«
 »Wie sieht es in deinem Himmel aus?«
 »So, wie in der Wirklichkeit. Dort ist eigentlich die Fortsetzung des Lebens.«
 »Wem begegnen wir dort?«
 »Allen, denen du begegnen möchtest. Für Leute, die im Leben o.k. waren, ist es eine schöne Fortsetzung.«
 »Und für Menschen, die nicht, wie du sagst, o.k. waren, zum Beispiel Mörder?«
 »Für die ist es auch eine Fortsetzung. Aber eine sehr schlechte. Es ist ein gruseliger, schrecklicher Traum, aus dem sie nie aufwachen. Sie werden immer wieder alles Negative, was sie im Leben gemacht haben, an sich selbst erleben.«
 »Das klingt gut. Schade, daß ich es nicht glauben kann. Aber es ist egal.«
 »Das ist wirklich egal. Denn du wirst es so oder so erleben. Wie alle. Ohne Ausnahme«, sagte Tom.
 »Ich lasse mich überraschen. Also du willst nicht, daß etwas, was dir gefällt, endet. Aber du hörst den Bolero doch nicht vierundzwanzig Stunden am Tag. Wie endet er bei dir?«

»Überhaupt nicht. Es gibt nur eine Unterbrechung.«

»Und wenn du das Band wieder spielst«, fragte Nadja, »dann fängst du da an, wo es dir einfällt?«

»Nein. Ich fange immer am Anfang an. Wie die Melodie zuerst aus dem Nichts und dann von der Ferne zu hören ist. Und ich freue mich, wie es immer stärker und stärker sein wird.«

»Wie jeder, der es hört. Jetzt habe ich an dich eine Bitte.«

»Was für eine?«

»Kannst du das Band für mich überspielen?«

»Wir können in der Bibliothek nachschauen, ob dort eine CD ist.«

»Aber ich möchte die unendliche Version.«

»Also gefiel dir meine Theorie, daß nichts Schönes enden soll?«

»Ja. Auch wenn ich dir nicht glaube, daß du sie im Zusammenhang mit dem Sterben entdeckt hast.«

»Habe ich auch nicht. Auf das Sterben bist du gekommen.«

»Weil ich ein absolutes Ende gesucht habe. Also gut. Wir streichen den Tod. Und du sagst mir, warum du nicht wolltest, daß der Bolero zu Ende geht? Die Musik bringt Assoziationen. An was denkst du, wenn du sie hörst?«

»Es ist so, wie wenn du durch die Dünen fährst.«

»Ich kenne die Dünen aus Tunesien. Und das sind nur die Ausläufer der Sahara. So einfach, wie du es sagst, ist das Fahren durch die Dünen nicht.«

Tom lächelte freundlich.

»Glücklicherweise nicht.«

»Aber du fährst dort?«

»Ja.«

»Dann erkläre mir, wie.«

»O.K. Fährst du Ski?«

»Ja.«

»Auf der Piste, oder Touren im Terrain?«

»Hauptsächlich Touren. Alle Pisten sind überlaufen. Was hat das mit Saharafahrten zu tun?«

»Sehr viel. Bei deinen Touren mußst du dir eine Aufstiegsstraße aussuchen und überlegen, wie du wieder herunterkommst. Bei Saharafahrten ist es dasselbe. Du suchst dir die Trasse aus und versuchst dein Auto rüberzukriegen.«

»Wie rüberzukriegen?«

»Du fährst auf die Düne hinauf. Wenn die Vorderachse über der Düne ist, gehst du vom Gas. Der Wagen rutscht mit dem Bauch über die Kante und du fährst ab. Wenn der Sand zu weich ist, so daß dich das Heck zu überholen droht, gibst du immer mehr Gas, damit sich das Auto nicht quer stellt und eine Eskimorolle macht. Und das machst du tagelang. Dabei siehst du die herrlichsten Dünenformationen und erlebst die herrlichsten Sonnenauf- und -untergänge, die es gibt.«

Nadja schaute ihn neugierig an.

»Und dazu brauchst du den Bolero?«

»Nein. Den hast du im Kopf. Bolero, das ist die Wüste. Wenn ich in der Wüste bin, dann höre ich den Bolero, und wenn ich den Bolero höre, dann sehe ich die Wüste.«

»Du bist ein wirklich interessanter Typ«, sagte Nadja.

»Und was interessiert dich an mir?«

»Ich interessiere mich grundsätzlich für alle Leute.«

»Und mich interessiert manchmal, was die Leute über mich denken.«

»Also, ich wollte eigentlich sagen, daß du objektiv interessant bist, weil du so kontrapunktisch bist. Ein Soldat, du rauchst nicht, du trinkst nicht. Das paßt irgendwie nicht zusammen.«

»Warum nicht? Alle Menschen, also auch Soldaten, suchen nach etwas, was sie glücklich macht. Manche sind glücklich nur mit Alkohol. Aber nur für kurze Zeit. Also wiederholen sie es, und werden süchtig. Aber nicht Alkohol macht süchtig. Es ist das Gefühl des Glücks, was süchtig macht. Manche Menschen bekommen ihre Glücksgefühle auch ohne Drogen. Ich auch.«

»Schön für dich. Und bist du jetzt glücklich?« fragte Nadja.

»Es gibt einen Unterschied zwischen glücklich und zufrieden.«

»Ja. Glücklich ist viel mehr als zufrieden«, sagte Nadja, »aber weich' nicht aus. Bist du jetzt glücklich?«

»Ja.«

»Und was hat dich glücklich gemacht?«

»Ein herrlicher Sonnenaufgang, den ich draußen genießen kann. Und der Bolero.«

»Also bist du auch in unserer Lage glücklich?«

»Sagen wir, mit der bin ich zufrieden. Es gibt ein paar Probleme und die werden wir lösen. Es erwartet uns ein interessantes Programm.«

»Ist es für dich ein Abenteuer?«

»Das ganze Leben ist ein Abenteuer.«

»Bist du mit deinem Leben zufrieden?«

»Selbstverständlich.«

»Und wie machst du es, daß du zufrieden bist?«

»Ganz einfach. Ich passe auf, damit ich, wenn ich zurückblicke, sagen kann: es war o.k.«

»War bei dir alles o.k.?«

»Alles. Und bei dir?«

Nadja zögerte einen Augenblick, dann sagte sie. »Bei mir auch. Aber ich weiß nicht, ob ich so oft glücklich war. In welchem Moment kannst du sagen, daß du total glücklich bist?«

»Wenn ich in der Wüste das sanfte Geräusch des über die Dünen dahingleitenden Sandes höre,« antwortete Tom ohne zu zögern.

Nadja sagte nichts.

Sie drehte den Kopf um und schaute auf die verschneiten Berge.

59. Notausgang und zwei weitere Möglichkeiten.

Als Nadja und Tom den Speisesaal betraten, waren alle schon lange mit dem Frühstück fertig.

»Hi«, sagten die beiden lustig.

»Wir entschuldigen uns für die Verspätung«, fügte Tom hinzu.

»Guten Morgen«, ertönte es ihnen entgegen. Alle beobachteten sie neugierig, aber nur Albert sprach aus, was alle interessierte.

»Heute hat bei euch beiden die Morgentoilette irgendwie sehr lange gedauert.«

»Irrtum. Die haben wir noch vor uns«, antwortete Tom, »wir sind uns beim Sonnenaufgang begegnet und der gefiel uns in den normalen Farben so gut, daß wir ihn länger bewundert haben. Wir könnten es zwar als eine notwendige Beobachtung der atmosphärischen Veränderungen deklarieren, aber in Wahrheit war es nur pure Freude.«

»Den Kaffee haben wir schon ausgetrunken, aber Kakao und heißes Wasser ist noch in der Küche«, sagte Pamela. »Soll ich es euch bringen?«

»Danke, nein. Bleib sitzen«, sagte Nadja, »ich hole es selbst.«

Ursula wartete, bis Nadja aus der Küche zurückgekommen war und fragte: »Die Sonnenaufgangsbeobachtungen werden jetzt Pflicht für alle?«

»Das fällt unter freiwillige Tätigkeiten. Aber ein verspätetes Erscheinen wird nur am Sonntag toleriert.«

»Und was werden wir mit dem Notausgang machen?« fragte Miguel. »Werden wir den Sonntag einhalten, oder schauen wir ihn uns schon heute an?«

Obwohl Tom über die Wende angenehm überrascht war, ließ er sich das nicht anmerken.

»Eigentlich wollte ich erst morgen damit anfangen ...«

Vittorio ließ ihn nicht ausreden.

»Es wäre besser, als hier so herumzusitzen«, sagte er.

»Ich bin auch dafür«, meldete sich Albert zu Wort. »Auf jeden Fall wird es draußen viel interessanter werden. Auch wenn die Plagerei in dem Rettungsstollen kein Spaß sein wird. Und dann bedanken wir uns bei Tom für seine Gastfreundschaft.«

Die Ironie im letzten Satz war nicht zu überhören.

Tom winkte ab.

»Keine Gastfreundschaft. Es ist eine militärische Hilfe von der Armee der Vereinigten Staaten für Touristen in der Not.«

»Und dann bleibst du hier ganz alleine?« fragte Ursula.

»Selbstverständlich. Solange mein Vertrag dauert.«

»Danach fährst du wieder in die Sahara?« fragte William.

»Selbstverständlich.«

»Du hast von der Einsamkeit noch nicht genug?« erkundigte sich Vittorio.

»Ich bin manchmal alleine aber nie einsam.«, beendete Tom das Gespräch. »Wir treffen uns hier in dreißig Minuten und fahren zusammen nach unten.«

Die Fahrt in die Tiefe verlief schweigend. Alle waren neugierig, was sie erwartete. Tom führte sie durch einen breiten Korridor, der in einem großen Raum mit einer Panzertür endete.

»Ist das der Notausgang?« fragte Miguel.

»Da fängt er an.«

Das kleine Fenster in der Tür war mit einem Stahlverschluß abgedeckt.

»Hinter der Tür ist alles verschüttet. Gleich werden wir sehen, wie es in Wirklichkeit aussieht.«

Tom hob die Fensterabdeckung und schaltete die Stollenbeleuchtung an.

Der Rettungsstollen war mit Steinen bis zur Decke verstopft.

»Ist die Tür auch wasserdicht?« fragte Miguel.

»Selbstverständlich.«

»Wenn dort Wasser ist und du die Tür aufmachst, dann werden wir hier schwimmen.«

»Zum Schwimmen habe ich euch den Swimmingpool zur Verfügung gestellt«, antwortete Tom. »Das hier wird ein Gymnastikraum.«

Tom bückte sich zur Tür und fing an, unten eine Schraube zu lockern.

»Kontrolle?« fragte Paul.

»Damit wir gleich wissen, was uns erwartet.«

Tom entfernte die Schraube und wartete eine Weile, bis er sie wieder hineinschraubte.

»Negativ. Der Stollen ist trocken. Er hat aus Sicherheitsgründen etliche Abflüsse und die sind zum Glück nicht verschüttet.«

Albert drängelte sich nach vorne zur Tür.

»Also können wir die Tür öffnen?« fragte Albert und stellte sich dicht hinter Marie-Helène. Als sie seinen alkoholischen Atem spürte, trat sie ein wenig zur Seite.

»Noch nicht«, antwortete Tom, »das können wir nicht riskieren. Sollten Steine zwischen die Türen eindringen, dann machen wir sie nicht mehr so einfach zu.«

»Wenn wir hinauswollen, dann müssen wir es irgendwann einmal machen«, meinte Albert.

»Irgendwann einmal schon, nämlich gleich dann, wenn wir das Gerät zum Abtransport der Steine hergebracht haben.«

Albert rückte wieder näher an Marie-Helène.

Sie trat zwei Schritte zur Seite.

»Wir sind hier nicht in der Londoner Metro. Laß zwischen uns ein bißchen Raum«, sagte sie kühl.

»Du glaubst doch nicht, daß ich ...«

»Nein«, unterbrach Marie-Helène ihn, »ich brauche nur ein wenig Platz um mich.«

Paul, der Alberts unauffällige Annäherung bemerkte, stellte sich wortlos dazwischen.

»Wie lang ist der Stollen, Tom?« fragte er.

»Zweihundertfünfzig Meter.«

»Und die Maße?«

»Einsachtzig auf zwei Meter.«

»Das bedeutet, daß wir circa tausend Kubikmeter Material entfernen müssen.«

»Das ist kein Durchbruch von oben. Es ist von draußen angeschwemmtes Material. Die Beseitigung ist nicht das größte Problem. Dafür haben wir die Technik.

Elektrokarren mit hydraulischen Schaufeln«, antwortete Tom. »Wir müssen das Material irgendwo deponieren. Und wir haben hier nicht viel Freiraum. Probleme wird es nur geben, wenn der Rettungsstollen irgendwo durchgebrochen wäre. Aber es sieht nicht danach aus.«

»Wir müssen uns entscheiden, wie wir am effektivsten den Bunker verlassen können«, sagte Nadja. »Tom, sag uns, welche Möglichkeiten wir haben.«

»Erstens Rettungstunnel und zweitens Abseilen, wenn wir uns eine Trasse mit festen Seilen und Leitern bauen.«

»Jumping wäre noch eine Möglichkeit«, bemerkte Albert ironisch, »im Flugzeug müssen doch Fallschirme sein.«

»Du bist ja überhaupt nicht so dumm«, sagte Marie-Helène.

»Willst du dich mit mir anlegen?« fragte Albert.

»Du hältst dich in deinem eigenen Interesse besser zurück«, fuhr ihn Tom sofort an, »du stinkst nach Schnaps. Bis jetzt habe ich nichts gesagt. Aber wenn du dich nicht einigermaßen zivilisiert benimmst, dann kriegst du ein Problem.«

»Das ›nicht dumm‹ betraf die Idee mit den Fallschirmen«, sagte Marie-Helène.
»Wir nähen aus ihnen einen Ballon, füllen ihn mit heißer Luft und schweben weg. Der muß nicht viel steigen. Er muß nur langsam sinken. Das ist die einfachste Methode.«

»Das ist genial«, jubelte Jane. »Dann müssen wir uns weder wie Maulwürfe durch den Boden bohren noch wie Affen auf den Seilen herumschwingen. Und wenn wir den richtigen Wind erwischen, dann kommen wir über die Berge.«

»Eine gute Idee«, sagte Tom und schaute sich um. »Wer hat Erfahrungen mit einem Heißluftballon?«

»Ich bin schon ein paarmal mitgeflogen. Das ist alles«, sagte Paul, »aber wir brauchen nicht sehr viel Erfahrungen. Ein Ballon ist ein aus Seide zusammengenähter Sack, der durch eine Klappe oben gesteuert wird. Klappe zu, der Ballon steigt nach oben, Klappe auf, er sinkt nach unten. Ein bißchen komplizierter könnte das Befüllen mit der heißen Luft werden. Aber ich glaube, Tom hat hier genug Vorrichtungen, aus denen wir uns einen passenden Brenner selbst adaptieren können.«

»Du hast keine Lust, weder aufs Graben noch aufs Abseilen, was?« fragte Albert.
»Oder sagst du es wegen Jane?«

»Alle drei Argumente sind richtig. Bis auf die Reihenfolge. Also erstens wegen Jane ... und viertens suche ich grundsätzlich nach optimalen Lösungen.«

»Kannst du nähen?« fragte Ursula.

»Nein. Aber ich werde es lernen. Das ist kein Problem.«

»Ich kann mich nicht abseilen«, sagte Ursula, »ich habe das noch nie gemacht.«

»Es ist wie eine winterliche Expedition. Ich kann es dir beibringen«, sagte Marie-Helène.

»Ich kann dir dabei helfen«, schloß sich Nadja an.

»Ihr beide betrachtet es wie einen Abenteuerurlaub«, protestierte Ursula. »Für mich und wahrscheinlich noch für ein paar andere ist das Wichtigste, den Bunker auf einem sicheren Wege zu verlassen.«

»Das wollen wir auch. Aber wenn wir das Verlassen des Bunkers nicht wie zwingende Arbeit, sondern sportlich nehmen, dann ist es für uns alle angenehmer«, sagte Marie-Helène. »Wenn du keine Zitrone magst, dann mußt du dir daraus eine Limonade machen. So kann man unangenehme Situationen besser bewältigen. Hat schon Carnegie in seinem berühmten Buch gesagt.«

»Limonade macht daraus hauptsächlich Tom«, sagte Miguel. »Statt alleine in der Raumschiffatrappe zu sitzen, hat er hier eine ganze Gruppe zu seiner Belustigung.«

»Und du hast hier keine Belustigung?« fragte Paul ihn.

»Wie kann ich mich hier belustigen?« fragte Miguel zurück.

»Da machst du dir selbst keine gute Reklame.«

»Wie meinst du das?« wollte Miguel wissen.

»Als ich dich in der Früh sah, wie du Ursulas Zimmer verlassen hast, habe ich gemeint, daß du dich gut amüsiert hast.«

»Also du spioniert uns aus?« fragte Miguel wütend. »Ich dachte, daß das nur Tom oder höchstens Kate machen.«

»Wenn du es geheimhalten willst, dann mußt du aufpassen, daß du nicht in der Zeit, wenn der Küchendienst das Frühstück vorbereiten geht, ein fremdes Zimmer verläßt.«

»Und du, Miguel, laß mich aus dem Spiel«, fügte Kate hinzu, »was du mit Ursula treibst, ist deine Sache.«

»Aber nur, solange ihr durch euer Verhalten nicht ein öffentliches Ärgernis hervorrufen werdet«, sagte Tom.

»Warum nicht? Wenn wir hier wirklich wie im Container bei Big Brother agieren, dann ist es gerade dieses Verhalten, was die Zuschauer am meisten interessiert«, sagte Paul, »und Miguels Ehefrau wird dabei helle Freude verspüren.«

»Ich weiß nicht, warum wir hier Zeit mit unfruchtbarem Geplänkel vergeuden«, sagte William, »es ist ihre private Sache.«

60. Nadja weist William ab.

Die Diskussion über die Möglichkeit, daß sie alle mit Kameras beobachtet werden, wurde auch bei der Kaffeepause am Nachmittag im Speisesaal fortgesetzt.

»Wenn es sich um Big Brother handeln würde, dann nicht als Demonstration einiger billiger Sexszenen, sondern als Versuch, ob es in einer Gesellschaft, die alles zu Verfügung hat, möglich ist, Konflikte ohne Gewalt zu lösen«, sagte Marie-Helène.

»Wenn eine optimale Organisation der Gesellschaft ein Ergebnis des gesunden Gehirns wäre«, meinte Vittorio, »dann müßte sie in unserem Falle möglich sein. Voraussetzungen dafür sind vorhanden. Es dürfte zu keinen Konflikten kommen.«

»Nadja kann uns doch beraten«, sagte Ursula, »die hat sich ein neues Modell ausgedacht. Sie kann es hier gleich ausprobieren.«

»Um was geht euch eigentlich?« fragte Nadja. »Zum Essen haben wir mehr als genug, schön wohnen können wir auch und im Prinzip warten wir nur darauf, daß es hier endet. Es fehlt uns an nichts.«

»Mir fehlt die Freiheit«, sagte Miguel. »Ich möchte essen, wann ich will, rauchen, wo ich will und so lange schlafen, wie ich will.«

»Das alles kannst du sogar in der normalen Welt nicht machen«, antwortete Jane. »Im Hotel sind Essenszeiten gegeben. Und rauchen kannst du nur dort, wo es erlaubt ist. Und schlafen kannst du auch hier so lange, wie du willst. Essen kannst du dir im Zimmer selbst vorbereiten. Also, um was geht es dir? Um das Kommandieren?«

»Und das kannst du hier nicht. Wenn mehrere Leute zusammenleben, müssen sie sich arrangieren«, sagte Marie-Helène. »Es geht um die Arbeitsverteilung. Wer soll für dich kochen? Und warum? Im normalen Leben mußt du für alles zahlen. Möchtest du hier Geld einführen?«

»Und das Geld würde dir nicht helfen«, sagte Paul. »Warum sollte ich für jemanden arbeiten, wenn ich genug zu essen und eine luxuriöse Wohnung habe? Wenn wir hier abwechselnd kochen, ist es ein Dienst für einen Gegendienst. Aber sonst kann mich niemand dazu zwingen, daß ich für jemanden koche und dieser wird nur herumhängen und schlafen.«

»Nur Tom«, sagte Miguel.

»Tom gibt mir dafür die Wohnung, das Essen und alles, was ich brauche.«

»Das ist seine Pflicht.«

»Darüber haben wir schon gesprochen. Seine Pflicht ist, uns am Leben zu erhalten. Wie in den Vereinigten Staaten. Aber nur unter einfachsten Bedingungen. Vom Luxus ist keine Rede.«

Nadja stand auf und ging zur Tür.

»Diese Diskussionen langweilen mich. Ich gehe mir den Sonnenuntergang anschauen.

Albert lachte gekünstelt.

»Gehst du Toms Trompete lauschen?«

»Das auch.«

»Könnte es Tom nicht hierher per Lautsprecher übertragen? Das wäre viel bequemer.«

»Du hast noch nicht begriffen, daß dazu der Sonnenuntergang gehört«, sagte Nadja. »Das nächste Mal kannst du es auf Video aufnehmen und es dir sogar im Bett vorführen.«

»Dort mache ich lieber andere Sachen. Soll ich dir sagen, was?«

»Dort kannst du machen, was du willst. Aber versuche nicht, mir noch einmal mit deinen idiotischen Bemerkungen auf die Nerven zu gehen, du Wichser.«

Die Tür vor Nadja öffnete sich.

William sprang auf.

»Darf ich mit dir gehen?«

»Bitte.«

Als sie den Speisesaal verließen, sagte Albert mit unterdrückter Wut: »Die hat ein Vokabular. Kein Wunder als Puffmutter.«

»Du manövriert dich selbst in Schwierigkeiten«, warnte ihn Kate. »Und hör auf mit dem Trinken am Tag oder bleib lieber auf deinem Zimmer. Tom hat hier auch Ausnüchterungszellen.«

Nadja und William näherten sich dem Aufzug zur Galerie.

»Du kannst ganz schön starke Ausdrücke benutzen«, sagte William, »du magst ihn nicht, was?«

»Ich verabscheue solche Typen. Und ich vertrage keine schwachsinnigen Anspielungen.«

Die Kabine brachte sie nach oben.

Nadja lehnte sich an die steinige Vorderwand der Galerie und schaute in die Ferne.

»Schade, daß du unsere Zusammenarbeit beendet hast«, sagte William, »es war für mich sehr angenehm.«

»Für mich auch. Aber nur, solange es auf der Ebene ablief, die ich dafür vorgesehen habe. Keine Erpressungen, nur Gefälligkeiten. Das ist vorbei. Ich wollte sowieso etwas anderes anfangen.«

»Am meisten tat mir leid, daß du nie Zeit für mich gehabt hast.«

»Ich war in festen Händen.«

»Das ist für die Mehrheit der Menschen kein Hindernis.«

»Aber für mich. Und im Geschäft gilt doch: Nix ficken mit Domestiken.«

»Das gilt doch nicht mehr. Du hast Jean-Claude verlassen und das Geschäft beendet.«

William legte seine Hand auf ihre.

Nadja zog sie lächelnd zurück.

»Du weißt doch, daß es zwecklos ist.«

»Warum? Die Situation hat sich geändert.«
 »Aber meine Ansichten nicht.«
 Nadja strich sich die Haare aus der Stirn.
 »Abgesehen davon habe ich in dir eher einen Geschäftskollegen gesehen. Das wäre jetzt so etwas wie Inzest.«
 »Hier wirst du keine große Auswahl haben.«
 »Du hast recht. Aber ich habe an einer Auswahl auch kein Interesse. Albert ist ein aufgeblasener, dummer Sexist mit einem Zopf, der seine Komplexe mit Schnaps betäubt. Miguel ist ein selbstgefälliger Macho mit Goldkettchen. Vittorio eher ein gebildeter Schwächling.«
 »Verbleiben nur Paul und Tom.«
 »Paul ist o.k. Aber der interessiert sich für Jane. Verbleibt nur Tom.«
 »Das hast du dir nicht schlecht ausgedacht«, sagte William leicht verstimmt.
 »Ich habe mir nichts ausgedacht. Die Diskussion hast du angefangen.«
 »Du warst nach eurer Trennung so lange ohne Mann, daß sich viele Leute gedacht haben, daß du lesbisch bist.«
 Nadja nickte mit dem Kopf.
 »Das hat mir viele Annäherungsversuche erspart. Hoffentlich auch hier.«
 Aus der Ferne zog sich ein weicher Trompetenton.
 Es war eine bekannte Melodie: Quand le soleil dit bonjour aux montagnes.
 Beide lauschten schweigend.
 Die Trompete klang mit der untergehenden Sonne aus.
 »Das Timing war perfekt, auch wenn das mit der untergehenden Sonne eigentlich ein Kitsch ist. Aber die Technik muß er noch verbessern. Jean-Claude wäre mit ihm im Orchester mit Sicherheit nicht zufrieden«, unterbrach William die eingetretene Stille.
 »Jean-Claude wäre mehr als zufrieden«, antwortete Nadja, »er hätte sofort erkannt, daß Tom die Trompete mit Herz bläst.«
 »Weil es für dich sein könnte?«
 »Unsinn. Tom würde so blasen, auch wenn er hier ganz alleine wäre. In den Alpen gibt es viele, die das Alphorn blasen. Das ist ein etliche Meter langes, schrecklich schweres Rohr aus Holz. Das schleppen sie weit auf den Berg nach oben und dort spielen sie. Für sich, weil es so schön klingt. Pour le joi du coeur. Für die Freude des Herzens, wie wir sagen. Das ist so wie in der Spitzenmusik. Es gibt auf der Welt viele ausgezeichnete Solisten, Techniker. Aber nur die, die mit dem Herzen spielen, sind die Besten.«
 »Wahrscheinlich hast du recht. Es ist zu sehen, daß du lange mit einem weltberühmten Dirigenten zusammen warst. Warum habt ihr euch eigentlich getrennt?«
 »Es wurde irgendwie zur Routine. Wir hatten uns nichts mehr zu sagen. Wir hatten sehr verschiedene Interessen.«
 »Und du glaubst, daß ihr, du und Tom, euch mehr zu sagen habt?«
 »Auf jeden Fall haben wir gemeinsame Interessen.«
 William hob in gespielter Verwunderung die Augenbrauen.
 »Wirklich? Und welche?«
 »Ich will von hier auf die schnellste und sicherste Art weg.«

61. Eine Party wird beschlossen.

Als Tom am nächsten Tag das Frühstück ausgelassen hatte, packte Nadja die Thermosflasche mit Kakao, belegte zwei Brote mit Schinken und ging auf den Gipfel. Tom saß, mit seinem Laptop auf den Knien, vor dem Iglu.

»Hi«, begrüßte er Nadja freundlich.

»Hi«, antwortete Nadja, »heute habe ich dich nicht überrascht?«

»Du hättest mich mehr überrascht, wenn du nicht gekommen wärst.«

»Hast du hier auf mich oder auf deinen Kakao gewartet?«

»Ich habe auf beides gehofft, aber ich arbeite hier. Bis jetzt«, er klappte den Laptop zusammen, »setz dich bitte.«

Nadja setzte sich neben ihn.

»Halt mal«, sagte sie, gab ihm die Tasse und goß den Kakao hinein. »Das Schinkenbrot kommt gleich.«

»Danke.«

Nadja ließ ihn essen und beobachtete still die Berge.

»Was arbeitest du?« fragte sie nach einer Weile.

»Ich suche einen Weg aus den Bergen. Im Laptop habe ich Satellitenkarten und Flugzeugaufnahmen. Aber der Weg ist zu kompliziert wegen des Canyons rundherum.«

»Darf ich mal sehen?«

Von unten war ein Knirschen des zusammengefrorenen Schnees zu hören.

»Was ist das?« fragte Nadja.

»Wir haben Besuch«, sagte Tom, »immer, wenn das Wetter so schön ist, kommen Touristen in die Berge.«

Marie-Helène näherte sich in Nadjas Spuren.

»Hallo«, sagte sie lächelnd, »ich hoffe, ihr habt auf dem Fell noch einen Platz frei.«

»Na klar«, sagte Tom.

»Das ist ein Blick, rundum«, fuhr Marie-Helène fort und setzte sich auf Toms andere Seite. »Wenn mir jemand folgt, wie ich Nadja, dann wird uns dein Fell nicht reichen.«

»Du weißt doch, daß der Zutritt zum Gipfel verboten ist«, sagte Tom und schaute sie dabei so an, daß sie wußte, daß es nicht ernst gemeint war.

»Oui, mon capitaine«, antwortete sie. »Ich bin Nadja gefolgt, weil ich meinte, daß sie sich in Gefahr befindet und wollte ihr helfen.«

»In Gefahr?« fragte Tom ungläubig.

»Oui, mon capitaine«, sagte Marie-Helène kokett und schaute ihm in die Augen, »wenn der Gipfel verboten ist, dann wegen einer Gefahr, oder? Oder hast du einen anderen wichtigen Grund für dein Verbot?«

»Weil ich hier arbeiten muß.«

»Nadja auch? Und was arbeitet ihr hier?«

»Wir suchen einen Weg, wie wir von hier hinunterkommen.«

Marie-Helène lachte kurz auf.

»Das wäre nicht das Problem. Aber was willst du unten? Ringsherum sind Canyons. Wir müssen zuerst von diesem Block weiter weg. Erst dann nach unten.«

»Du hast trotz deiner Ohrenschützer gehört, worüber Tom und ich uns unterhalten haben«, sagte Nadja.

»Die sind nur gegen die Kälte«, antwortete Marie-Helène und hob einen der beiden buschigen Ohrenschützer an, »außerdem muß ich niemandem zuhören, um zu wissen, daß es nicht genügt, sich abzuseilen, um von hier wegzukommen. Das ist nicht der Eiger.«

»Schon, als du beim Notausgang über das Abseilen gesprochen hast, war mir klar, daß du dich in den Bergen auskennst. Wie gut?« fragte Tom.

»Sehr gut, aber nicht hier, sondern in den Alpen. Ich habe einige Viertausender hinter mir. Von Paris ist es nicht so weit.«

»Du überrascht mich angenehm. Das wird uns das Abseilen erleichtern«, sagte Tom.

»Da werden wir noch abwarten müssen. Es gibt zuviel Neuschnee«, sagte Nadja.

»Stimmt«, meinte Marie-Helène, »und wie ist es mit dir, Nadja?«

»Ähnlich wie mit dir. Mit Schwerpunkt hochalpine Skitouren und Gletscher. Ich bin zu faul zum Abstieg. Ich fahre lieber ab.«

»Nach dem, was ihr mir da so erzählt, scheint es so, als ob New Generation eher eine Sporteinrichtung wäre«, sagte Tom belustigt. »Wie ist es mit den anderen Mitgliedern?«

»Die mußt du selber fragen. Und wie ist es mit dir?« fragte Nadja. »Ist das Klettern in den Dünen ähnlich?«

»Beim Abstieg bequemer. Aber um deine nicht ausgesprochene Frage zu beantworten: Ich meine, daß ich mit euch mithalten kann.«

»Also können wir die Kletterschule Rubicon eröffnen«, meinte Nadja, »und dann kann sich Ursula mit Recht beschweren, daß wir aus unserem Aufenthalt einen Winterurlaub machen.«

»Und mit Touristen kennt sich Tom, der als Expeditionsleiter die Sahara bereist, gut aus«, sagte Marie-Helène mehrdeutig.

»Sogar sehr gut«, antwortete Tom.

»Also weißt du genau, wie solche Touren beginnen«, fuhr Marie-Helène im selben Ton fort.

»Wie gesagt. Und ich kenne mich auch mit ganz anderen Sachen aus.«

»Mit was?«

»Zum Beispiel mit Gedankenlesen.«

»Wirklich? Dann sage mir, woran ich denke«, sagte Marie-Helène.

»Daß manche organisierte Touren mit einer kleinen Begrüßungsparty anfangen.«

»Und was noch?«

»Daß wir es auch so machen sollten.«

Nadja wollte Marie-Helène nicht die Initiative überlassen.

»Und funktioniert das Lesen der Gedanken auch bei mir?« fragte sie.

»Selbstverständlich«, antwortete Tom, »soll ich es laut sagen?«

»Ja.«

»Du denkst ans kalte Büfett, an gutes Essen, Musik und Tanz.«

»Das ist noch nicht alles.«

»Was fehlt?«

»Nur noch der erste Tanz mit dir, und dann ist es komplett«, antwortete Nadja.

»O.K. Abgemacht.«

»Und, noch etwas«, rief Marie-Helène, »eine Raucherlaubnis.«

»Auch o.k.«, sagte Tom.

»Und du bleibst mit uns auch in dem Rauch?«

»Alle können bleiben. Die Erbauer des Rubicons haben an alles gedacht. Wir haben hier eine Bar mit einem durch eine Glaswand abgetrennten Teil für Raucher. Mit dem Rauchen werden wir also keine Probleme haben.«

»Bravo!« schrie Marie-Helène auf und verpaßte Tom einen Schmatzer auf seine Wange.

»Ich danke dir im Namen aller Raucher.« Dann neigte sie sich zu Nadja und fragte: »Du bedankst dich nicht bei Tom?«

Nadja zog sie an sich und gab ihr einen lauten Kuß.

»Ich bedanke mich bei dir dafür, daß du in einem gläsernen Käfig sitzen und mich nicht beräuchern wirst.«

»Du hast wirklich aufgehört zu rauchen? Hast du Probleme mit dem Atmen? Oder willst du dich bei Tom einschmeicheln?«

»Du hast es erfaßt. Probleme mit dem Atmen. Du weißt doch. Das Alter.«

»Die geläuterten Raucher sind die schlimmsten«, meinte Marie-Helène.

»Und wann soll die Party steigen?«

»So früh wie möglich«, antwortete Tom.

»Sollen wir es den anderen im voraus sagen, oder soll es eine Überraschung werden?« fragte Marie-Helène.

»Eine Überraschung kann es nur werden, wenn es uns gelingt, die Vorbereitungen heimlich durchzuführen«, sagte Nadja.

»Kein Problem«, meinte Tom, »ich werde Kate anweisen, daß sie euch beide für Spezialaufgaben einteilt und dann habt ihr für alles Zeit genug.«

62. Beginn der Arbeiten im Rettungstollen.

Am nächsten Tag liefen die Vorbereitungen für das Verlassen des Bunkers an.

Tom verteilte die Aufgaben auf drei Gruppen. Die erste Gruppe, bestehend aus Pamela, Jane, Paul, Vittorio, Miguel und Albert, sollte das Ausräumen des Notausgangs übernehmen.

Die zweite Gruppe, Kate mit Nadja und Marie-Helène, sollte Seile, Aluleiter und das Befestigungsmaterial für die Abstiegsstraße zusammensuchen.

Die dritte Gruppe, Ursula und William, war zuständig für die Verpflegung. Zu Toms Verwunderung hatte niemand von den Querulanten etwas gegen die Aufteilung gesagt.

Tom fuhr mit der ersten Gruppe zum Tunnel und teilte sie in Arbeitsteams ein: Vittorio und Miguel bereiteten die Steine, die den Rettungstollen verschüttet hatten, zum Transport vor. Jane und Pamela fuhren den Schutt mit den kleinen Elektrobaggern ins Innere des Bunkers. Paul und Albert verteilten den Schutt an den Wänden entlang, damit die Korridore begehbar blieben.

Es dauerte den ganzen Vormittag, bis die Notausgangsgruppe reibungslos zu funktionieren begann.

Der Nachmittag war frei und alle verbrachten ihn zusammen am Swimmingpool.

Nach dem Abendessen erklärte Tom diese Zeiteinteilung als gültigen Plan für die nächsten Tage.

Der zweite Arbeitstag verlief bis zum Mittag genauso problemlos wie der erste. Als das Mittagessen zu Ende war, begann Marie-Helène mit dem Löffel auf ein Trinkglas zu schlagen.

Alle schauten verwundert zu ihr hin.

»Ich muß euch noch den Befehl des Kommandanten mitteilen.«

»Kann das nicht bis morgen warten?« murrte Miguel. »Mein Bedarf nach Befehlen ist längst gedeckt. Ich möchte mich jetzt von der Arbeit erholen und ein Nachmittagschläfchen machen.«

»Dann geh schnell ins Bett. Das wäre doch nichts für dich. Du hältst dich ja kaum noch auf den Beinen«, sagte Marie-Helène. »Eine wichtige Information für die Tauglichen. Heute abend gibt es eine Party zur ...« – sie machte eine kurze Pause – »zur Feier des Beginns der Tunnelarbeiten. Die Bar ist vorbereitet. Beginn heute gleich nach dem Abendessen. Keine Kleiderordnung. Und morgen haben wir den ganzen Tag frei.«

»Was für eine Party?« fragte Ursula.

»Mit Musik und Tanz.«

»Das ist ein genialer Einfall«, jauchzte Pamela, »ein neues Leben beginnt.«

»Jede Änderung ist angenehm«, sagte Vittorio.

»Und wie ist es mit den Getränken?« fragte Albert.

»Wie in jeder Bar«, antwortete Marie-Helène, »du kannst deinen Flachmann ruhig auf deinem Zimmer lassen.«

»Und wie ist es mit dem Rauchen?« wollte Ursula noch wissen.

»So, daß wir problemlos gemeinsam feiern können.«

63. Party.

Der Raum für die Party war eine Doppelbar. In der Mitte war der Raum mit einer Glaswand geteilt. Beide Hälften waren spiegelgleich eingerichtet. Vor den Vitrinen mit Flaschen stand auf beiden Seiten ein langer Tresen.

Der Eingang war eine Glaskabine mit zwei Eingängen, einem für die Nichtraucher und einem für die Raucher. Gegenüber standen in beiden Abteilen runde Tische. Die Tanzfläche befand sich in der Nichtraucherhälfte. Kleine Mikrofone und Lautsprecher ermöglichten zwischen den Tischen eine normale Unterhaltung durch die Glaswand. Die Trennung war so unsichtbar, daß die Glaswand mit Aufklebern geschmückt war, damit niemand aus Versehen direkt in die andere Hälfte zu gehen versuchte.

Trotzdem war die Gruppe nach anderen Kriterien getrennt.

Ursula, Pamela, Kate, Miguel, Vittorio und Albert saßen im Raucherteil. Paul und Marie-Helène hatten sich zu den Nichtrauchern Tom, Jane und William gesellt.

»Wieso seid ihr zu den Nichtrauchern gegangen?« fragte Albert durch die Glaswand.

»Ganz einfach. Wir wollen sie nicht alleine lassen«, antwortete Paul, »und zum Rauchen kommen wir dann in eure Abteilung.«

»Und dafür könnt ihr zu uns zum Tanzen kommen«, sagte Marie-Helène, »es wird noch eine Weile dauern, dann fangen wir an.«

Nadja hatte in den CD-Player die erste der vorbereiteten Platten geschoben. Es war ein langsames Stück. Mit den ersten Takten stand Tom vom Tisch auf und ging zu ihr.

»Darf ich bitten?« fragte er lächelnd, und sie begannen zu tanzen.

»Du hast es sehr gut getroffen«, sagte Tom, »oder hast du gedacht, daß ein Saharafahrer zuerst vorsichtig in die Kunst des Tanzens eingeführt werden muß?«

»Das nicht. Aber ich wollte mit dir tanzen und nicht vor dir herumhopsen«, antwortete Nadja und legte ihren Kopf auf seine Schulter.

Jane mit Paul, gefolgt von Pamela und Albert, kamen aufs Parkett.

Es wurde getrunken, geraucht und die Paare wechselten sich beim Tanzen ab.

Tom tanzte mit Kate.

»Ich habe etwas mit dir zu besprechen«, sagte er.

»Ja?«

»Nicht hier. Ich muß dir etwas zeigen.«

Kate schaute ihn verwundert an.

»Ich glaube, daß es hier andere gibt, die auf dieses Angebot warten.«

»Das ist kein Angebot«, erwiderte Tom.

»Also ein Befehl?«

»Ja.«

»Wie lautet er?«

»Leutnant Hall. Sie begleiten mich sofort in das Rechenzentrum in der Ebene Zero.«

»Yes, Sir.«

Als sie das Parkett verließen waren alle Blicke auf sie gerichtet.

»Das ist eine Überraschung«, sagte Pamela zu Nadja, die mit William getanzt hatte.

»Ich weiß nicht für wen. Das ist doch der Sinn jeder Party.«

»Ich weiß, aber du hast dir ja so viel Mühe gegeben.«

»Wie du weißt, es ist nicht mein Fachgebiet. Ich organisiere nur.«

»Du hättest dir die Mühe sparen können. Die Armee und die CIA haben sich verbunden. Es soll wahrscheinlich ein Militärgeschehnis bleiben«, mischte sich Ursula ein.

»Das bringt mich auf einen Gedanken. Hier ist es nicht sehr lustig«, beschwerte sich die leicht angeheiterte Pamela. »Für die CIA sind wir Callgirls, aber unsere Kunden kümmern sich nicht um uns.«

»Wir müssen die Herren nur auf die richtigen Gedanken bringen«, stimmte Ursula ihr zu.

»Ich bin für den Ausziehpoker«, schlug Pamela vor, »und vor dem Anfang jeder Runde muß jeder einen Schluck Whisky trinken.«

»Und wo werden wir spielen? Beim Kartenspiel wird immer geraucht. Jane wird nicht hierbleiben«, meinte Vittorio, »und Nadja raucht auch nicht mehr.«

»Vielleicht bleiben sie«, sagte Pamela, »es sind viele attraktive Männer geblieben.«

»Mit mir werdet ihr kein Problem haben«, sagte Nadja, »ich gehe schlafen.«

Paul schaute kurz zu Jane und ihre Blicke trafen sich.

»Ich spiele Poker nur ums Geld. Auf solche Partyspielchen habe ich keine Lust. Aber schlafen möchte ich noch nicht. Um euch nicht zu stören, trink ich im Speisesaal noch einen Kaffee«, sagte Paul.

»Und ich werde ihn dir kochen«, strahlte Jane ihn an.

»Das ist das Beste, was ich mir wünschen konnte«, sagte Paul und nahm die Whiskyflasche von seinem Tisch.

»Du weißt doch, daß du nicht mit einer Flasche in der Hand auf den Korridoren herumlaufen darfst? Befehl des Kommandanten«, kicherte Ursula.

»Ich kann kleine Mengen in den Speisesaal mitnehmen. Und das ist für mich eine kleine Menge.«

»Ich gehe auch schlafen«, sagte William. »Der Rauch würde mir nicht guttun.« Marie-Helène schaute sich um.

»Ich habe für heute genug.«

»Also bleibt hier nur der harte Kern«, rief Ursula. »Her mit den Karten.«

Jane und Paul.

»Und wie trinkst du den Kaffee am liebsten?« fragte Jane Paul als sie in der Küche waren.

»Das ist mir egal«, antwortete Paul. »Ich wollte nur schnell weg. Für solche Belustigungen habe ich keine Nerven.«

Jane schaute ihn fragend an.

»Auf mich hast du einen ganz anderen Eindruck gemacht.«

»Was für einen?«

»Daß du jede Gelegenheit ausnützt«, sagte sie unsicher, »und daß du Interesse an Frauen hast.«

Paul hob in gespielter Überraschung die Augenbrauen.

»Und jetzt hast du deine Meinung geändert?«

Jane antwortete nicht.

»Da hast du dich geirrt. Ich bin weggegangen, weil ich an Frauen Interesse habe«, sprach Paul weiter.

Jetzt hob Jane ihre Augenbrauen, weil sie versuchte ihn zu parodieren.

»Wirklich?«

»Und ich nütze auch jede Gelegenheit aus.«

»Möchtest du rauchen?« fragte Jane.

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich möchte dich küssen und ich möchte auch, daß es dir gefällt. Aber du verträgst den Rauch nicht«, sagte Paul und schaute ihr in die Augen.

Sie wich nicht aus.

»Und wenn ich dir sagen würde, daß es mich nicht stört?«

»Das würde ich dir nicht glauben.«

»Und wenn ich dir ...« Jane beendete den Satz nicht. Sie beugte sich zu Paul, nahm seinen Kopf in ihre Hände und küßte ihn lange auf den Mund.

»Wie war's?« fragte Paul, als sie aufhörte.

Jane öffnete die Augen.

»Es ging so«, flüsterte sie, »aber wir müssen noch lange üben.«

65. Kate und Tom.

Tom ließ Kate an der Tür zum Rechenzentrum den Vortritt.

»Sir, können Sie mir sagen, worin meine Tätigkeit beruht?« fragte sie stramm.

»Moment«, antwortete Tom.

Kate betrat den Raum. Alle Monitore leuchteten.

Als erstes konzentrierte Kate ihren Blick auf Seattle auf die Kreuzung Pike Street und die 5th Avenue. Die Verkehrsampeln wechselten die Farben, aber auf den Straßen war keine Bewegung zu sehen. Die Autos standen überall auf den Straßen an verschiedenen Stellen, aber es gab keine Menschen. Kates Augen sprangen von einem Monitor zum anderen. New York, London, Paris, Berlin, Moskau, Peking. Überall das gleiche Bild.

»Was soll das bedeuten?« fragte Kate.

»Ich weiß nicht genau, was es sein kann«, antwortete Tom. »Es ist überall das Gleiche. Aber der Wind weht und die Leuchtsignale und Uhren funktionieren. Sie können es alleine ausprobieren. Vielleicht entdecken Sie etwas Neues.«

Kate nahm Habtachtstellung ein.

»Sir. Erlauben Sie mir, daß ich mich entschuldige?«

»Warum?«

»Weil ich dachte ...« Kate suchte nach den passenden Worten.

»Alles o.k., Kate«, sagte Tom, »überprüf die Aufnahmen, ob mir etwas entgangen ist. Dann entscheiden wir, ob wir es den anderen gleich sagen sollen, später, oder überhaupt nicht.«

»Warum willst du es ihnen nicht gleich sagen?«

»Damit sie sich nicht anders benehmen. Auch wenn sie wissen, daß hier keine Soldaten sind, haben sie Angst, was draußen passieren wird, wenn sie hier die Gesetze nicht einhalten würden.«

»Du glaubst, die werden dir nicht folgen?«

»Wenn sie wüßten, daß sie sich niemandem verantworten müssen, dann ja. Und weil ich sie dann mit Gewalt dazu bringen werde, könnte die Lage ganz unangenehm werden.«

»Das kann ich mir gut vorstellen. Und wie denkst du über die Bilder?«

»Hollywood. So wie sie mir das Universum gezeigt haben, so zeigen sie uns jetzt das Ende der Welt.«

»Ich glaube auch nicht so sehr an das Ende. Aber man weiß nie. Diese Aufnahmen sind sehr realistisch.«

Kate schaltete auf Washington um. Dann auf den CIA-Komplex.

»Sein Auto steht noch immer dort«, sagte sie mit beklommener Stimme.

»Wessen Auto?«

»Rays.«

Sie zoomte das Bild heran.«

»Es steht dort schon zwölf Tage.«

»Wieso weißt du das?«

»Er hat Blumen auf der Hutablage.«

»Wie kommst du auf zwölf Tage?«

»Er wollte sie seiner Frau bringen. Und die hatte vor zwölf Tagen Geburtstag.«

Tom schaute sie fragend an.

Kate lächelte ein bißchen traurig.

»Geliebte von verheirateten Männern kennen deren Familientermine besser als sie selbst.«

66. Ausziehpoker.

In der Bar war der Ausziehpoker auf dem besten Wege zu dem zu werden, weshalb er eigentlich gespielt wurde.

»Glück, daß hier die Heizung so gut funktioniert«, sagte Albert und legte sein Hemd ab.

Er hat einen gut trainierten Körper, dachte Pamela sich.

Niemand von ihnen hatte Schuhe an, und Ursula und Pamela saßen schon in ihren BHs herum. Beiden war bewußt, daß ihre Brüste schon immer ein Blickfang für Männer waren. Wenn auch auf verschiedene Weise. Ursula hatte große, schwere Brüste. Pamela kleine, spitze. Aber beide hatten es verstanden, sich beim Spiel so zu bewegen, daß die Mitspieler mehr ihre Busen als die eigenen Karten beobachteten.

»Gieß ein!« forderte Albert Miguel auf.

»Sollten wir nicht nur die Hälfte eingießen?« fragte Pamela.

»Warum?« fragte Vittorio.

»Weil es keinen Sinn hätte, daß wir hier nackt sitzen und dann so besoffen sind, daß wir nur schlafen werden«, antwortete Ursula, »da erkälten wir uns nur.«

Die Tür ging auf und Tom trat herein.

»Hurra«, rief Pamela, »dich können wir hier gut brauchen. Wo hast du Kate gelassen?«

»Ich wollte euch nur sagen, daß wir die Verbindung zu den Polizeikameras in allen großen Städten haben. Auf den ersten Blick sehen sie entvölkert aus.«

»Warum sagst du uns das gerade jetzt?« fragte Miguel mit schwerer Zunge.

»Weil die Übertragung aus den Städten erst jetzt wieder funktioniert. Und ich habe beschlossen, euch sofort zu informieren, damit William nicht denkt, daß ich ihm Informationen vorenthalte. Apropos, wo ist William?«

»Der ist schlafen gegangen und Nadja auch«, sagte Ursula bedeutungsvoll.

»Und Paul mit Jane?«

»Die sind in die Küche gegangen. Wegen dem Rauch, oder so was. Und Marie-Helène hat sich auch verabschiedet«, sagte Vittorio.

»Kate ist beim Rechner. Wenn ihr wollt, könnt ihr es gleich anschauen, sagte Tom, »aber danach seht ihr nicht aus.«

»Uns ist es egal«, sagte Miguel, »wenn wir herauskommen, dann gehört uns die ganze Welt.«

Ursula stand auf und machte ihren BH auf. Ihre großen Brüste erschienen. Sie waren fest und sehr gut in Form. Alle Augen waren auf sie gerichtet. Ursula schaute sich um wie eine Katze. Sie registrierte sofort Vittorio's gierigen Blick.

Pamela spürte das gestiegene Interesse der Männer und wollte nicht in Rückstand geraten.

»Was machst du, ich habe doch verloren«, schrie sie.

»Das macht nichts, ein Blick auf eine schöne Frau ist immer schön«, murmelte Vittorio. Seine Augen klebten auf Ursulas Brüsten.

Pamela erhob sich vom Stuhl. Es war ihr nicht gelungen, ihren BH aufzumachen.
»Hilft mir niemand«, bettelte sie mit gespielter Hilflosigkeit.

Miguel sprang auf. Er hielt sich nicht mit dem Verschluß auf, sondern zog ihr die Träger des BHs über die Schulter und holte eine Brust nach der anderen aus den Körbchen. Pamela schlängelte die Arme nach oben und der BH blieb ihr um den Bauch hängen.

Die Männer klatschten Beifall.

Tom, der an der Tür stand, drehte sich um und verließ die Bar.

»Viel Freude am Weggehen hat er nicht gehabt. Aber jetzt alle hinsetzen. Die nächste Runde beginnt«, brüllte Albert und fing an, die Karten zu mischen.

Ursula bemerkte, wie sich Miguels Fuß unter dem Tisch zu Pamelas Beinen geschoben hatte und wie er ihre Wade berührte. Es ärgerte sie, daß Miguel den ganzen Abend Pamela anstarrte.

Albert verteilte die Karten und blieb mit den Augen an Pamela hängen. Die lachte ihn ermunternd an, weil sie dachte, daß es sein Fuß sei, der sie unter dem Tisch berührte.

Albert lachte sie an, sie zwinkerte ihm zu und streichelte mit der Hand seinen vermeintlichen Fuß.

Miguel verspürte eine freudige Erregung.

»Ich bitte um eine kleine Pause«, sagte Ursula, schaute zu Vittorio, der von ihr die Augen nicht lassen konnte, und stand auf, »ich brauche einen Schluck Bier.«

»Das ist eine ausgezeichnete Idee«, meinte sofort Vittorio und stand auch auf, »sollen wir euch etwas bringen?«

Beide gingen hinter den Tresen. Vittorio machte eine Dose auf und reichte sie Ursula. Die drückte bei der Übernahme der Dose ihre Brust auf seinen Arm. Vittorio schluckte und griff sofort mit seiner freien Hand nach Ursulas zweiter Brust.

Ursula spürte seine heiße Hand.

»Gehen wir zu mir?« fragte sie ihn.

»Sofort?« flüsterte Vittorio. »Ohne Schuhe?«

»Sofort«, antwortete Ursula, »mit Schuhen und Mänteln.«

Die anderen schenken ihnen keine Aufmerksamkeit, bis Ursula rief: »Mir ist so komisch. Ich muß ausruhen.«

»Gut. Wir machen eine kleine Pause«, antwortete Pamela.

»Ihr müßt nicht. Spielt nur weiter. Ich brauch etwas Kaltes auf den Hals, damit ich kein Nasenbluten bekomme. Vittorio wird mir helfen.«

»Selbstverständlich«, stimmte Vittorio schnell zu.

Sie kamen zum Tisch zurück.

»Die legen wir bei unserer Rückkehr wieder ab«, sagte Ursula, als sie sich ihre Schuhe angezogen hatte.

Den BH und das Hemd ließ sie liegen und zog nur ihre Jacke an.

»Wir alle hoffen, daß es nichts Ernsteres wird«, lächelte Miguel.

Ursula ging, gefolgt von Vittorio, zur Tür.

»So, und jetzt nehme ich auch etwas zur Abkühlung. Aber nicht auf, sondern in den Hals. Eine Cola«, sagte Albert und erhob sich vom Tisch.

»Du auch?« fragte er Pamela.

Die war einige Augenblicke lang nicht fähig, zu antworten, weil sie noch immer glaubte, Alberts Fuß zu berühren, obwohl er doch schon lange beim Tisch stand.

Dann fing sie an laut zu lachen. Dabei schob sie Miguels Fuß zur Seite und stand kichernd auf. Sie torkelte leicht.

»Ich hole mir alleine etwas. Ich will sehen, was noch alles im Kühlschrank ist.«
 »Das Spiel ist noch nicht zu Ende«, rief Miguel vom Tisch.
 Albert stand hinter der Theke.
 »Was kicherst du?« fragte er.
 »Weil ich gedacht habe, daß es dein Fuß ist, der mich unter dem Tisch kitzelt.«
 »Und was wäre daran so lustig?«
 »Du bist aufgestanden und der Fuß hat mich weitergekitzelt.«
 »Dann war es überhaupt nicht mein Fuß.« Albert kicherte.
 »Und ich habe zurückgekitzelt.«
 »Meinen Fuß?«
 »Einen anderen Fuß«, kicherte sie weiter.
 Miguel kam zur Theke.
 »Warum lacht ihr? Ich möchte auch mitlachen.«
 »Ach nichts. Wir lachen nur darüber, wie uns die Pokergesellschaft auseinandergefallen ist. Sehr weit sind wir nicht gekommen«, lachte Pamela.
 »Dann werden wir tanzen«, sagte Miguel und versuchte Pamela an sich zu ziehen.
 »Das hat keinen Sinn«, blockte Albert sofort ab.
 »Ich habe keine Lust, hier rumzuhopsen. Irgendwie ist es zu Ende. Ich denke, ich werde mir die Monitore anschauen. Ich will einen Blick nach Hause werfen«, sagte Pamela.
 »Ich gehe mit dir«, sagte Albert.
 »Du willst dich auch zu Hause umsehen?«
 »Wie meinst du das? Bei dir?« konnte Albert noch nicht begreifen.
 »Jeder zu sich. Verstehst du? Ich will nämlich nach London schauen. Habt ihr vergessen, was Tom gesagt hat? Die Polizeikameras aller Städte übertragen wieder das Bild in den Bunker.«

67. Ursula und Vittorio.

Als sie in ihren Zimmer waren half Vittorio Ursula aus der Jacke.
 »Bleib stehen«, sagte er und setzte sich auf den Bettrand. Dann machte er ihre Hose auf, küßte sie auf den Bauch und zog ihre Hose nach unten. Ursula stieg heraus. Sie trug einen kleinen Slip, der ihren großen Hintern noch verdeutlichte. Vittorio zog ihn langsam nach unten und glitt dabei mit seinem Mund über ihren Bauch und zwischen die Beine.
 Ursula hob das Bein. Miguel zog den Slip nach unten. Ursula wechselte das Bein.
 Vittorio ließ den Slip am Boden liegen. Jetzt richtete er sich langsam auf, nun immer weiter mit dem Mund an ihrem Körper nach oben gleitend. Als er stand, saugte sich Ursula mit ihrem Mund auf seinen Lippen fest. Vittorio atmete schwer.
 Ursula machte sein Hemd auf und ließ es fallen. Sie lockerte seine Gürtelschnalle und öffnete seine Hose. Dann löste sie sich langsam aus seiner Umarmung und rutschte nach unten. Ihre Hände glitten über seinen Rücken. Sie setzte sich aufs Bett und umklammerte Vittorios Hintern. Dann nahm sie sein geschwollenes Glied in den Mund und umkreiste mit der Zunge seine Eichel. Als sie Vittorios Anspannung bemerkte zog sie seinen Schwanz aus ihrem Mund. Vittorio schob seinen Schwanz

zwischen ihre Titten. Dann faßte er diese mit beiden Händen und preßte sie von beiden Seiten zusammen.

68. Nadja und Tom.

Nadja öffnete die Tür der Schleuse. Ein Windstoß riß sie ihr fast aus den Händen. Sie wartete eine Weile, dann trat sie schnell hinaus und schloß hinter sich die Tür.

Der Wind jagte vor ihr Tausende überfrostene Schneekristalle, die im Mondlicht einen unendlichen glitzernden Strom bildeten.

So irgendwie muß es aussehen, wenn sich ein Raumschiff durch die Milchstraße bewegen würde, dachte sie.

Sie zog sich die Kapuze über den Kopf und ging zum Gipfel.

Im Windschatten vor dem Glasiglu setzte sie sich in den Schnee.

»Was machst du hier?« ertönte Toms Stimme.

»Ich wollte mir den Himmel anschauen«, antwortete sie.

Der Wind wurde stärker.

»Dann sitz dort nicht herum und komm herein.«

Tom lag im großen Schlafsack aus Fell. Obwohl der Eingang offen war, war es innen angenehm warm.

»Wieso schläfst du nicht?« fragte Tom.

»Ich habe schon geschlafen, aber dann wurde es auf dem Korridor zu laut. Jemand lief dort hin und her und schlug auf die Türen. Das hat mich geweckt. Und was machst du eigentlich hier?«

»Ich wollte an die frische Luft.«

»Ich glaube, daß du jede Nacht hier schläfst. Stimmt's?«

»Wenn's geht, schlafe ich immer draußen«, antwortete Tom.

»Und wie machst du es im normalen Leben?«

»Dann schlafe ich auf dem Dachgepäckträger von meinem Auto.«

»So habe ich es nicht gemeint. Ich meinte, wie schläfst du im ganz normalen Leben? Zum Beispiel in der Stadt.«

»Es gibt Terrassen und große Fenster.«

Sie schwiegen eine Weile.

»Ist dir nicht kalt?« fragte Tom.

»Nur ein bißchen. Aber es ist hier so schön, daß ich es gern aushalte.«

»Wenn du willst, kannst du zu mir in meinen Schlafsack.«

»Sehr gerne.«

»Du mußt deine Schuhe ausziehen. Hier ist so ein mit Strom beheizter Behälter. Meine Schuhe sind auch dort. Die Jacke kannst du daneben legen.«

Nadja gehorchte und rutschte in den Schlafsack.

»Du hast es hier so schön warm«, sagte sie nach einer Weile.

»Das macht nicht nur dieser Fellschlafsack. Unter uns ist eine elektrische Decke.«

»Also Luxus pur.«

»Den werden wir bald brauchen.«

»Wie meinst du das?«

»Schau dir den Himmel an.«

Nadja reckte den Kopf aus dem Schlafsack. Sie sah durch das Glasdach, wie sich der Himmel verdunkelte.

»Was bedeutet das?«

»Blizzard. Aber es wird noch eine Weile dauern, bis er uns erreicht. Du hast noch eine Weile Zeit, um den Bunker zu erreichen.«

Nadja rollte sich im Schlafsack zusammen.

»Das fällt mir überhaupt nicht ein«, sagte sie und fügte leiser zu, »wenn ich nicht muß.«

Tom antwortete nicht.

»Kann ich hier schlafen?«

Der Wind begann Schneeflocken ins Iglu zu blasen.

Tom betätigte die Fernbedienung. Die Tür verschloß den Eingang.

»Jetzt wirst du wahrscheinlich müssen.«

»Stört dich es nicht?«

»Hier ist genug Platz für zwei«, antwortete Tom ruhig.

Der Schnee fegte über das Glasdach.

Nadja stützte den Kopf auf ihren Unterarm und schaute Tom an.

»Warum hast du die Party verlassen?«

»Ich mußte Kate zeigen, was auf den Monitoren zu sehen war.«

Nadja schwieg.

»Dann bin ich in die Bar zurückgekehrt und habe den anderen gesagt, daß wir Live-Aufnahmen von allen wichtigen Städten haben. Und daß die Städte entvölkert sind.«

»Und dazu hast du Kate gebraucht?«

»Ja. Damit ich mich mit ihr beraten konnte, ob wir es euch zeigen sollen.«

»Und warum gerade Kate?«

»Sie ist ein Offizier wie ich. Und sie behält mit Sicherheit einen kühleren Kopf als ein Zivilist.«

»Ich war auch nicht immer Zivilist.«

»Das habe ich in deinem Dossier gelesen. Und was sagst du zu den Aufnahmen?«

»Daß du den Zeitpunkt, um die anderen zu informieren, gut gewählt hast. Die haben jetzt die ganze Nacht Zeit, um sich zu beruhigen. Was mich interessiert: Sind die Städte unversehrt?«

»Ja. Und alles funktioniert. Reklamen, Straßenbeleuchtung, Wanduhren, alles. Und in den Straßen stehen verlassene Autos. Aber es könnte auch ein Trick sein.«

»Warum?« fragte Nadja.

»Es ist einfacher, Trickaufnahmen aus unversehrten Städten zu machen, als uns Ruinen zu präsentieren. Die müßten noch brennen. Du weißt doch, wie lange es bei Ground Zero gedauert hat, und dort haben Feuerwehrmänner die Flammen gelöscht.«

»Und was sagen die anderen dazu?« fragte Nadja.

»Zu was?«

»Daß es keine Menschen mehr gibt.«

»Das weiß ich nicht. Die waren gerade bei ihrem Ausziehpoker.«

»Also erfahren wir es erst morgen früh.«

»Aber nur, wenn wir jetzt schlafen. Sonst werden wir morgen nicht wach«, sagte Tom.

»O.K. Also, gute Nacht.« Nadja legte sich auf den Rücken und zog sich den Schlafsack zum Kinn.

»Gute Nacht«, antwortete Tom.

Die Windböen wurden immer stärker.

Nadja schlief nicht. Sie versuchte ihre Spannung zu beherrschen. Sie bemühte sich, langsam und regelmäßig zu atmen, damit Tom nicht erkennen konnte, daß sie wach war. Tom gefiel ihr vom ersten Augenblick an. Und je mehr sie ihn kannte, desto besser, auch wenn sie es nicht zugeben wollte. Das machte sie unsicher. Sie lag mit offenen Augen und wartete. Sie wußte sehr gut, daß sie attraktiv war. Darum war sie auch überzeugt, daß jeder normale Mann, mit dem sie im Schlafsack war, versuchen würde, mit ihr etwas anzufangen.

Plötzlich bekam sie Angst, daß Tom nicht normal sei. Ein Mann, der freiwillig für ein Jahr in Isolation ging, mußte eine Macke haben. Und bei den monatelangen Saharatauren hatte er auch nicht viele Gelegenheiten. Oder gerade dort? Es gibt ja Millionen unverheirateter Frauen über dreißig, die gerade dort auf der Suche sind. Die würden mit Freude den geschiedenen Chef der Expedition in den Dünen verführen. Abgesehen davon wäre er für jede sportlich veranlagte Frau ein guter Dauerfreund.

Aber wenn er normal wäre, dann würde er doch nicht neben mir wie ein Stück Holz liegen, dachte sie verzweifelt.

Lieber Gott, dachte sie, laß ihn nicht schwul sein. Aber diesen Gedanken verwarf sie sofort. Dafür gab es keine Anzeichen. Über weitere Möglichkeiten wollte sie überhaupt nicht nachdenken. Pädophil oder sogar ein Sodomist. Aber das Schlimmste wäre, wenn er draußen eine Freundin hätte und ihr die Treue hielte. Denn als Warmer oder Pädophiler wäre er nicht interessant. Aber einen Mann, der seiner Freundin treu bleibt, auch wenn er mit einer anderen im Schlafsack liegt, den wünsche ich keiner anderen. Nur mir.

Ein Blitz fuhr durch den Himmel und beleuchtete das ganze Iglu. Nadja schloß die Augen.

Tom drehte sich zu Nadja und legte ihr die Hände auf die Ohren. Sie blieb regunglos liegen. Nur gedämpft hörte sie ein Donnern über dem Gipfel und dann, wie sich der Krach in den anliegenden Canyons langsam verlor. Sie wünschte sich, daß das Donnern nie aufhören würde. Der Druck von Toms Händen wurde leichter. Erst jetzt hatte sie begriffen, daß er nur wollte, daß sie nicht erschrak. Und er hielt ihr die Ohren zu, so wie man es bei kleinen Kindern macht, damit sie nicht erschrecken. Aber bevor sie ganz verzweifeln konnte, wurde ihr bewußt, daß er noch immer seine Hände an ihre Ohren hielt, obwohl kein Donnern mehr zu hören war.

Sie öffnete die Augen.

Toms Gesicht war wenige Zentimeter von ihrem entfernt.

»Tom«, hauchte sie.

Wie in Trance umarmte sie ihn und fing an, ihn zu küssen. Sie hielt ihn so fest, daß sie fast nicht atmen konnte. Sie küßten sich unersättlich und Nadja fing an, mit ihrer Zunge in seinen Mund einzudringen.

In dem Augenblick, in dem er ihr die Hose auszuziehen begann, wußte sie, daß alle ihre Ängste umsonst gewesen waren. Nadja hob den Po, Tom schob ihr die Hose herunter und dann gelang es ihm, eines ihrer Beine zu befreien. Das zweite befreite Nadja selbst. Tom stellte mit freudiger Überraschung fest, daß sie keinen Slip trug. Er streichelte sie zwischen den Beinen und sein Mittelfinger entdeckte eine herrlich warme und feuchte Stelle.

Tom versuchte seine Hosen auszuziehen, aber er konnte die Aktion nicht beenden. In dem Augenblick, als sein Penis ihren weichen Bauch berührte, hörte er auf, sich um das Ausziehen zu kümmern. Tom rollte sich auf Nadja. Er schob seinen

versteiften Penis zwischen ihre Beine. Beide blieben eine kurze Weile ohne Bewegung liegen. Dann hob Nadja ein wenig den Po und Tom spürte, wie er in sie mit der Spitze seines Gliedes eindrang.

Ein Verlangen zwang ihn, die Bewegung sofort bis zum Ende durchzuführen, aber er versuchte sich zu beherrschen, damit dieses herrliche Gefühl noch einige Augenblicke andauerte. Tom atmete schnell und sein Herz pochte. Plötzlich ging es nicht mehr. Er bewegte sich nach vorne. Nadja stieß einen Schrei aus, und ihre Körper begannen sich zuerst langsam und dann immer schneller zu bewegen.

Sie verloren das Gefühl für die Zeit. Der Blizzard peitschte über den Gipfel von Rubicon, aber beide hörten nur ihren gemeinsamen Atem.

69. Iglu am Morgen.

Tom drehte sich im Schlafsack um und legte seinen Arm dorthin, wo er Nadjas Körper erwartete. Seine Hand griff ins Leere. Tom riß die Augen auf.

Er war alleine.

Der Himmel war nach dem nächtlichen Blizzard blau und die Sonnenstrahlen glitzerten auf dem frischen Schnee, der den Gipfel des Rubicons bedeckte.

Tom überlegte, was er zuerst machen wird. Er hatte den ganzen Vormittag Zeit. Das bedeutete, daß er Nadja vor dem Mittag nicht sehen würde.

Er reckte sich im Schlafsack. Dann holte er mit einer Hand aus der Tasche hinter dem Kopf seine Thermosflasche mit dem Kakao. Er goß ihn vorsichtig in den Becher, damit er den Schlafsack nicht bekleckerte. Beim ersten Schluck spürte Tom, daß er aufgeschürfte Lippen hatte. Die heiße Flüssigkeit erwärmte ihm angenehm den Magen. Er grinste zufrieden, schaute zum Himmel und konnte nicht begreifen, daß dieser noch vor ein paar Tagen grün gewesen war. Aber er war mit der ganzen Welt zufrieden. Nadja war zu ihm alleine gekommen. An das Ende der Welt hatte er nicht so richtig geglaubt. Und auch die zweite Variante, daß es Wirklichkeit sein könnte, machte ihm kein Problem. Er war rundherum glücklich und freute sich, daß er Nadja bald sehen würde.

70. Speisesaal nach der Party.

Tom betrat den Speisesaal.

»Hi«, sagte er lustig, »wie ich sehe sind alle hier in Ordnung und genießen den freien Tag. Hauptsache, daß die Party gelungen ist.«

»Das sehe ich anders«, widersprach Miguel, »du hast uns über das Ende der Welt mit Absicht schon in der Nacht informiert. Warum nicht erst heute? Du hast uns damit alles total verdorben.«

»Das war meine Absicht«, antwortete Tom. »Ich wollte nicht, daß gleich danach bei euch eine Massenhysterie entsteht.«

»Und du glaubst, daß sie nicht mehr entstehen kann?«

»Wenn ich euch so sehe, dann ist es eher unwahrscheinlich. Gestern habt ihr noch darüber gelacht und euch gefreut, daß euch jetzt die ganze Welt draußen gehört. Heute ist euch der Spaß vergangen, aber es ist keine dramatische Neuigkeit mehr.«

»Ich erfuhr es erst heute morgen von Jane und Paul«, sagte William. »Ich kann mich nicht wie Miguel beschweren. Mir wurde die Nacht verdorben, weil sich die Party nicht auf die Bar beschränkt hat.«

»Wie meinst du das?« fragte Tom.

»Jemand konnte sein Zimmer nicht finden und schlug auf alle Türen.«

»Das kommt auch in den besten Hotels vor«, beruhigte Tom ihn, »aber sonst ist doch alles in bester Ordnung.«

Er schaute auf die Flaschen und Dosen auf dem Tisch.

»Und es ist euch genug Material geblieben. Die Bar ist offen.«

»Das ist eine sehr humane Entscheidung«, sagte Paul. »Kannst du dir das mit den entvölkerten Städten irgendwie erklären? Wenn es ein Angriff wäre, sogar mit Waffen, die wir nicht begreifen können, wo sind dann die Leichen?«

»Wenn jemand zu uns kommen könnte, dann hätte er Techniken zur Verfügung, die wir auch nicht begreifen könnten. Aber es kann alles ein Experiment sein, in das ihr alle involviert seid. Das Versuchsobjekt bin nur ich.«

»Und was sollen wir an dir ausforschen?« Miguel rang sich ein Lachen ab. »Ob wir dich zu einem Zusammenbruch bringen?«

»Vielleicht. Es ist mir egal, was es ist. Ich habe plötzlich im Bunker elf Personen und muß mich darum kümmern, daß sie alle überleben bis zu dem Augenblick, in dem sie Rubicon verlassen können. Das ist meine Pflicht. Das ist alles.«

»Und die wirst du selbstverständlich erfüllen, als ob nichts passiert wäre«, sagte Ursula.

»Wie schon gesagt. Und das unter allen Umständen. Darauf kann sich jeder von euch verlassen.«

»Das Ende der Welt ist ein Unsinn. Ich glaube nicht, daß alles das, was wir auf den Monitoren sehen, wahr ist. Ich persönlich werde es erst glauben, wenn ich es sehe.«

»Erst müssen wir hinauskommen«, sagte Albert spöttisch, »und es ist Toms Aufgabe, uns hinauszubringen.«

»Also hat sich nichts geändert«, sagte Paul, »wir sind gerade dabei, alles in die Wege zu leiten, um Rubicon verlassen zu können.«

Nadja stand auf.

»Ich möchte mir die Städte gerne anschauen. Kannst du mir sie zeigen, Tom?«

»Ich gehe mit«, sagte William.

»Ich auch«, meinte Marie-Helène, und alle anderen schlossen sich ihr an.

71. Rechenzentrum.

Im Rechenzentrum waren auf allen Monitoren Bilder von vielen verschiedenen Städten auf allen Kontinenten zu verschiedenen Tageszeiten zu sehen. Tag, Nacht, Sonne, Schnee, Regen, Palmen und Strände waren zu sehen. Aber in einem waren sich alle Einstellungen gleich. Alles funktionierte, aber es gab keine Menschen.

Kate saß hinter dem Pult. Sie holte sich die Bilder auf den Monitor vor ihr und beobachtete jede Einstellung, in der Hoffnung ein paar Details zu entdecken, aus denen man genauere Rückschlüsse ziehen könnte.

Abseits von den anderen standen Nadja und Tom.

»Ich möchte mich mit dir ungestört unterhalten«, sagte Tom.

»Dienstlich oder privat?«

»Wie du willst. Du kannst es dir aussuchen.«

»Dienstlich muß ich mit dir reden. Privat könnte ich es ablehnen.«

»Also dienstlich.«

»Ich habe doch privat nicht abgelehnt«, protestierte Nadja.

»O.K. Also privat. Kommst du heute abend auf den Gipfel?«

Nadja schaute ihn an.

»Und wie wäre deine Frage dienstlich gewesen?«

Tom grinste.

»Dieselbe.«

»Warum willst du das wissen?«

»Damit ich mich vorbereiten kann.«

»Und worauf hast du dich gestern vorbereitet?«

»Warum denkst du, daß ich vorbereitet war?«

»Die Tür war nicht zu«, lächelte Nadja.

»Ertappt. Ich habe auf dich gewartet.«

»Wieso hast du gewußt, daß ich komme?«

»Weil ich es mir gewünscht habe.«

»Warum gerade ich?«

»Willst du Komplimente hören?«

»Das wollen alle Frauen.«

»Die sage ich dir heute abend.«

»Ist das eine Einladung?«

»Ja. Und ein Wunsch.«

»Dann akzeptiere ich sie mit Freude.«

Kate hatte Sydney eingeschaltet. Dort war es 7.07 Uhr Lokalzeit und die Sonne schien auf die menschenleeren Straßen. Das einzige, was sich bewegte, waren die Wellen auf dem Meer.

»Möchtest du baden gehen«, witzelte Albert, der hinter ihr stand.

»Das auch«, antwortete Kate und zoomte das Bild heran. Plötzlich schrie sie auf.

»Sie sind dort, sie leben!«

Alle schauten verdutzt zu ihr hin.

»Wo? Ich sehe nichts«, fragte Ursula.

Kate schaltete das Bild auf den großen Monitor an der Wand.

»Wovon redest du? Ich kann immer noch nichts sehen«, monierte Ursula.

»Hier. Diese Punkte.«

In der Luft schwebten einige Möwen.

»Warum machst du so ein Geschrei wegen ein paar Vögeln?« fragte Albert.

»Das ist eine wichtige Information«, sagte Kate.

»Aber es sind doch nur wenige«, meinte Ursula.

»Das bedeutet, daß Tiere überlebt haben«, sagte William.

»Aber nur in minimaler Menge«, meinte Miguel. »Wieso haben wir sie anderswo nicht gesehen?«

»Wir suchen weiter«, antwortete Kate und schaltete um auf Mexiko City. Dort war es 15.12 Uhr. Kate wechselte die Einstellungen. Keine Menschen, aber auf der Straße liefen zwei Hunde.

»Kannst du in einen zoologischen Garten umschalten?« fragte Marie-Helène.

»Ich versuche es.«

»Wozu soll das gut sein?« fragte Albert. »Willst du mehrere Tiere auf einmal sehen?«

»Das Gegenteil. Aber das begreifst du nicht«, antwortete Marie-Helène, Jane kann es dir erklären.«

Am Monitor erschien der Zoo. Alle Käfige waren leer. Die Volieren und Aquarien auch.

»Na und«, stichelte Albert, »das wolltest du sehen?«

»Ja. Auch in anderen Zoos«, antwortete Jane anstelle von Marie-Helène. »Das bedeutet, daß jemand, der die Menschen verschwinden ließ, wollte, daß Tiere überleben.«

»Und darum sind sie nicht im Zoo?« fragte Albert, noch immer nicht verstehend.

»Darum ließ er nur frei herumlaufende Tiere überleben. Denn die in den Käfigen würden vor Hunger verenden, weil sie niemand füttern kann.«

»Also waren die Außerirdischen sehr klug«, sagte Albert.

»Klar, sonst würden sie zu uns nie kommen können«, antwortete Tom.

»Also könnten auch irgendwo Menschen überleben«, meinte William.

»Wenn, dann irgendwo außerhalb der normalen Kommunikation. Bis jetzt hat uns noch niemand geantwortet und wir haben es schon in der ganzen Welt versucht«, sagte Tom. »Lagebesprechung findet jetzt in der Bar statt, damit die Raucher nicht benachteiligt sind.«

72. Bar. Über den Angriff der Außerirdischen.

Alle saßen in der Bar wie gestern abend geteilt durch die Glaswand.

»Das, was sie mit den Tieren gemacht haben, hat mich schwer beeindruckt«, sagte Kate. »Die haben sich dabei etwas gedacht.«

»Aber was haben sie mit den Menschen getan?« fragte Miguel.

»Die haben sie spurlos beseitigt. Was soll die Welt anfangen mit sechs Milliarden verwesenden Körpern. Da hätte die neue Entwicklung der Welt eine unvorhersehbare Richtung einschlagen können«, meinte Nadja.

»Und, dasselbe haben sie auch mit eingeschlossenen Tieren gemacht«, sagte Jane, »und das ist eine sehr humane Handlung.«

»Wieso human? In dem Fall hätten sie auch Menschen überleben lassen müssen«, erwiderte William.

»Uns haben sie doch überleben lassen«, meinte Albert.

»Das halte ich für einen Zufall, denn uns hat Rubicon gerettet«, sagte Tom.

»Warum soll es ein Zufall sein?« wollte Miguel wissen.

»Ich wüßte nicht, warum sie gerade ein paar Politiker überleben lassen sollten«, antwortete Tom.

»Du hast von Politikern keine gute Meinung, was?«

»Nein. Sie sind raffgierig und sie mißbrauchen ihre Macht.«

»Und der einzige, der in Ordnung ist, bist du«, sagte William.

»Ich und ein paar andere. Du hast doch dein Dossier gelesen.«

»Kommen wir zurück zum Thema«, sagte Paul. »Wenn sie Tiere in der freien Natur überleben lassen, dann ist es doch möglich, daß sie das auch mit Menschen, die in der Natur leben, gemacht haben. Zum Beispiel mit den Inuits im hohen Norden oder den Tuaregs in der Sahara.«

»Warum sollten sie solche Primitive überleben lassen und nicht die am meisten entwickelte Nation der Welt, die USA?« fragte William.

»Wenn sie alles über unseren Planeten wissen, dann wollen sie mit Sicherheit nichts mit den Amerikanern zu tun haben«, sagte Vittorio.

»Wie kommst du darauf?«

„Guantanamo und die Folter im Irak sind nicht gerade eine Empfehlung für euch.“

„Es ist Krieg,“ meinte William trocken.

»Also etwas von den friedlichen Zeiten. Ihr habt Kennedy, euren Präsidenten, ermordet. Und seinen Bruder, der sein Nachfolger gewesen wäre. Und die Clique, die dafür verantwortlich ist, ist in den USA an der Macht,« antwortete Vittorio.

»Wie bist du auf diesen Blödsinn gekommen?« fragte William.

»Durch Logik. Zuerst habt ihr die Untersuchungsunterlagen für dreißig Jahre gesperrt. Und nach dreißig Jahren für noch einmal dreißig Jahre. Also kann das, was ihr für offizielle Untersuchungsunterlagen ausgibt, nicht wahr sein. Sonst hättet ihr nichts sperren müssen.«

»Ihr Europäer seid nicht besser. Der Sexualmörder Dutroux, in dessen Haus zwei ermordete Mädchen gefunden wurden, wurde acht Jahre nicht vors Gericht gestellt, damit die Spuren verschwinden können, weil in diesem Sexskandal angeblich die höchsten königlichen und politischen Kreise verwickelt waren«, antwortete William.

»Das waren die Belgier und nicht wir«, konterte Vittorio.

»Das ist gelogen«, protestierte Pamela, »das waren wir alle. Ganz Europa hätte Druck ausüben können und hat es nicht gemacht. Für viele Leute haben Politiker einen niedrigeren moralischen Wert als Zuhälter.«

»Das ist kein guter Vergleich«, protestierte William.

»Aber ein genauer«, sagte Tom. »Wer sich nicht darum kümmert, daß Sexual-Kindermörder nicht sofort vors Gericht kommen, der ist ihr Helfer.«

»Wahrscheinlich wollten die Belgier nur mehr Beweise sammeln«, meinte Ursula.

»Das nicht. Sie haben gewartet, bis sie beseitigt werden. Man hätte die ganze Regierung und die Polizei wegen Verschleppung des Prozesses einsperren sollen«, sagte Pamela.

»Das hast du sehr schön gesagt«, stimmte Marie-Helène zu.

»Ich habe gar nichts gegen Sex. Aber etwas gegen alte Sesselfurzer, die kleine Kinder vergewaltigen, und gegen alle, die solche Kreaturen schützen«, legte Pamela nach.

Tom unterbrach die Diskussion.

»Es ist zwar keine elegante Überleitung, aber ich will euch mit einer Einrichtung bekannt machen, die der Besatzung des Bunkers im Falle eines Atomkrieges eine sexuelle Befriedigung ermöglichen soll, ohne daß dabei Komplikationen zwischen einzelnen Personen entstehen würden. Also, mit einem anonymen Geschlechtsverkehr.«

»Und wie soll das funktionieren? Normal ist doch, daß sich zwei Menschen verabreden und dann zusammen ins Bett steigen«, sagte Albert.

»Ich laß mich überraschen«, sagte Pamela, »denn ich kann mir nicht vorstellen, wie das gehen soll.«

»Und was heißt anonym?« fragte Vittorio. »Müssen sie dabei Masken tragen?«

»Das wäre zuwenig. Eher Tauchanzüge mit Loch«, meinte Albert.

»Das beste wird sein, wenn ihr euch die Einrichtung selbst anschaut«, sagte Tom.

»Ich werde sie auch das erste Mal sehen. Ich kenne sie auch nur aus der Beschreibung.«

73. Vorführung des Sexrooms.

Die ganze Gruppe fuhr in die erste Ebene hinunter und folgte Tom, der sie durch den Korridor führte.

»Hier sind zwei der Korridoreingänge. Einer für Damen und der andere für Herren«, erklärte Tom. »Zur Vereinfachung gehen wir durch den für Damen.«

Hinter den Türen war ein weiterer Gang. Auf einer Seite waren mehrere Türen.

»Wenn kein Licht über der Tür leuchtet, ist die Gegenkabine nicht besetzt. Falls dort ein Partner wartet, leuchtet über der Kabine ein grünes Licht«, sagte Tom.

»Wenn wir jetzt in die Kabine gehen, leuchtet ein rotes Licht auf.«

»Und wo ist das Inkognito?« fragte Pamela.

Tom zeigte auf die Gummiwand gegenüber der Eingangstüre.

»Diese Wand ist aus elastischem Material. Die Dame drückt ihr Hinterteil dorthin, wo der Kreis aufgezeichnet ist. Auf der anderen Seite der Gummiwand ist die Herrenkabine. Der Geschlechtsverkehr findet dann durch diesen Schlitz statt.«

»Und geht es gut? Hast du es schon ausprobiert?« fragte Albert.

»Nein. Die Infos habe ich von der Beschreibung. Die liegt auch da in jeder Kabine«, Tom zeigte auf den kleinen Tisch neben der Garderobe, »aber versuchen muß es jeder alleine.«

»Die zwei müssen sich doch irgendwie verabreden können«, sagte Pamela, »und wo ist dann das Inkognito?«

Tom schaute in die Beschreibung und las.

»Die Person, die sich den Geschlechtsverkehr wünscht, geht in die Kabine. Ein rotes Licht leuchtet über ihrer Kabine auf. Über der Tür der gegenüberliegenden Kabine leuchtet ein grünes Licht auf. Das bedeutet, daß ein zweiter Interessent erwartet wird. Der zweite betritt seine Kabine und auch über dessen Tür erscheint ein rotes Licht. Dann kann es zum Geschlechtsverkehr kommen.«

»Und wie kann ich das erkennen?« fragte Vittorio.

»Ganz einfach. Entweder schaut aus dem Schlitz ein Schwanz«, sagte Albert, dann drückte er seinen Hintern in den angezeichneten Kreis, »oder auf der anderen Seite ist eine Ausbeulung wie von einem schönen Frauenarsch.«

»Ich danke dir für die Vorführung«, sagte Vittorio, »du hast es wirklich sehr anschaulich vorgeführt.«

»Sollen wir es gleich ausprobieren? Wer meldet sich freiwillig?« schrie Albert und hob die Hand.

»Ich denke, jetzt kann sich das jeder schon gut vorstellen«, sagte Tom.

»Und wie stellen wir auf der Ebene Zero fest, daß jemand in der Kabine wartet?« fragte Vittorio weiter.

»Auch das haben die Erfinder bedacht. In den Zimmern sind Displays, auf denen wird angezeigt, daß im Sexroom entweder eine männliche oder eine weibliche Person wartet. Wenn der Interessent das Display berührt, erlischt die Anzeige in allen Zimmern.«

»Es ist wirklich genial ausgedacht«, sagte Ursula mit Bewunderung, »schade, daß ich es nicht früher wußte. Ich hätte es mir patentieren lassen und in ganz Europa einführen können.«

»Und noch etwas«, sagte Tom, »damit es zu keinen Perversitäten kommen kann, ist in der Kabine ein SOS-Display. Das verriegelt sofort die Türen und löst einen Alarm aus. Aber ich glaube nicht, daß es dazu kommen könnte.«

»Die Erfinder haben wirklich an alles gedacht«, sagte Ursula.

»Gut, daß du über Erfinder redest. In jeder Kabine sind Sensoren für Zigarettenrauch und alkoholische Ausdünstungen. Das bedeutet Alarm und als Folge davon den Ausschluß von weiteren Besuchen des Sexrooms.«

»Also Fließbandarbeit. Antreten, abspritzen, abtreten«, sagte Miguel, »wo ist der Genuß?«

»Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich haben die Erfinder Sex als eine Notwendigkeit und nicht als Genuß eingestuft.«

Tom schaute auf die anderen.

»Noch Fragen?«

»Müssen wir alle unseren Sex hier ausleben?« fragte Pamela.

»Nicht müssen, sondern dürfen«, antwortete Tom. »Sex ist grundsätzlich nur im Privatbereich oder hier erlaubt. Alles andere wäre gegen die geltenden Anordnungen.«

»Und wird strengstens geahndet«, äffte Albert nach.

»Genau«, beendete Tom, »und noch etwas: Morgen vormittag ist frei, damit euer Alkoholgehalt im Blut verschwindet. Ich möchte nicht, daß jemandem etwas bei der Arbeit zustößt.«

74. Iglu.

Tom wartete im Iglu mit aufgesetzten Kopfhörern auf Nadja. Dann stand sie vor ihm.

»Hallo«, sagte sie.

Tom begrüßte sie mit vier Wangenküssen.

»Für einen amerikanischen Kommandanten ist das eine sehr unkonventionelle Begrüßung«, lächelte Nadja.

»Aber für einen gebürtigen Franzosen ganz normal.«

»Und so wirst du ab jetzt die ganze weibliche Besatzung küssen?«

»Nicht nur die. Auch alle Männer.«

»Darauf bin ich sehr neugierig.«

»Aber nur die, die ich einlade, hier mit mir eine Nacht zu verbringen.«

Nadja schaute ihn prüfend an.

»Und du glaubst, daß ich hier die Nacht mit dir verbringe?«

»Wenn nicht, dann hat mich mein Beobachtungstalent verlassen. Ich habe gemeint, daß die Tasche, die du hier heraufgeschleppt hast, ein großes Frühstück für uns beide beinhaltet. Wahrscheinlich habe ich schlecht kombiniert.«

»Du hast vergessen, warum ich eigentlich gekommen bin.«

Tom blickte sie verständnislos an.

»Also hast du nicht nur ein schlechtes Kombinationstalent, sondern auch ein schlechtes Gedächtnis«, sagte Nadja. »Du hast mir die größten Komplimente versprochen, wenn ich komme.«

»Das habe ich nicht vergessen. Aber ich wollte damit aus taktischen Gründen nicht anfangen, damit du mich nicht falsch einschätzt.«

»Wieso falsch?«

»Normalerweise enden alle Komplimente mit dem Satz: ›Liebling, komm her und zieh dein Höschen aus, ich muß dir etwas Wichtiges mitteilen.««

»O.K. Dann warte ich lieber.«

»Trotzdem möchte ich dir etwas Wichtiges mitteilen.«

»Und das wäre?«

»Daß wir schleunigst in den Schlafsack hineinkriechen sollen, bevor uns kalt wird.«

»Und wie ist es mit dem Höschen?«

»Das überlasse ich dir.«

»O.K. Jetzt weiß ich schon, wohin ich meine Schuhe legen soll.«

Als sie im Schlafsack waren, fragte Tom: »Ist das in der Tasche ein Abendessen oder ein Frühstück?«

»Das hängt davon ab, wann du es aufißt.«

»Was hast du dabei?«

»Brot, Salami, Oliven, Gurken, Kuchen und eine Thermosflasche mit Kakao. Und Orangensaft. Und jetzt bist du an der Reihe.«

»Damit ich dir sage, was ich hier zu essen habe?«

»Darüber mach ich mir keine Sorgen. Du bist doch ein Expeditionsleiter. Aber ich warte jetzt auf die versprochenen Komplimente.«

»Du bist schöner als die schnellste chemelle blanche.«

»Das soll ein Kompliment sein? Chemelle blanche ist ein weißes weibliches Kamel.«

»Das ist das größte Kompliment, das es gibt. So besingen die Tuaregs ihre Geliebten.«

Beide lagen auf dem Rücken und beobachteten den Himmel durch das Glasdach des Iglus.

»Und weiter?« fragte sie leise.

»Du bist schön warm, weich und du riechst herrlich.«

»Das weißt du nicht.«

»Das weiß ich seit gestern.«

»Aber jetzt nicht.«

»Das vergesse ich nie.«

Nadja drehte sich zu ihm und nahm sein Gesicht in ihre Hände. Sie spürte seinen heißen Atem und fing an, ihn zärtlich zu küssen. Ihre Zunge glitt zwischen seine Lippen.

Tom umfaßte ihre Taille und rollte sie auf sich. Er öffnete ihren Reißverschluß. Ihre Brüste rutschten heraus und Tom verbarg zwischen ihnen sein Gesicht. Dann zog er ihr den Overall aus. Sie drehte sich auf den Rücken und half Tom mit dem Ausziehen.

Tom fuhr mit seiner Hand über ihren nackten Körper, vom Oberschenkel über den Bauch zu den Brüsten und wieder zurück.

»Wenn ich deine nackte Haut streichle, dann klingt es wie der Sand, der im leisen Wind über die Dünen gleitet.«

»Und das ist so schön?« fragte Nadja leise.

»Das ist das unendliche Glückgefühl,« antwortete Tom.

Er legte sich auf sie, hielt mit beiden Händen ihre Brüste und schaute tief in ihre grünen Augen. Nadja erwiderte seinen Blick und sie spürte immer mehr Schmetterlinge im ihren Bauch.

So blieben sie eine lange Weile liegen, bis es Nadja nicht mehr aushalten konnte. Sie spreizte die Beine und Tom drang mit der Spitze seines Gliedes langsam in sie ein. Es war so herrlich, daß sich Tom wünschte, daß es eine Ewigkeit andauere. Aber es dauerte nicht lange. Als sich Nadja dagegen bewegte war es mit der Ewigkeit vorbei.

»Tom, Tom, Tom«, stöhnte Nadja immer schneller und immer lauter.

Dann bekam sie ein Gefühl, als ob sie irgendwo in die Tiefe fallen würde.

Die Schneeflocken häuften sich langsam auf dem gläsernen Dach des Iglus.

Als die ersten Sonnenstrahlen das Innere des Iglus beleuchteten, wurde Nadja wach.

Neben ihr lag Tom.

Den Kopf hatte er unter ihrer Achselhöhle und sein Arm lag über ihrem Bauch. Er atmete tief und regelmäßig. Dann änderte sich sein Atemrhythmus und Tom öffnete die Augen. Er erblickte Nadjas Gesicht, lächelte zufrieden und schloß wieder die Augen, aber sie wußte, daß er nicht schlief.

»Tom«, sagte sie leise.

Tom antwortete nicht.

»Tom, schläfst du?«

»Weck mich nicht«, antwortete Tom und drückte sich an sie.

»Warum nicht?«

»Weil ich gerade träume, daß neben mir der schönste Hase, den ich je gesehen habe, liegt, und ich will nicht, daß der Traum endet.«

»Und wie heißt der Hase?«

»Nadja.«

Nadja küßte ihn.

»Also der Traum geht weiter, auch wenn du erwachst.«

Tom räkelte sich im Schlafsack.

»So will ich immer erwachen bis zum Ende der Welt.«

»Das haben wir hinter uns«, sagte Nadja.

»O.K. Dann bis in die Ewigkeit.«

Tom setzte sich auf und streckte die Arme.

»Was hast du da?« fragte Nadja.

»Wo?«

»Unter der Achselhöhle.«

»Nichts.«

»Dort hast du ein kleines Tattoo.«

»Das ist nichts.«

»Den Namen deiner ehemaligen Frau?«

»So in etwa.«
 »Zeig.«
 »Nein.«
 Nadja sprang auf ihn und fing an, ihn zu kitzeln.
 Tom fiel lachend auf den Rücken, aber sie hörte nicht auf.
 »Hör auf, hör auf!«
 »Zeig!«
 Tom hob den Arm und Nadja las: »Do not revive.«
 »Warum hast du es?«
 »Damit jeder Arzt weiß, daß ich weder reanimiert noch an verschiedene Schläuche und Apparate angeschlossen sein will.«
 »Aber was, wenn es nur etwas Leichteres ist.«
 »Ende ist Ende.«
 »Aber wenn du danach noch lange leben könntest?«
 »Ich kann mich nicht darauf verlassen, daß es so wie früher wäre. Ein Dichter hat einmal gesagt: Es war schön, und es war genug davon. Von mir umgedichtet klingt es so: Weg ist weg.«
 »Und jetzt erzähl mir etwas über deine Frau.«
 »Wie kommst du plötzlich auf dieses Thema?«
 »Nach deiner Devise: Weg ist weg. Warum hast du sie verlassen.«
 »Irrtum. Sie hat mich verlassen.«
 »Warum.«
 »Wahrscheinlich war ich zu oft in der Sahara.«
 »Ohne sie?«
 »Oft ohne sie.«
 »Das war doch dein Job.«
 »Sie hat ihren gehabt. Sie war Lektorin in einem Weltverlag.«
 »Und hat sie gesagt, daß es sie stört, wenn du weg bist?«
 »Im Gegenteil. Sie hat gemeint, daß sie sich intensiv um die Kultur kümmern kann. Wenn ich zurückgekommen bin, dann kraxelten wir zusammen in den Bergen.«
 »Und das kam dir nicht verdächtig vor?«
 »Nein. Warum?«
 »Ist das nicht übertrieben selbstsicher von dir?«
 »Nein. Wir haben verabredet, wenn jemand von uns einen Seitensprung macht, dann sagt er es. Und das bedeutet sofort Schluß.«
 »Nur wegen eines Seitensprungs? Du bist doch ein altmodischer Macho.«
 »Wie du meinst. Nach einem Seitensprung ist für mich schon alles verloren. Es ist mir zum Kotzen, wenn ich mir vorstelle, daß sie mit jemand anderem geschlafen hat. Und das will ich mir nicht antun.«
 »Und wie ist es bei dir?«
 »Ich habe keine Lust auf andere Frauen. Ich liebe die Wüste, mein Auto und meine Frau. Nur die Reihenfolge ändert sich. Wenn ich lange in der Sahara bin, dann ist an der ersten Stelle meine Frau und wenn ich lange zu Hause bin, dann ist an erster Stelle die Wüste.«
 »Und dein Auto?«
 »Das liebe ich immer. Ohne mein Auto kann ich mich in der Sahara nicht bewegen. Es macht mich glücklich und es ernährt mich.«
 »Du bist ein Fetischist.«

»Das sagen viele Leute über mich. Autofetischist und Saharapsychopath. Und sie haben recht.«

»Und zu alledem bist du auch noch stolz darauf.«

»Selbstverständlich.«

»Und dazu hörst du immer deinen Bolero.«

»Nicht immer.«

»Und was hast du gehört, als ich gekommen bin?«

»Es ist nichts für dich. Es würde dir nicht gefallen.«

»Also das muß ich unbedingt hören. Gib her.«

Tom reichte ihr die Kopfhörer und Nadja setzte sie sich auf den Kopf.

»Ich höre nichts.«

»Das Band läuft noch nicht. Aber gleich.«

Nadja schloß die Augen. Tom beobachtete sie neugierig, aber Nadja ließ sich nichts anmerken. Erst nach einer langen Weile öffnete sie wieder die Augen und schob die Kopfhörer zur Seite, damit sie Tom wieder hören konnte.

»Was ist das?« fragte sie.

»Eines der schönsten Geräusche, die ich kenne.«

Sie betrachtete ihn mit gewissem Unverständnis.

»Für mich klingt es wie ein Motorengeräusch.«

Tom machte ein verträumtes Gesicht.

»Für mich klingt es wie das Flüstern der Blumen.«

»Von wegen Flüstern. Es ist ein lautes, unregelmäßiges Motorengeräusch.«

»Das ändert sich, je nachdem, wie der Sand trägt. Wo er weicher ist, dort versinken die Räder und der Motor strengt sich an. Wenn er härter wird, dann dreht der Motor leichter. So ist es im Sand.«

»Das hätte ich mir denken können. Aber warum fluchst du immer dazu? Und auf französisch?«

»Ich fluche nur, wenn ich keine elegante Durchfahrt finde.«

»Und wie erkennst du sie?«

»An der Farbe des Sandes und seiner Struktur. Dann an dem Gaspedal, an den Lenkbewegungen und an meinem Hintern. Wie das Auto unter mir schwimmt. Aber manchmal hast du keine andere Möglichkeit und du mußt hineinfahren.«

»Und was dann?«

»Dann bewegst du das Lenkrad leicht hin und her, damit du den Sandkeilen, die sich vor deinen Rädern bei der Fahrt aufbauen, ausweichst. Du paßt auf, daß deine Räder nicht durchdrehen, sonst gräbst du dich ein, und du schaust dich um und suchst dabei die ideale Trasse.«

»Und das alles mußt du von Zeit zu Zeit hören?«

»Vergiß nicht, daß ich schon fast ein Jahr da bin.«

»Dann hast du auch ein Foto deiner Freundin mit.«

»Das habe ich immer mit. Willst du es sehen?«

Nadjas Herz fing an, heftig zu schlagen.

»Ja«, sagte sie entschlossen.

Tom griff in die Tasche, auf der Kwak lag, und reichte ihr, mit der Bildseite nach unten, ein abgewetztes Foto.

Nadja drehte es mit angehaltenem Atem um.

Auf dem Foto stand ein verschmutztes Auto im Sand, das viele Kanister auf dem Gepäckträger hatte. Neben ihm stand Tom. Auf dem Kopf hatte er eine unmögliche Mütze und lachte in die Kamera.

Nadja atmete durch.

»Autos bis fünf Tonnen sind bei mir immer weiblich«, erklärte Tom.

»Und wie heißt deine Freundin?« fragte Nadja mit strahlenden Augen.

»Chemelita.«

»So eine Verbindung aus Chemelle und Señorita?«

»Genau. So schön und schnell wie eine Chemelle blanche und so feurig wie eine Señorita. Das klingt doch schön. Und du hättest mich auch direkt fragen können, ob ich eine Freundin habe. So, und jetzt weißt du von mir und meiner Freundin alles.

Willst du mir jetzt nicht etwas von dir erzählen?«

»Du hast doch über mich alles im Computer gelesen.«

»Stimmt es, daß du die Chefin eines Callrings bist?«

»Der existiert nicht mehr.«

»Also existierte er?«

»Warum willst du das wissen?«

»Nur wegen der Kontrolle, ob die Eingaben auch stimmen.«

»Sie stimmen. Das spielt keine Rolle mehr. Aber wir sind vom Thema abgewichen.«

»Und das war?« fragte Tom.

»Deine Ex.«

»Ist das so wichtig?«

»Eigentlich nicht, aber ich möchte es gerne wissen.«

»Aber nur, wenn du mir sagst, ob du draußen jemanden hast und mir dann etwas über den Callring erzählst.«

»O.K. Das erste sage ich dir gleich. Wenn ich jemanden hätte, dann wäre ich nicht mit dir im Schlafsack. Jetzt du.«

Tom streichelte ihre Hand.

»Aber du darfst nicht von mir denken, daß ich ein Zyniker bin.«

»Also jetzt machst du es noch interessanter. Ich werde mir nichts dergleichen denken. Sprich.«

»Als ich nach einer Saharatour zurückgekommen bin, merkte ich, daß sie irgendwie anders war. Ich fragte, was los sei. Sie antwortete, daß sie mich liebt und daß sie viel Arbeit hat. Und die hat sie auch an manchen Abenden gehabt.«

»Und dir kam es nicht verdächtig vor?«

»Nein. Warum? Eine Absprache ist eine Absprache.«

»Wahrscheinlich kennst du die Frauen nicht. Und weiter?«

»Nach drei Wochen hat sie mir gesagt, daß sie ihre Studentenliebe getroffen hat und daß beide festgestellt haben, daß sie sich lieben. Ich habe gesagt, o.k., Ende, ich hoffe für dich, daß es gutgeht.«

»Und wann hat sie ihn so zufällig getroffen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Und war sie nicht schon vor deiner Saharareise, so wie du sagst, anders?«

»Ja. Das war sie. Ich habe gedacht, daß sie traurig sei, weil ich schon wieder wegfahre. Ich habe ihr versprochen, daß ich die Saharareisen einschränken werde.«

»Danach wurde sie offensichtlich noch trauriger«, bemerkte Nadja.

»Du denkst, sie haben sich schon früher getroffen?«

»Sprich weiter«, sagte Nadja anstelle einer Antwort, »jetzt warte ich auf den Zynismus.«

»Die große Liebe war in zwei Monaten im Eimer. Wahrscheinlich war sie nicht genug aufgewärmt«, grinste Tom. »Sie hat dann einen jüngeren Kollegen aus dem Verlag geheiratet.«

»Und das hat dich beleidigt?«

Tom fing an zu lachen.

»Von wegen. Die gehörte doch nicht mehr zu mir. Und jetzt kommt's. Dem armen Kerl haben sie nach einem Jahr die Eier abgeschnitten und nach einem weiteren Jahr ist er an Krebs gestorben.«

»Und dabei kannst du grinsen?«

»Ja. Weil es so unwahrscheinlich klingt, als ob sich diese Story jemand ausgedacht hätte«, sagte Tom, »und jetzt bist du an der Reihe.«

»Du hast es schon gelesen. Ich hatte einen Dauerfreund. Einen bekannten Dirigenten. Jeder von uns hatte seine Wohnung und seine Arbeit. Vor längerer Zeit haben wir Schluß gemacht. Aber wir sind Freunde geblieben. Und ich hoffe, daß sie ihm nichts abschneiden werden. Er kann nichts dafür. Wir hatten uns nichts mehr zu sagen.«

»Und wie bist du zu dem Callring gekommen?«

Nadja wurde nachdenklich.

Sie erinnerte sich an diesen Tag ganz genau.

75. Paris vor sieben Jahren.

Vor sieben Jahren saß Nadja mit ihrer besten Freundin Monique in einem kleinen Bistro an der Sorbonne.

»Jetzt bist du an der Reihe«, sagte Monique, »schade nur, daß Miki so ein kleines rosa Schweinchen ist. Und das schlimmste daran ist, daß man zu ihm ein paarmal vor der Prüfung kommen muß. Aber du mußt dich davor nicht fürchten.«

»Warum glaubst du, daß ich mich fürchte?«

»Du bist doch ein bißchen frigid, oder?«

»Warum sollte ich frigid sein?« fragte Nadja ein wenig verblüfft.

»Na, über dich wird doch erzählt, daß du kein Interesse am Sex hast.«

Nadja hob leicht die Schultern.

»Das ist nicht ganz wahr.«

»Aber ein bißchen schon, oder?«

»Ein bißchen schon. Aber im Prinzip habe ich nichts gegen guten Sex.«

»Und wann ist er gut?«

»In einer Beziehung. Denn anders ist es nur Gymnastik. Aber du warst doch auch nur ein einziges Mal bei Miki, und du bist mit Sicherheit nicht frigid.«

»Mit Sicherheit nicht. Aber ich hatte auf Miki keine Lust. Also habe ich dabei ein wenig gekichert, und das hat ihn irritiert. Es hat bald aufgehört, ihm Spaß zu machen. Aber bei der Prüfung hat es prima funktioniert«, lachte Monique. »Und so schlecht ist es mit Miki ja auch nicht. Er bindet dich mit den Handschellen auf den Tisch. Mit weit gespreizten Beinen. Jaqueline hat es sehr gutgetan. Sie hat ihn noch drei Jahre lang besucht. Wegen wissenschaftlicher Konsultationen. Und jetzt ist sie Kulturattaché im Senegal. Das muß für sie eine große Freude sein, denn die Senegalesen haben, wie man sagt, sehr lange Schwänze.«

»Sie hat nach dem Studium im Außenministerium angefangen«, kicherte Nadja.
»Dort ist sie zur Arbeit angeblich immer ohne Slip, aber mit Handschellen in der Tasche erschienen. Und das mach' ich jetzt auch.«

»Das glaub' ich dir nicht«, sagte Monique.

Nadja zog Handschellen aus der Tasche und baumelte mit ihnen vor Moniques Nase.

»Um Gottes Willen, steck sie weg. Sonst werden die Leute noch glauben, daß wir von der Polente sind«, entsetzte sich Monique.

»Und willst du auch sehen, daß ich kein Höschen trage?« fragte Nadja.

»Also, das will ich unbedingt sehen«, antwortete Monique, »denn das glaub' ich nicht. Dir nicht.«

Nadja schob die Autoschlüssel vom Tisch, und als sich Monique bückte, um diese aufzuheben, spreizte sie die Beine.

Moniques Kopf erschien über der Tischkante.

»Na, du bist vielleicht ein Luder«, sagte sie lachend, »und ich habe dich für eine brave Studentin gehalten.«

»Alles, was du gesehen hast, dient nicht nur zur Prüfungsvorbereitung, sondern ist der Anfang einer großen Karriere«, sagte Nadja. »Es hat keinen Sinn, auf mich zu warten. Ich rufe dich am Nachmittag an. Und schon jetzt kann ich dir sagen, daß ich alle Prüfungen problemlos absolvieren werde. Also, ich ziehe in die Schlacht.«

»Ciao, Hals und Beinbruch«, sagte Monique und hob die Hand, »und in der Stunde der Schlacht denk an mich. Shakespeare.«

Nadja schlug ihr in die offene Hand.

»Keine Bange. Das wird es, so Gott will, nicht geben, daß ein tschechischer König aus der Schlacht flieht. Und das hat kein Dichter, sondern ein wirklicher König gesagt. Jan von Luxemburg. Somit ist alles klar.«

Monique wollte ihr zum Abschied einen Kuß geben und stieß dabei Nadjas Tasche um.

Nadja rettete sie im letzten Augenblick vor dem Fall.

»Paß doch auf«, schnauzte sie Monique an, »wegen dir wird alles noch schiefgehen.«

Monique sah sie verwundert an. Sie war nicht auf eine so heftige Reaktion vorbereitet und betrachtete sie als Zeichen von Nervosität vor der Besprechung.

»Schön ruhig bleiben, Herzchen, alles wird gutgehen«, sagte Monique mit beruhigender Stimme und küßte sie auf beide Wangen.

»Ich habe es nicht so gemeint«, entschuldigte sich Nadja, »ich bin wahrscheinlich zu aufgeregt und in der Tasche habe ich sehr wichtige Sachen.«

»Um was handelt es sich?«

»Um alles, was ich für diese Besprechung noch brauche.«

76. Paris vor sieben Jahren. Sorbonne.

Nadja klopfte an die Tür und trat in das Arbeitszimmer des Professors ein.

Michael Scharer-d´Herbleu, von Studenten Miki genannt, saß hinter seinem großen Schreibtisch und betrachtete sie mit Interesse.

Nadja schaute sich kurz um, legte vorsichtig ihre Tasche auf den kleinen Tisch neben der Tür und kam mit wiegenden Schritten zum Schreibtisch.

Miki stand auf und reichte ihr die Hand.

»Mademoiselle Ardez, die Tasche hätten sie ruhig hier am Tisch abstellen können. Hier ist genug Platz.«

»Danke, Herr Professor, aber in der Tasche ist nichts Wichtiges. Das Hauptsächliche habe ich bei mir.«

»Es freut mich, wenn meine Studenten selbstbewußt sind. Das ist ein gutes Zeichen«, sagte er zweideutig, »bitte, nehmen Sie Platz.«

Nadja setzte sich und betrachtete die Einrichtung des Arbeitszimmers. Schwere Vorhänge reichten bis zum Boden, ein Bücherregal bedeckte eine Wand. An den anderen Wänden hingen einige Bilder und zwei große Spiegel. In einer Ecke standen ein Konferenztisch, ein Sofa und vier Sessel. Daneben war eine Tür. Wahrscheinlich führt die ins Bad, dachte Nadja.

»Gefällt es Ihnen?« fragte Miki, als er sah, daß ihr Blick an einem vom seinen Bildern hängenblieb.

»Sehr. Hundertwasser hat immer etwas Poetisches und Positives an sich.«

»So sehe ich es auch«, sagte Miki, »auch wenn ich nicht überzeugt bin, das er zu einem ernstesten Thema wie Ökonomie gut paßt.«

»Ich glaube, daß Ökonomie etwas Positives an sich hat. Hängt von der Auslegung ab. Aber ich denke nicht, daß ich mich sehr irren kann. Sonst hätten Sie ja die Bilder nicht hier.«

»Gute Antwort. Und wir können gleich bei verschiedenen Auslegungen bleiben, was die Marktwirtschaft betrifft.«

»Das hängt davon ab, um welche Form der Marktwirtschaft es geht. Es gibt zwei Formen. Es gibt eine freie Marktwirtschaft nur dann, wenn der Verkäufer und der Käufer den Preis der Ware frei bestimmen. Wenn der Verkäufer gezwungen ist, seine Ware zu verkaufen, dann können wir nicht von freier Marktwirtschaft sprechen.«

»Das klingt plausibel«, stimmte Miki zu.

»Wenn jemand gezwungen ist, seine Ware und seine Arbeitskraft zu verkaufen, nur damit er überleben kann, dann müssen wir von gezwungener Marktwirtschaft reden.«

»Interessant. Also nach Ihrer Meinung sind alle Beschäftigten unfrei?«

»Wenn sie nicht den Preis ihrer Ware bestimmen können, dann ja.«

»Und diese Unfreiheit wird aufhören, wenn jeder den Preis seiner Arbeit bestimmen kann?«

»Ja.«

»Aber dann werden alle immer mehr verdienen wollen«, wendete Miki ein. Er stand auf und setzte sich auf den Schreibtischrand.

Nadja schlug die Beine übereinander. Ihr Minirock rutschte nach oben.

»Das glaube ich nicht. Durch Konkurrenz wird ein gerechter Lohn entstehen.«

»Und wie stellen Sie sich das vor?«

»Wenn Sie jemandem, der genug Geld hat, einen Job, zum Beispiel Beseitigung der Abfälle für 1000 Euro, anbieten, wird er es ablehnen. Aber jemand, der kein Geld hat und der Essen, Miete, Strom bezahlen muß, wird gezwungen sein, diese Arbeit anzunehmen, wenn er überleben will.«

»Ich verkaufe auch meine Arbeitskraft. Ich könnte auch sagen, daß ich mehr Geld will, sonst höre ich auf«, sagte Miki und spürte, wie sich sein Penis versteifte.

»Das kann jeder sagen, aber aufhören zu arbeiten kann nur der, der genug Mittel besitzt, um ohne diese Arbeit leben zu können.«

Während ihrer Rede rückte sie mit ihrem Stuhl so weit vom Tisch, daß sie Miki von Kopf bis Fuß beobachten konnte.

»Es ist nicht nur interessant, sondern auch logisch«, sagte Miki mit belegter Stimme, »diesen Part haben Sie mit Bravour bestanden.«

Nadja wußte, daß sie jetzt mit dem zweiten Akt beginnen mußte.

Sie ließ den Bleistift, mit dem sie in der Luft ihre Argumente optisch unterstützt hatte, auf den Boden fallen. Miki beugte sich galant zum Boden, um ihn aufzuheben. Gleichzeitig mit dem Bleistift hob er seinen Kopf und bemerkte, daß sie keinen Slip trug.

Er begriff es als eine Aufforderung.

Er fiel vor Nadja auf die Knie und streichelte mit zitternden Händen ihre Beine. Er küßte gierig ihre Oberschenkel und versuchte, sich mit dem Mund zum Objekt seiner Begierde durchzulecken. Er atmete schwer vor Erregung, stand auf und versuchte, sie aus dem Stuhl zu heben.

»Komm«, murmelte er heiser.

»Nein«, wehrte Nadja sich.

Miki hob sie hoch und schob sie auf den Schreibtisch. Er drückte sie mit seinem Brustkorb und einer Hand auf die glatte Oberfläche. Mit der anderen Hand öffnete er seinen Gürtel und ließ die Hose fallen. Dann griff er in die Schublade und holte mit geübtem Griff die Handschellen heraus.

Nadja wand sich wie ein Wurm, aber sie konnte sich aus seinem Griff nicht befreien. Miki versuchte ihr die Handschellen anzulegen und rieb sich mit seinem geschwollenen Penis im immer größerer Erregtheit an ihrem Körper.

»Streck die Hand«, stöhnte er.

Nadja gehorchte.

Als ihr Miki die Handschellen anlegen wollte, packte Nadja blitzschnell seine Hand, verdrehte sie zum Handgelenk und bog diesen so geschaffenen Hebel zur Seite. Miki schrie laut auf und rollte seinen ganzen Körper vom Tisch, damit dieser Druck, der sein Gelenk zu brechen drohte, aufhörte.

Nadja drückte ihn in den Sessel. Dann legte sie ihm die Handschellen an und schloß sie an die Armlehne. Danach zupfte sie ihren Rock und ihre Bluse zurecht.

»Also, jetzt glaube ich, daß ich alle anstehenden Prüfungen problemlos absolvieren werde. Genauso, wie ich es mir vorgestellt habe.«

Miki versuchte seine Fassung wiederzufinden.

»Ich glaube nicht, daß Ihre Vorstellungen realistisch sind.«

»Mit Sicherheit«, sagte Nadja ruhig, »Sex gegen Prüfung interessiert mich nicht. Dafür bin ich zu gut in meinem Fach. Ich habe einen Vorschlag.«

»Das wiederum interessiert mich nicht.«

»Das kommt noch.«

»Soll ich um Hilfe rufen?« fragte Miki drohend.

»Ich glaube nicht, daß es für Sie vorteilhaft wäre. An Ihrer Stelle würde ich es nicht machen.«

»Sie haben mich überfallen.«

»Von aktiver Verteidigung haben Sie keine Ahnung.«

»Das war eine vorbereitete Aktion.«

»Da haben Sie recht«, stimmte Nadja zu. »In meiner Tasche ist eine Kamera, sie läuft noch.«

Miki saß wie versteinert im Stuhl.

»Für wen arbeiten Sie?« fragte er.

Nadja lachte kurz auf.

»In erster Linie für mich. Und eventuell für uns beide.«

»Also das glaub' ich Ihnen schon überhaupt nicht.«

»Darauf können Sie sich verlassen. In der Zukunft werden wir beide sehr gut zusammenarbeiten.«

»Wie?«

»Das hängt mit Warentausch zusammen. Sie haben mich auf eine ausgezeichnete Idee gebracht. Aber das erkläre ich Ihnen später. Ich habe von Ihnen, auch wenn Sie es nicht glauben werden, eine sehr gute Meinung. Einen Termin machen wir telefonisch aus. Sind Sie einverstanden, Herr Professor?«

»Ja. Ich bin einverstanden.«

»O.K. Wo ist der Schlüssel?«

»In der oberen Schublade rechts.«

Nadja ging zum Tisch, holte den Schlüssel und öffnete die Handschellen.

»Kann ich meine Hosen anziehen?«

»Aber selbstverständlich.«

Miki bückte sich, aber er beendete die Bewegung nicht. Er stürzte sich mit dem Kopf voran auf Nadja. Er packte sie an der Taille und versuchte, sie auf den Boden zu werfen.

Nadja verpaßte ihm mit der Handkante einen Schlag in den Nacken und in dem Augenblick, als sein Griff nachließ, traf sie ihn mit dem Knie im Gesicht.

Miki fiel auf den Boden.

»Also, das war ganz unnötig. Damit verlängern Sie nur den unangenehmen Teil unserer Besprechung.«

Miki hielt sich das Gesicht.

»Und jetzt werden Sie erklären müssen, wie Sie im Bad ausgerutscht sind«, sagte Nadja, »und dabei ist diese Prüfungsvorbereitung der Beginn einer wunderbaren Freundschaft. So wie im Film ›Casablanca‹. Den kennen Sie mit Sicherheit auch. Und wenn ich Ihnen später erkläre, was wir zusammen unternehmen, dann werden Sie sich glücklich schätzen, so eine Studentin wie mich gehabt zu haben.«

»Und was schwebt Ihnen vor?« fragte Miki. »Eine Machtübernahme durch neue Amazonen?«

»Nein. Etwas Bequemes. Das, was Sie machen, aber im größeren Maßstab und besser organisiert. Der Inhalt bleibt praktisch derselbe, aber die Form wird genial.«

77. Iglu.

Nadja lag im Schlafsack und kicherte vor sich hin.

»Also, wie?« fragte Tom nach einer Weile. »Du lächelst vor dich hin, aber du sagst nichts.«

»Weil es nicht so dramatisch sein wird, wie du denkst. Wir hatten auf der Sorbonne einen Professor und der schlief gerne mit seinen Studentinnen. Und die hatten es dann bei der Prüfung leichter.«

»Das gibt es überall, denke ich mir.«

»Und ich habe gedacht, daß man es ausbauen könnte. Also habe ich mit ihm darüber gesprochen statt mit ihm zu schlafen. Er hatte keine andere Möglichkeit, als mir zustimmen. Und er hatte für meine Idee ausgezeichnete Voraussetzungen.«

»So wie du.«

»So ähnlich. Ich habe ihm gezeigt, wie man es manchen muß, damit niemand dahinterkommt. Der Witz bestand darin, daß die Mädchen nicht direkt mit dem prüfenden Professor geschlafen haben, sondern mit jemand anderem, damit es nicht auffiel. So kamen sich die Professoren immer gegenseitig entgegen und jeder kam zu seinem Vergnügen. Miki hat die obere Ebene organisiert und ich die Studentinnen. Es hat so gut geklappt, daß wir es immer mehr ausweiten konnten.«

»Auf die Politiker. Und wieso interessierte sich die CIA für den Callring?«

»Die interessiert sich immer für alles. Aber niemand konnte etwas entdecken. Erst als eine Studentin gegen die Regeln verstoßen hat.«

»Gegen welche Regeln.«

»Daß sie sich um nichts anderes kümmern als um ihren Einsatz.«

»Und Stone?«

»Der hat für seine Aktionen willige Praktikantinnen bekommen. Und die Politiker haben gedacht, daß es die Mädchen aus Spaß machen. Und damit hatte sie Stone in der Hand.«

»Und New Generation?« fragte Tom.

»Das ist doch klar. Die Studentinnen sollten ja mit den Politikern in Kontakt treten. Das hat New Generation organisiert und die Mädchen später in ihrer Karriere unterstützt.«

»Eigentlich eine Hilfsorganisation für beide Seiten«, meinte Tom. »Die Mädchen kommen gut voran und die Politiker haben kein Risiko, weil sie niemanden bezahlen oder protegieren.«

»Und weil sie sich bei den Studentinnen nicht mit AIDS anstecken werden,« ergänzte Nadja.

»Und unsere Mädchen?«

»Sie wissen von nichts. Die haben hier das erste Mal gehört, daß New Generation ein Callring sein soll. Sie gehörten zu dem unschuldigen Teil der Organisation. Das andere wurde schon längst beendet.«

»Und das ist wirklich alles?« fragte Tom.

»Wirklich total alles.«

Tom zog sie an sich.

»Also ich muß dir unbedingt etwas Wichtiges mitteilen«, sagte er.

»Ich habe aber kein Höschen an«, sagte sie und blickte ihn mit gespielter Überraschung an.

Ein breites Lächeln überflog Toms Gesicht.

»Das weiß ich. Aber zuerst habe ich Hunger wie ein Wolf.«

78. Ruhige Tage.

An die Vorbereitung der Abstiegsstraße im Fels war wegen des Schnees nicht zu denken. So arbeiteten alle intensiv im Rettungsstollen. Sie hatten ihre Sachen schon längst gegen die Overalls, Jacken und Hosen aus dem Bekleidungsmagazin des Bunkers ausgetauscht. Ursula und Miguel hatten ihre Jacken mit farbigen Tüchern verschönert, damit sie, wie Ursula sagte, Tom nicht als seine Soldaten betrachtete.

Sie arbeiteten zwar zusammen, aber in der Freizeit hatten sich zwei Gruppen gebildet. Tom, Paul, Nadja, Jane und Marie-Helène verbrachten die meiste Zeit zusammen. Die andere Gruppe bildeten Ursula, Pamela, Miguel, Vittorio und Albert. Kate und William pendelten dazwischen, aber Kate saß sehr oft am Computer.

Es gab nur unbedeutende Probleme. Tom mußte Albert auffordern, nicht während der Arbeit zu trinken und am Morgen nüchtern zu sein, damit er arbeiten könne. Als Ursula neue Sachen zum Anziehen kaufen und die alten wegschmeißen wollte, wurde sie trotz ihres Protestes von Tom in den Waschsalon beordert.

Er wußte aus Erfahrung, daß sich zuviel Freizeit zu größten Problemen entwickeln konnte und darum organisierte er für die Gruppe ständig ein volles Programm. Arbeiten, Küchendienst, Wäsche waschen und alles in einem picobello Zustand halten, war für alle Pflicht. Es herrschte zwar gespannte Ruhe, doch alles verlief in geordneten Bahnen.

79. Notausgang.

Der Notausgang war bis zur Decke mit angeschwemmtem Material verstopft. Die Beseitigung war einfach, nur der Abtransport des Schuttes in das Innere des Bunkers war langwierig.

Vorne arbeitete Miguel. Er lockerte das Material. Hinter ihm verschob Albert es nach hinten, damit es der Elektrokarren mit der Schaufel aufnehmen und abtransportieren konnte.

Miguel wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Na, Albert, wie geht's bei dir?«

»Wenn ich es nicht als Training akzeptiert hätte, dann würde ich am liebsten draufscheißen.«

»Und was trainierst du? Wie du Marie-Helène aufreißen könntest?«

»Klar doch. Das wirst du noch sehen.«

»Du hast Lust auf frisches Fleisch, was?«

»Hauptsächlich auf etwas mit weniger Speck.«

»Mit der wird es nicht so leicht gehen.«

Aus der Ferne war das Surren vom Elektrokarren zu hören. Dann erschien er. Marie-Helène lenkte ihn. Sie blieb vor den vorbereiteten Steinhäufen stehen und senkte die Schaufel.

»Soll ich dir zeigen, wie man es reinschieben soll?«

»Nicht nötig«, antwortete Marie-Helène kühl. Sie konnte zweideutige Anspielungen schlecht ertragen. Und von Männern mit Zopf schon gar nicht.

Albert stellte sich neben den Wagen und legte die Hand aufs Lenkrad. Dabei berührte er mit seinem Arm ihren Busen.

»Nimm die Hand weg.«

»Warum? Gefällt es dir nicht?«

Marie-Helène legte den Rückwärtsgang ein und fuhr ohne Vorwarnung zurück. Albert schrie vor Schmerz auf und riß die Hand zurück.

Marie-Helène fuhr bis zur Gruppe, die das Material an der Wand verteilte, und sprang von ihrem Wagen herunter.

William schaute sie verwundert an.

»Du hast die Steine irgendwo unterwegs verloren.«

»Ich fahre nicht mehr zurück.«

Kate kam zum Wagen.

»Wieder Albert?«

»Ich habe keine Lust, mich von diesem Idioten berühren zu lassen und seine blöden Quasseleien anzuhören.«

Pamela kam näher.

»Um wen geht es?«

»Um Albert.«

»Der versucht es immer. Wenigstens mit seinen Bemerkungen«, sagte Jane, »und er stinkt ständig nach Alkohol.«

»Jetzt wird er von mir ein paar Bemerkungen hören«, sagte Kate. Sie stieg auf den Wagen und fuhr zu dem verschütteten Stollen.

»Ich weiß nicht, warum du daraus so einen Zirkus machen mußt. Du weißt doch, wie die Männer sind«, sagte Pamela.

»Das weiß ich«, antwortete Marie-Helène, »aber nur manche. Und mit denen verkehre ich nicht.«

Kate blieb mit dem Wagen vor Albert stehen.

»Jetzt hör mal gut zu«, fuhr sie ihn sofort an, »Marie-Helène hat es abgelehnt, in deiner Nähe zu arbeiten, weil du sie belästigst.«

»Das ist doch Unsinn. Ich wollte ihr nur zeigen, wie sie die Steine mit der Schaufel aufnehmen soll.«

»Es ist interessant, daß sie das schon tagelang macht und es nur Probleme gibt, wenn du dabei bist.«

»Die hat sie und nicht ich.«

»Aber jetzt kriegst du sie.«

»Ich habe sie nicht berührt. Das habe ich nicht nötig.«

»Das betrifft auch deine idiotischen Bemerkungen.«

»Ich habe nicht die Absicht, mich mit ihr zu unterhalten.«

»Das wird ihr entsprechen. Und das betrifft alle Frauen. Ab jetzt wird Jane den Schutt fahren. Und paß auf, daß du nicht auch mit den anderen Problemen bekommst.«

Albert lachte herausfordernd.

»Vielleicht mit Paul? Ich zittere schon vor Angst.«

»Den habe ich nicht gemeint. Aber wahrscheinlich auch mit ihm.«

Kate nahm einen Steinhaufen mit der Schaufel auf und fuhr mit dem Wagen zurück.

»So wirst du dir nicht viele Freunde machen«, meinte Miguel.

»Wenigstens werden wir hier nicht unter Langeweile leiden.«

»Wir nicht, aber du. Wenn du dich weiter so blöd aufführst, sperrt dich Tom irgendwohin. Dann kannst du dir den Schwanz selber jagen.«
»Also darauf bin ich wirklich neugierig.«

80. Tom klärt die Lage.

Die ganze Gruppe war im Speisesaal anwesend. Tom wartete darauf, daß alle am Tisch saßen.

»Bevor wir mit dem Abendessen anfangen, müssen wir ein gravierendes Problem lösen«, sagte Tom und blickte durch den Speisesaal. Seine Augen richteten sich auf Albert. Alle warteten mit Spannung, was er zu sagen hatte. Tom kam gleich zu Sache.

»Albert hat Marie-Helène belästigt.«

»Also hat Kate gepetzt«, sagte Albert, »und ich habe gedacht, daß sie es schon mit mir geklärt hat.«

»Verwechsle nicht die Begriffe. Du bist nicht im Kindergarten. Kate hat nicht gepetzt, sondern sie hat eine Meldung gemacht. Aber darüber reden wir später. Jetzt zu dir. Wir befinden uns auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten und hier ist die sexuelle Belästigung der Frauen strafbar. Von heute an mußt du mindestens einen Abstand von zwei Metern zu Marie-Helène einhalten und darfst sie nicht ansprechen. Und in Gegenwart von Frauen darfst du keine sexistischen Bemerkungen machen. Ich hoffe, du hast mich verstanden. Sonst kommst du in Haft. Das ist alles.«

Albert lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

»Das ist alles Lüge. Marie-Helène sucht nur einen Grund, damit sie nicht im Stollen arbeiten muß. Sie hat ja selbst gesagt, daß sie für das Abseilen ist. Weil es einfacher und interessanter ist. Warum sollte sie für andere arbeiten.«

»Selbstverständlich bin ich fürs Abseilen. Aber weil Tom angeordnet hat, daß wir alle im Stollen arbeiten sollen, habe ich dort gearbeitet. Ich habe nichts gegen die Arbeit dort unten, sondern etwas gegen blöde, sexistische Angriffe,« erwiderte Marie Helène.

»Was für Angriffe? Wenn sie mit dem Karren nicht fahren kann, dann kann sie den Schutt abgraben. Die zwei Meter werde ich mit Freude einhalten, sogar freiwillig. Und Unterhaltungen mit einer Lügnerin gehen mir auf die Nerven. Ende.«

Toms Augen wurden enger.

»Also hat Marie-Helène gelogen?!«

»Selbstverständlich. Miguel kann bezeugen, daß nichts passiert ist.« Albert drehte sich um und richtete den Blick auf Miguel.

Der zögerte.

»Eigentlich habe ich davon nicht viel gehört. Wenn du mit der Schaufel gräbst, dann hörst du nicht viel.«

Albert richtete sich auf.

»Aussage gegen Aussage. Und es gilt: in dubio pro reo. Im Zweifelsfall für den Angeklagten.«

»Also beenden wir die Sache«, sagte Tom.

Marie-Helène schaute ihn überrascht an.

Tom wich ihrem Blick aus. Er stellte einen Recorder auf den Tisch und drückte auf »Start«.

Erst war das Geräusch des sich nähernden Elektrokarrens zu hören ...

»Soll ich dir zeigen, wie man es reinschieben soll?«

»Nicht nötig.«

»Nimm die Hand weg.«

»Warum? Gefällt es dir nicht?«

Die ganze Gruppe hörte gespannt zu.

»Das ist eine Frechheit«, rief Albert, »du spionierst uns nach.«

Tom hielt den Recorder an.

»Du verwechselst schon wieder die Begriffe. Aus Sicherheitsgründen sind an manchen Arbeitsplätzen Mikrofone. Damit ich im Falle eines Unfalles eingreifen kann.«

»Und wie willst du eingreifen?«

»Darüber erst am Ende. Dein Benehmen ist eine Sache, daß du lügst, eine andere. Dafür solltest du dich sofort entschuldigen. Und der taube Miguel auch.«

»O.K.«, sagte Miguel schnell, »ich entschuldige mich, auch wenn ich nichts gehört habe.«

Ursula hob die Hand.

»Hör mal zu, Tom. Schön war es nicht. Aber das gibt dir nicht das Recht, sie wie Schüler zu behandeln.«

»Laß gut sein, Ursula«, sagte Miguel, »bitte.«

»Unsinn. So eine Kleinigkeit und Tom spielt da den Richter. Marie-Helène ist doch nicht aus Zucker.«

»Das ist noch nicht alles«, sagte Tom, »es hatte noch ein Vorspiel.«

»Mach doch Schluß, Tom«, bettelte Miguel, »es wird sich nicht mehr wiederholen. Und du, Albert, sag doch was.«

»Der wird doch nicht Abbitte leisten«, ließ sich Ursula nicht stoppen, »solche Kleinigkeiten sind im normalen Leben an der Tagesordnung.«

»Verdammt, halt doch mal den Schnabel«, fauchte Miguel sie an, »und du, Tom, bitte beende es.«

Tom lächelte.

»Dazu fehlt uns noch etwas.«

Er ließ das Band wieder laufen.

Miguels Stimme war zu hören.

»Na, Albert, wie geht's bei dir?«

»Wenn ich es nicht als Training akzeptiert hätte, dann würde ich am liebsten draufscheißen.«

»Und was trainierst du? Wie du Marie-Helène aufreißen könntest?«

»Klar doch. Das wirst du noch sehen.«

»Du hast Lust auf frisches Fleisch, was?«

»Hauptsächlich auf etwas mit weniger Speck.«

»Mit der wird es nicht so leicht gehen.«

Ursula bedachte Albert mit einem giftigen Blick.

Aus der Ferne war das Surren vom Elektrokarren zu hören.

Tom stoppte das Band.

»Das Mittelstück habt ihr schon gehört. Es fehlt nur noch das Ende.«

»Ich habe das Gefühl, du willst uns alle nur gegeneinander aufhetzen«, murrte William.

»Stör nicht und hör zu«, fuhr ihn Jane an, während Tom den Recorder wieder anstellte.

Sie hörten, wie sich der Elektrowagen in Bewegung setzte und wie Albert vor Schmerz aufschrie.

»Die blöde Kuh, die hätte mir den Arm brechen können.«

»Und warum?«

»Ich wollte ihr zeigen, wie sie mit der Schaufel unter die Halde reinfahren soll.«

»Lüg nicht. Das kann die ohne dich besser. Du gingst ihr an die Titten.«

»Die soll aus sich keine Jeanne d´Arc machen.«

»So legst du sie nie flach.«

»Das wird sie noch sehen.«

»Wahrscheinlich macht sie sich nichts aus solchen Schwätzern.«

Tom stoppte das Band.

»Das ist klassischer Voyeurismus. Damit ist es dir endlich gelungen, die beiden zu deklassieren«, maulte William.

»Denen ist es gelungen, sich selbst zu deklassieren. Und dir gelingt es langsam auch. Und jetzt Schluß. Albert hat drei Tage Hausarrest.«

»Und wie willst du das durchsetzen?« fragte Albert.

»Ganz einfach. Zuerst nur damit, daß ich es dir sage. Und ich empfehle dir, daß du gehorchst.«

»Und, wenn ich nicht gehorche?«

»Das wäre für dich unvorteilhaft. Du befindest dich im Militärgelände der Vereinigten Staaten. Wie die Strafen für Aufruhr aussehen, das können dir Kate und William erklären. Und zweifle keine Sekunde, daß ich es durchführe.«

»Du wirst mich doch nicht erschießen wollen?« fragte Albert höhnisch.

»Wenn es nötig wird, dann ohne zu zögern«, antwortete Tom. »Und jetzt noch einmal für alle: Was wir hier machen ist eine militärische Bewältigung der gegebenen Situation. Die Armee kümmert sich um euch und ihr führt die Anordnungen der Armee durch. Ihr habt den Sold, die Verpflegung und die Unterbringung wie jeder andere Soldat.«

»Aber wir sind keine Soldaten«, antwortete William, »und wir wollen auch nicht, daß man mit uns wie mit Soldaten umgeht. Wir wollen leben wie Zivilisten.«

Tom lachte kurz auf.

»Es wäre für euch nachteilig, wenn ich mit euch wie mit Zivilisten umgehen würde.«

»Nicht, wenn wir uns exakt an die Gesetze, die in der zivilisierten Welt gelten, halten würden«, erwiderte William.

»Irrtum. Gerade wenn wir diese Gesetze ganz genau einhalten werden, seid ihr benachteiligt«

»Wieso?« fragte Ursula. »Als Zivilist kann mir kein Soldat befehlen.«

»Das auf keinen Fall. Aber dann läßt euch die Armee auch nicht in ihren luxuriösen Räumen wohnen, sondern in normalen Unterkünften.«

»Wir haben hier keine andere Möglichkeit.«

»Wieso nicht? Ihr müßt euch für euren Lebensunterhalt Geld verdienen. Wie im normalen Leben.«

»Bei wem?«

»Bei der Armee als zivile Angestellte.«

»Das kann doch nicht dein Ernst sein!« sagte Miguel.

»Doch. Wenn es euch bei der Armee nicht gefällt, dann müßt ihr arbeiten. So wie im normalen Leben. Das ist auf der ganzen Welt so.«

Ursula lief rot an.

»Das ist doch eine Idiotie. Hier gibt es alles im Überfluß. Leere Wohnungen, Energie, Essen und Trinken für etliche Jahre. Und du willst, daß wir arbeiten?«

»Auf der Welt gibt es auch genug für alle, aber wer nicht arbeitet, der stirbt vor Hunger.«

Ursula begann krampfartig zu lachen.

»Und diesen Quatsch willst du für uns hier einführen?«

»Ich will nichts einführen. Ich übernehme nur die existierende Realität. Und ich habe keine Lust auf Experimente.«

»Bei uns bekommt jeder, der nicht arbeitet, Sozialleistungen«, trumpfte Ursula auf.

»Hier auch. Wer nicht wie ein Zivilist arbeiten will, wird in den Gemeinschaftsräumen wohnen und hat einmal die Woche Anspruch auf eine warme Dusche.«

»Das ist ein Verbrechen gegen den gesunden Menschenverstand«, sagte William.

»Das ist ein normaler Zustand im zivilisierten Teil der Welt.«

»Vergleiche nicht die normale Welt mit unserer Situation«, sagte Albert, »hier hat sich vieles geändert.«

»Nichts hat sich geändert«, sagte Jane. »Wir können momentan nur nicht nach Hause. Toms Angebot ist fair. Entweder dienen wir bei der Armee und die kümmert sich sehr gut um uns, oder wir sind Zivilisten und müssen uns um uns selbst kümmern. Ich bleibe bei der Variante eins.«

»Aber bei jeder Variante erteilt uns Tom die Befehle«, sagte Miguel.

»Du vergißt die dritte Variante. Die Sozialleistungen«, sagte Paul, »dann kannst du auch überleben. Wie in jeder Demokratie. Das hält die Menschen ruhig.«

Miguel warf ihm einen feindlichen Blick zu.

»Es kann sehr schwer werden, unter solchen Umständen so viele Leute ruhig zu halten.«

»Wir haben zusammen die Katastrophe überlebt. Es ist so, als ob wir neu geboren wurden. Darum haben wir alle Anspruch auf alles, was es hier gibt«, sagte Ursula.

»Es kommt mir so vor, als ob du dich zu einer Anhängerin meiner Theorien durchgearbeitet hast«, meinte Nadja.

»Mich interessiert keine Theorie. Aber es ist unmoralisch, daß über uns ein Mensch entscheidet, nur weil ihm dieser verdammte Bunker gehört.«

»Und der ist so verdammt, daß du ihn selbst besitzen möchtest?« fragte Paul.

»Ich möchte nur, daß wir ihn alle besitzen, damit uns niemand befehlen kann.«

»Du bist also für eine Revolution?« fragte Nadja.

»Wenn eine Mehrheit der Menschen nicht überleben konnte«, sagte Miguel, »dann kam es immer zu einer Revolution. Und wir bilden hier die Mehrheit.«

»Lüg nicht. Ihr seid sogar weniger als die Hälfte«, sagte Nadja, »und daß ihr nicht überleben könnt, ist Unsinn. Wir können alle ohne Probleme überleben. Und zwar sehr gut.«

»Hauptsächlich du versuchst es dir so zu organisieren, daß du keine Probleme hast«, sagte Ursula, »das war doch auch draußen dein Credo.«

»Und darum bist du auf Toms Seite«, fügte Miguel hinzu.

»Ich bin auf Seite derer, die sich bemühen, daß wir hier in Ruhe überleben.«

»Um es zu beenden: Ob es jemandem gefällt oder nicht, hier werden die Gesetze der Vereinigten Staaten eingehalten. Das ist alles«, sagte Tom.

Das Licht wurde schwächer und im Speisesaal wurde es plötzlich kälter.
»Was soll das bedeuten?« fragte William verunsichert. »Wieder eine Panne?«
»Das hat nichts zu bedeuten«, beruhigte Tom ihn, »ich muß in bestimmten Intervallen in den Rechner meinen Code eingeben. Der gibt dann einen Befehl zur Erneuerung. Das Licht leuchtet weiter und die Temperatur wird wieder auf ihr programmiertes Niveau steigen. Ich habe das bei der Diskussion vergessen.«
»Und was passiert, wenn du es ganz vergißt?« fragte William.
»Das normale Licht erlischt und die Heizung hört auf zu funktionieren. Aber die Notbeleuchtung funktioniert noch drei Stunden. Dann schließen sich automatisch alle Türen und das Licht geht aus.
»Und wie kommen wir dann hinaus?« fragte Pamela.
»Über die Galerie oder durch den Notausgang. Dafür habt ihr drei Stunden Zeit.«
»Von der Galerie kommen wir nirgendwo hinaus und der Nottunnel ist verschüttet. Wie sollen wir hinauskommen? Und wohin?« fragte Albert.
»Das habt ihr im Moment nicht nötig. Ich erneuere meinen Code und in wenigen Augenblicken ist alles wieder in Ordnung«, antwortete Tom und verließ den Speisesaal.
Alle verstummten.
»Das ist die Antwort auf eure revolutionären Anspielungen«, sagte Paul nach einer Weile.
»Jetzt hat er uns gezeigt, daß er keine Mehrheit braucht«, zischte Miguel.
»Das mit dem Licht war ein Trick«, sagte Albert, »er wollte uns nur zeigen, wer der Herr im Hause ist.«
»Und das ist ihm einwandfrei gelungen«, sagte Kate, »und du, Albert, geh schleunigst auf dein Zimmer. Es ist für dich bequemer. Wenn Tom dich hier erwischt, dann kommst du in die Zelle. Die gibt es hier auch.«
»Und was wird aus meinem Abendessen?«
»Zu dem kommst du in drei Tagen.«

81. Husarrest.

Albert betrat sein Zimmer. Gleichzeitig ging das Licht aus und das Zimmer war nur mit einem schwachen blauen Licht beleuchtet. Keines von den Elektrogeräten in der Kochnische funktionierte und die Heizung war ausgeschaltet. Sogar die Wasserzufuhr im Bad war geschlossen.
So hatte er sich das nicht vorgestellt. Er hatte gedacht, daß ihm die Zeit bei Musik und Videos angenehm vergehen würde. Er versuchte die Tür zu öffnen. Sie war zu. Er nahm sein Telefon in die Hand. Auf dem Display erschien: »Außer Betrieb.« Auf dem Tisch waren drei Eintagespakete mit Verpflegung und drei Flaschen Wasser.
Er fluchte und schmiß sich aufs Bett.

82. Zwei Gruppen.

Am nächsten Tag verteilte Tom die Arbeit auf zwei Gruppen.

William, Miguel, Vittorio, Ursula und Pamela arbeiteten weiter unter Kates Führung an der Beseitigung der Steine im Rettungstunnel.

Die anderen wurden für die Arbeiten am Ballon und an der Abstiegsstraße im Fels bestimmt.

Tom, Paul, Jane, Marie-Helène und Nadja betraten den unterirdischen Flughafen. Seine ganze Fläche war in eine absolute Dunkelheit verhüllt. Tom betätigte die Fernbedienung und ein weißes Licht beleuchtete das Flugzeug. Es stand dort vorbereitet zum Abflug. Mit langsamen Schritten kamen sie näher.

»Jetzt fehlen uns nur die Piloten«, sagte Marie-Helène.

»Einer würde genügen«, meinte Jane.

»Ich habe nie im Leben geahnt, daß mir ein Flugzeug so gefallen könnte«, sagte Marie-Helène, als sie bei dem Einstieg stehen blieben.

»Mir würde schon zum Glück genügen, wenn wir dort genügend Fallschirme vorfinden«, sagte Paul.

Tom war sich sicher.

»Keine Bange. Es müßten zweiundzwanzig dort sein.«

Er stieg als erster ins Flugzeug hinein. Aus der Beschreibung im Rechner wußte er, wo die Schalter waren. Er machte die Lichter in der Kabine an.

Paul setzte sich in den Sessel.

»Als ich hier das erste Mal saß, hatte ich mich darauf gefreut, daß am nächsten Tag in meiner Zeitung ein exklusives Interview mit großen Überschriften erscheinen wird.«

Marie-Helène setzte sich neben ihn.

»Das alles kannst du gleich nach der Landung des Ballons schreiben. Aber ich befürchte, nur mit dem Finger in den Schnee.«

»Wenn wir mit dem Ballon nicht bis zum Meer fliegen werden.«

»Das wäre nicht das Schlimmste. Aber dann solltest du gleich auf den Seychellen landen, sonst wird es eine sehr kalte Angelegenheit.«

Die Fallschirme waren auf ihren Plätzen.

»Das war das Wichtigste. Jetzt müssen wir einen idealen Platz finden, an dem wir sie zusammennähen können.«

»Am besten gleich hier im Flughafen«, sagte Jane. »Hier haben wir genügend Platz, um sie auf dem Boden auszubreiten.«

»Paul, von wo willst du starten?« fragte Tom.

»Am besten wäre es vom Gipfel. Aber das ist wegen des Windes ein Problem. Wir werden so um die zwei Stunden Windstille brauchen, damit es uns den Ballon bei der Befüllung mit heißer Luft nicht wegbläst.«

»Und was, wenn ein Sturm kommt?«

»Dann müssen wir vorher die warme Luft ablassen und die Ballonhaut sichern. Später können wir den Versuch wiederholen.«

»Aber wenn der Wind den Ballon wegbläst, dann ist Schluß. Denn Material für den zweiten Ballon haben wir nicht mehr«, sagte Nadja.

»Also müssen wir vor dem Einflugtunnel starten«, meinte Marie-Helène, »dort ist es die meiste Zeit windstill.«

»Ein Windstoß kann den Ballon an die Wand drücken. Und dann ist auch Schluß«, argumentierte Paul, »wegen dieser Gefahr startet niemand bei einem Hindernis.«

»Zum Wegfliegen braucht ihr Wind. Also bleibt nur der Einflugstunnel mit günstigem Wind über Rubicon«, sagte Marie-Helène.

»Das ist aus mehreren Gründen ein guter Platz«, meinte Jane, »nur hier können wir den Ballon zusammennähen und auch in Bereitschaft halten, während wir auf günstige Verhältnisse warten. Wenn wir abbrechen müssen, dann können wir alles liegenlassen, ohne zu befürchten, daß uns alles wegfliegt.«

»Wir müssen ihn beim Start ankern«, sagte Tom, »ich werde die Wand vor dem Tunnel hinaufklettern und dort einen Haken einschlagen. Durch den Karabiner im Haken ziehen wir ein Seil, das an der Spitze des Ballons befestigt ist. Vor dem Befüllen ziehen wir die Ballonhaut nach oben und bei dem Befüllen werden wir das Seil lockern, damit der Ballon schön anliegt. Bei gutem Wind könnt ihr dann jederzeit starten. Problem eins ist gelöst. Jetzt solltet ihr einen Schnittplan machen«, sagte Tom.

Marie-Helène klappte den kleinen Tisch aus der Rücklehne und legte auf ihn eine Serviette. Sie malte zwei Kreise in zwei Reihen untereinander.

»Jetzt haben wir so etwas wie ein Viereck. Dazu kommen noch vier Fallschirmhälften und zwar in die Mitte an allen vier Kanten. Damit haben wir ein kreisförmiges Ding. Das wird die obere Hälfte des Ballons. Wenn wir es noch einmal machen, dann bekommen wir die untere Hälfte. Sechzehn Fallschirme haben wir so verbaut. Tom, wieviel Stück haben wir?«

»Zwanzig.«

»Für die Lücken brauchen wir maximal noch zwei. Damit wäre die Sache erledigt.«

Tom ging in das Cockpit und setzte sich auf den Pilotenplatz. Mit der Fernbedienung schaltete er die Startbahnbeleuchtung ein.

»Möchtest du es probieren?«

»Ein Versuch wäre ein halber Selbstmord. Auch wenn du aus dem Tunnel kommst, hast du es noch nicht geschafft.«

»Aber das Risiko wurde schon halbiert.«

»Die zweite Hälfte ist noch schlimmer. Wie willst du landen?«

»Hinausspringen. Mit dem Fallschirm.«

»Und dir die Beine brechen. Dann stirbst du dort, wo du gelandet bist. Ein Sprung ohne Training ist Unsinn. Schon mit deinem Ballon wirst du genug Sorgen haben, daß du ohne Probleme landen kannst.«

Alle drei Mädels standen hinter ihnen und hörten zu.

»Jeder Ballon hat einen Anker, damit es ihn über den Boden schleift«, sagte Marie-Helène.

»Und wenn der Wind zu stark ist und der Anker nicht hält?«

»Dann schießt Paul mit seiner Pumpgun ein paar Löcher in den Ballon«, sagte Tom.

»Ihr müßt mit dem Gewicht sparen. Also nehmt ihr doch keine Gewehre mit«, meinte Marie-Helène.

»Unsinn. Eine Pumpgun braucht ihr unbedingt. Ihr wißt doch nicht, wo ihr landen werdet«, ließ Tom nicht locker.

»Und wenn ihnen jemand begegnet, dann wird gleich geschossen?« fragte Marie-Helène spottend.

»Nicht gleich, aber als erster«, sagte Tom, »und vergiß nicht, daß es hier eine Menge von Bären gibt.«

»Denen begegnen eher wir, wenn wir uns abseilen«, sagte Nadja.

»Aber wir haben eine Pumpgun mit«, antwortete Tom, »wir wissen doch nicht, wie es draußen aussieht. Es wäre schade, wenn euch jemand nach einer geglückten Landung umlegen würde. Darum machen wir zusammen ein Schießtraining. Und damit das klar ist, das ist ein Befehl.«

»Tom hat recht«, sagte Jane, »es ist wie eine Unfallversicherung, die du hast, auch wenn du sie am liebsten nicht in Anspruch nehmen würdest.«

»Alles klar«, stimmte Marie-Helène zu, »also holen wir uns aus der Bibliothek etwas über die Ballons und aus dem Waffenlager zwei Gewehre.«

Die weiteren Tage verliefen ruhig. Die Gruppe »Rettungsstollen« hatte keine Probleme mit ihrer Mannschaft und die Gruppe »Ballon« war voll beschäftigt mit der Herstellung des Ballons. Die Konstruktion war einfach. Das Wichtigste waren die zwei Öffnungen. Die untere hatte einen langen Ärmel, durch den der Ballon mit heißer Luft befüllt werden konnte und durch den während der Luftfahrt die Innenluft mit dem Brenner beheizt wurde, damit der Ballon steigen konnte. Die obere Öffnung war nur eine Art Klappe, ein Verschluss mit dem die warme Luft ausgelassen wurde, wenn der Ballon sinken sollte. Weiter wurde ein großer Ventilator gebraucht, der den Ballon vor dem Start mit Luft auffüllte. Beides hatten sie im Zubehörlager gefunden und sie konnten es ohne größere Änderungen benutzen. Der Brenner und der Ventilator gehörten zu der Standardausrüstung des Flughafens und dienten ursprünglich zur Enteisung des Einflugtores.

Am Abend des dritten Tages schaltete sich das Licht in Alberts Wohnung ein und die Temperatur stieg an. Albert wartete schon lange auf diesen Augenblick. Er stürzte ins Bad. Das Wasser war warm. Albert rasierte sich nach der Dusche, zog sich an und verließ mit gemischten Gefühlen sein Zimmer. Als er in den Speisesaal kam, schenkte ihm niemand besondere Aufmerksamkeit. Alle taten so, als ob er niemals weg gewesen sei. Albert setzte sich auf seinen Platz und tat auch so.

83. Versoffenes Wochenende.

Auch die weiteren Tage verliefen ruhig. Die Arbeiten am Notausgang gingen gut voran.

Die ganze Woche wurde durchgearbeitet und der Sonntag war frei. Ursula, Pamela, Vittorio, Miguel, Albert und William saßen in der Bar und tranken. Kate war wie fast immer am Computer und versuchte einen Kontakt zu Menschen zu finden, und die anderen, bis auf Tom und Nadja, die wegen des guten Wetters die Abstiegsstraße vorbereiteten, waren am Swimmingpool.

»Ich bin neugierig, wo wir aus dem Tunnel hinauskommen«, sagte Miguel.

»Irgendwo bei der Garage, wo es Snowmobile geben soll«, sagte Pamela, »wenn nicht, dann können wir bis zum Sommer hierbleiben.«

»Auf jeden Fall«, meinte William, »liegt überall soviel Schnee, daß wir uns nicht zu Fuß bewegen können.«

»Auch nicht auf den Straßen?« fragte Ursula.

»Nur wenn sie der Winterdienst mit Schneefräsen freigemacht hat«, sagte Vittorio, »und das ist sehr unwahrscheinlich. Trotzdem möchte ich hier nicht bis zum Frühjahr warten müssen.«

»Vielleicht wäre es am besten hier zu warten. Die anderen haben bald ihren Ballon fertig. Die können uns anrufen und uns sagen, wie es draußen aussieht, und dann können sie uns entgegenkommen«, meinte William.

»Du möchtest draußen wieder unter Toms Kommando leben? Ich habe davon schon jetzt genug. Auf unsere Freiheit!« Albert hob seine halbleere Flasche hoch.

»Freiheit ist eine schöne Sache, aber ich weiß nicht, ob du die Lage draußen so gut meistern wirst wie Tom«, sagte Vittorio. »Kannst du mit den Snowmobilen überhaupt fahren?«

»Das kann kein Problem sein. Du wirfst den Motor an und gibst Gas. Die haben alle ein automatisches Getriebe und Bremsen gibt es nicht. Die haben nur einen wahnsinnig hohen Verbrauch. Also müssen wir aufpassen, daß wir direkt zu einem Wintersportgebiet kommen. Oder wir müssen für unterwegs Treibstoffdepots einrichten.«

»Wir haben mit nichts ein Problem«, sagte Miguel mit schwerer Zunge und leerte sein Glas, »nur mit Tom, und den werden wir bald los.«

»Wie wäre es, wenn wir ein bißchen schwimmen würden?« schlug Albert vor.

»Bleib lieber hier«, warnte William, »du weißt doch, daß du dich nur bis auf zwei Meter an Marie-Helène annähern darfst. Und den Mund mußt du auch halten.«

»Der Swimmingpool ist groß genug. Und ich weiß nicht, warum ich wegen so einer Kuh auf das Baden verzichten sollte. Darauf habe ich einen Anspruch. So wie alle anderen auch.«

»Weißt du, daß du dich besoffen nicht durch den Bunker bewegen darfst?« fragte William. »Wenn du ständig Hausarrest bekommst, werden wir mit dem Tunnel nie fertig.«

»Wer ist besoffen? Ein wenig habe ich getrunken und jetzt gehen wir baden.«

»Aber ohne mich«, sagte William.

»Hast du Angst vor Tom?«

»Nein. Aber ich habe keine Lust auf einen neuen Skandal.«

»Ich schwöre, daß ich die Kuh überhaupt nicht beachten werde.«

»Du kannst schwören, was du willst. Ich gehe nicht.«

Miguel stand auf seinen wackeligen Beinen vorsichtig auf.

»Wir gehen. Das würde Tom gefallen, wenn wir in die Hosen machen würden. Wenn Albert Marie-Helène in Ruhe läßt, dann kann uns nichts passieren. Tom und Nadja sind sowieso irgendwo draußen.«

»Das ist gerade das Problem«, sagte William, »wenn er beim Swimmingpool wäre, dann würde er euch rausjagen, bevor es zu einem Skandal kommen könnte.«

»Heute ist Sonntag. Wenn wir die Gesetze der Vereinigten Staaten einhalten, dann kann uns nichts passieren«, sagte Ursula. »Und das bedeutet nur, daß Albert keinen Alkohol mitnimmt. Und jetzt gehen wir.«

84. Schwimmbad.

»Die Ausstattung beeindruckt mich immer wieder«, sagte Albert, als sie aus dem Umkleideraum vorbei an den Vitrinen mit den Tauchausrüstungen und Preßluftflaschen zum Swimmingpool gingen, »die haben hier alles, um Taucherkurse veranstalten zu können. Das ist ein angenehmerer Zeitvertreib, als im Gestein herumzuwühlen.«

»Sollten wir es nicht auch probieren?« fragte Pamela.

»Kein Problem«, antwortete Albert, »ich kann sofort die Ausbildung übernehmen.«

»Das lassen wir lieber sein«, meinte Vittorio. »Es hat keinen Sinn, etwas ohne Genehmigung anzufangen.«

»Glaub' nicht, daß ich mir aus Angst vor ihm in die Hose pinkeln würde«, lachte Albert.

»Nicht aus Angst. Aber deswegen, weil deine Blase wieder voll mit Bier ist.«

Das Licht der Reflektoren, das durch die Glaswand des Schwimmbades drang, glitzerte auf der welligen Wasserfläche des blau gekachelten Swimmingpools und täuschte einfallende Sonnenstrahlen vor.

Marie-Helène, Jane und Paul waren im Wasser. Sie betrachteten die Ankömmlinge mit unverhülltem Mißbehagen.

»Hey«, rief Albert, »wo ist unser Kommandant? Kann er nicht schwimmen oder will er sich nicht vor der Konkurrenz in der Badehose zeigen?«

»Du bist doch für ihn keine Konkurrenz, höchstens im Saufen«, sagte Paul ruhig, »und in diesem Zustand darfst du dein Zimmer überhaupt nicht verlassen.«

»Gerade du bist der Richtige für solche Sprüche. Also spiel jetzt nicht den Klugen«, mischte sich Miguel ein.

»Das mit dem Zimmer betrifft dich auch, Miguel«, sagte Jane.

»Aber, aber, mein Kätzchen, bei deinem Lover stört dich das Saufen doch auch nicht«, meinte Ursula. »Also wozu diese Aufregung?«

»Seid ihr gekommen, um zu schwimmen, oder um zu streiten?« fragte Jane.

»Zum Schwimmen, aber anders als ihr«, grinste Albert und fing an, seine Badehosen abzustreifen, »wir haben nichts zu verbergen.«

»Zieh deine Badehose schnell wieder an«, sagte Paul.

»Warum? Das ist doch nicht verboten. Oder siehst du irgendwo ein Verbotsschild?« Albert drehte sich zu Ursula. »Was sagt ihr dazu?«

»Ich bin dafür«, quiekte Pamela und zog ihren Bikini aus.

Miguel und Ursula folgten ihrem Beispiel.

Jane, Marie-Helène und Paul schwammen zum Rand des Swimmingpools.

»Ihr wollt uns doch nicht so schnell verlassen«, schrie Albert, sprang ins Wasser und näherte sich mit ein paar Schwimmzügen Jane.

»Halte Abstand«, rief Jane.

»Du heißt doch nicht Marie-Helène, also was schreist du?«

Miguel beobachtete die Szene mit sichtlicher Belustigung.

»Albert, paß auf, sonst wird Paulchen böse. Und macht patsch-patsch.«

Jane drehte sich auf den Rücken und wirbelte mit den Beinen. Das Wasser spritzte Albert ins Gesicht. Der packte Janes Beine und hob sie in die Höhe. Janes Kopf ging unter die Wasseroberfläche.

»Und so wird das Spritzen beendet«, sagte Albert zufrieden.

»Noch nicht«, schrie Paul, schwamm auf Albert zu und packte ihn an seinem Zopf. Mit einem Ruck drehte er ihn zu sich und rammte ihm seinen Ellenbogen ins Gesicht. Blut färbte das Wasser. Im gleichen Augenblick, in dem Albert Janes Beine losließ, bekam er von Paul einen Faustschlag ins Gesicht. Er warf sich nach vorne und fing an, nach Paul zu schlagen. Es gelang ihm, Paul am Hals zu fassen und er begann ihn zu würgen.

»Zeig es ihm, zeig es ihm!« schrie Miguel.

Marie-Helène kletterte aus dem Swimmingpool und verschwand im Umkleideraum.

»Marie-Helène ist geflüchtet«, schrie Ursula.

Albert war es gelungen, Pauls Kopf unter Wasser zu drücken.

»Laß ihn ersaufen«, schrie Ursula.

Auch Jane schwang sich aus dem Bassin.

»Jetzt flüchtet auch die andere«, rief Miguel.

Es war ein Irrtum. Jane lief am Rand des Swimmingpools zu den beiden und sprang Albert mit voller Wucht mit den Beinen voraus ins Kreuz. Der schrie vor Schmerzen auf, ließ Pauls Kopf los und fiel flach nach hinten.

»Du farbige Sau«, brüllte Miguel und wollte ins Wasser springen, um Albert zu helfen.

Er konnte seine Bewegung nicht beenden, weil ihn ein Schlag mit einem Baseballschläger, den sich Marie-Helène aus der Umkleidekabine geholt hatte, auf den Kopf traf.

Miguel taumelte und fiel mit blutendem Kopf ins Wasser.

»Du hinterhältiges Miststück, du hast ihn von hinten getötet«, schrie Ursula.

»Und dich von vorne«, antwortete Marie-Helène und schlug Ursula in die Hüfte. Die quiekte nur und fiel hinter Miguel ins Wasser.

Jane und Paul kletterten in der Zwischenzeit aus dem Swimmingpool.

»Also gehen wir, es gefällt mir hier nicht mehr«, sagte Marie-Helène als sie sah, daß ihnen keine Gefahr mehr drohte.

Vittorio, der sich im Hintergrund gehalten hatte, kam zum Bassin und versuchte Albert aus dem Wasser zu ziehen. Mit blutendem Kopf schob Miguel Albert, der leise stöhnte, von unten an.

Die Schlacht war beendet.

»Wir haben sie rausgejagt«, schrie Pamela.

»Das sollten wir im ganzen Bunker machen«, sagte Miguel wütend und hielt sich den Kopf.

Albert lag gestreckt am Boden.

»Dafür wird die Hure noch büßen.«

»Aber dafür haben wir auf der ganzen Linie gewonnen. Das Schwimmbad ist unser«, sagte Pamela, »wenn sie weg sind, dann hole ich dir einen Verband für deinen Kopf.«

Albert kam langsam zu sich und versuchte, sich vorsichtig zu bewegen.

»Komm ins Wasser«, sagte Ursula, »die Wärme wird deinem Rücken guttun.«

Nach einer halben Stunde bemerkte Ursula die Veränderung.

»Ich habe so ein Gefühl, als ob das Wasser immer kälter wird.«

»Diesen Eindruck habe ich auch«, meinte Albert.

»Und die Luft wird auch kälter«, sagte Miguel, »jemand läßt kalte Luft herein.« Das Licht, das durch die Glaswand hereinfiel, wurde schwächer und erlosch.

Im Schwimmbad leuchtete nur das blaue Sicherheitslicht. Vittorio stieg aus dem Wasser und versuchte die Tür zu öffnen.

»Das Bad ist zu«, sagte Vittorio, »wahrscheinlich weiß niemand, daß hier noch jemand ist.«

»Unsinn. Das ist wieder eine absichtliche Schikane von Tom. Mit Sicherheit sind alle zu ihm gelaufen, um zu petzen«, widersprach Ursula.

Albert setzte eine unschuldige Miene auf.

»Aber warum? Ich habe doch die zwei Meter Abstand von Marie-Helène eingehalten.«

»Und Tom wäre verpflichtet gewesen, uns zu sagen, daß hier ein Nacktbadeverbot gilt«, kicherte Pamela.

»Es fing an, lieber Albert, mit deiner Provokation«, sagte Vittorio.

»Was für eine Provokation? Wir sind schließlich im Schwimmbad. Und mit dem Spritzen hat Jane angefangen. Also, was wollt ihr? Der einzige, der provoziert, ist Tom mit seinen Anordnungen. Ich würde ihm am liebsten sein Maul polieren.«

»Du solltest lieber dein Maul halten. Wenn er hier seine Mikrofone hat, dann werden wir wegen dir unnötige Probleme bekommen.«

»Ich lasse mir von niemandem ans Bein pinkeln.«

»Und Paul auch nicht. Wenn du nicht provoziert hättest, dann hätten wir hier auch alleine bleiben können. Die drei wollten sowieso weggehen, als wir uns die Badesachen ausgezogen haben.«

»Hoffentlich fangt ihr beiden jetzt nicht miteinander zu streiten an«, sagte Pamela, »wir wissen doch überhaupt nicht, wie es dazu gekommen ist, daß wir hier eingesperrt wurden. Spätestens beim Abendessen werden sie merken, daß wir fehlen und dann wird die Sache geregelt.«

85. Neues Reglement.

Pamela hatte recht behalten. Nach zwei Stunden Kälte und Dunkelheit ging das Licht an. Die Uhr an der Wand zeigte 19.00 Uhr.

Sie zogen sich schnell an und fuhren nach oben.

Albert zitterte vor unterdrückter Wut und konnte die Begegnung mit Tom nicht erwarten.

Als sie in den Speisesaal kamen, saßen die anderen schon am Tisch. Albert wollte etwas sagen, aber Tom ließ ihn nicht zu Worte kommen.

»Diesmal bleibt es bei der kurzen Strafe, weil es die drei mit euch selbst geregelt hatten. Das nächste Mal werde ich euch alle einsperren. Und ich will keine Diskussionen darüber hören, wer es und warum er es verursacht hat und wer nicht.«

Albert bewegte sich drohend auf Tom zu.

»Und jetzt alle hinsetzen«, bellte Tom.

»Was erlaubst du dir eigentlich«, schrie Albert, »so einen langen Schwanz hast du nicht, daß du mich anpinkeln kannst.«

Tom stand auf und in seiner Hand hatte er eine 9 mm Beretta, mit der er Albert zwischen die Beine zielte.

»Und du wirst bald gar keinen haben!«

Albert machte noch einen Schritt.

Tom schoß ohne zu zögern.

Albert schrie auf und faßte sich in den Schritt.

Das Projektil schoß mit einem Knall durch den Abfallkorb neben Albert.

»Schrei nicht, es ist dir nichts passiert. Der erste Schuß war die letzte Warnung. Den zweiten bekommst du in die Eier. Und jetzt setzen! Sonst wirst du mit einem Schlauch urinieren. Und den wird dir Marie-Helène einführen müssen. Darauf kannst du dich schon jetzt freuen.«

Albert setzte sich vorsichtig auf seinen Stuhl.

»So werden Probleme nicht gelöst«, sagte William erleichtert, »Strafe muß der Schuld entsprechen, aber kein Kommandant darf sich wie ein wild gewordener Cowboy im Wilden Westen benehmen.«

»Ich glaube, daß es die mildeste Bestrafung war, die ich anwenden konnte. Wenn jemand in Zukunft jemanden belästigen, unterdrücken oder beleidigen wird, dann bekommt er keinen Hausarrest, sondern wird gleich in eine Zelle mit Gittern gesperrt. Und für einen Aufstand gegen den Kommandanten gilt in den Vereinigten Staaten das Todesurteil. Das weißt du selbst.«

Tom blickte in die Runde. Alle schwiegen. Dann meldete sich William zu Wort.

»Ich möchte dir eine Lösung vorschlagen, damit sich solche Vorfälle nicht mehr wiederholen können.«

»Ich höre«, sagte Tom.

»Wir sind praktisch nach dem ersten Streit für die Arbeit in zwei unabhängige Gruppen aufgeteilt worden, damit es während der Arbeit nicht erneut zum Streit kommt. Aber das genügt nicht. Manche Menschen haben gegeneinander eine unüberwindbare Aversion. Und wenn sie aufeinandertreffen, dann gipfelt es in eine Aggression. Zuerst in eine verbale und dann in eine physische.«

»Hauptsächlich unter Alkoholeinfluß. Soll ich Alkohol verbieten?«

»Das hilft nicht. Das Problem ist eine latente Aversion und die kann aus unbedeutenden Gründen manifest werden.«

»Das ist ein bekanntes Phänomen.«

»Und damit wir diesem Phänomen aus dem Wege gehen, wäre eine totale Teilung der Gruppe die beste Lösung. Darüber haben wir uns mit den anderen schon einige Male unterhalten. Da wir während der Arbeit schon geteilt sind, könnten wir auch unsere Wohnbereiche trennen. Wir sind Zivilisten. Uns gefällt deine militärische Führung nicht. Auch wir wollen den Bunker verlassen. Aber dabei wollen wir nach unseren Vorstellungen leben und nicht Militär spielen und Befehle befolgen.«

»Wie stellt ihr euch das vor?«

»Wir wollen weniger arbeiten. Wir wollen uns mehr amüsieren. Wir wollen länger schlafen. Wir wollen nicht nach einem Plan leben. Und das können wir unter deiner Führung nicht.«

»Das mit Sicherheit nicht«, grinste Tom, »also weiter.«

»Gib uns eine Ebene zur Disposition. Nur für uns. Wir wollen uns alleine um uns kümmern. Und unsere Freizeit und die Arbeit selbst einteilen. Wir nerven uns im Moment nur gegenseitig und in unserer eigenen Gruppe würde das nicht mehr passieren.«

»Wie stellt ihr euch das Verlassen von Rubicon vor?«

»Auf jeden Fall durch den Notausgang. Wenn nicht in einem Monat, dann in zwei oder drei. Aber es muß uns Spaß machen. Je nachdem, worauf wir Lust haben.«

»Das kann bei eurem Tempo auch länger dauern.«

»In dem Falle verlaßt ihr den Bunker vor uns. Und dann könnt ihr für uns Hilfe von außen organisieren. Und selbstverständlich erwarten wir, daß du uns den ganzen Bunker übergibst.«

Tom schlug einen dienstlichen Ton an.

»O.K. Ich sehe, daß es sich um eine vorbereitete Aktion handelt. Also müssen wir keine Zeit mit langen Diskussionen verbringen. Aber zu allem, was ihr vorschlagt, kann ich nur unter folgenden Bedingungen zustimmen. Erstens: es handelt sich um eine vorläufige und jederzeit widerrufbare Erlaubnis zu selbständigem Leben auf einer anderen Ebene und wird als Test für das Überleben in extremen Bedingungen eingestuft. Zweitens: auch in den euch zur Verfügung gestellten Räumlichkeiten gelten die Gesetze der Vereinigten Staaten mit allen daraus resultierenden Folgen. Drittens: es muß für das Dienstprotokoll abgestimmt werden. Das wäre alles.«

»Moment«, Kate sprang auf und stellte sich in Habtachtposition, »Sir, bevor die Abstimmung beginnt, bitte ich Sie um die Entlassung aus der Armee.«

Tom stand ohne mit der Wimper zu zucken auf.

»Leutnant Hall. Ihrem Ersuchen wird am heutigen Tag um 19.35 Uhr entsprochen. Ich danke Ihnen für Ihre einwandfreie Zusammenarbeit.«

Tom gab ihr die Hand und beide salutierten gegenseitig.

»Hurra. Wir stimmen ab«, schrie Ursula.

»Noch eine Kleinigkeit«, sagte Tom, »die andere Ebene ist nicht so luxuriös eingerichtet wie die Ebene Zero. Das ist alles.«

»Und sonst haben wir dort alles? Auch einen Supermarkt?«

»Nein. In der Ebene drei gibt es nur Automaten. Zum Einkaufen müßt ihr nach Anmeldung in die Ebene Zero kommen.«

»Aber sonst können wir dort machen, was wir wollen?«

»Alles, was im Einklang mit den Gesetzen der Vereinigten Staaten steht. Eure Zimmer und alle Einrichtungen könnt ihr als euren Privatbereich betrachten. Der Tunnel gehört nicht dazu.«

»Wir stimmen ab«, sagte William und hob die Hand. »Wer ist dafür, daß wir unter diesen Bedingungen in die Ebene 3 umziehen?«

Vittorio, Miguel, Albert, Ursula, Pamela, Kate und zur allgemeinen Überraschung auch Nadja hoben die Hände.

»Du auch?« fragte ungläubig Kate.

»Selbstverständlich.«

»Also das werden wir gleich feiern«, jauchzte Albert.

»Erst morgen auf eurer Ebene«, sagte Tom trocken, »hier gelten weiter alle Vorschriften. Sonst kommst du in dein neues Heim erst dann, wenn ich dich aus der Zelle hinauslasse.«

»Also dann packen wir gleich. Ich kann es nicht erwarten, daß dieses Kommandieren endlich aufhört.«

»O.K.«, sagte Tom. »So werden wir uns beim Frühstück nicht mehr sehen. Ich wünsche euch allen viel Glück. Ich veranlasse sofort im Rechenzentrum die Übergabe der Ebene 3. Alle Daten, die ihr braucht, habt ihr im Rechenzentrum in eurer Ebene. Kate kennt sich aus. Der Zutritt zu den anderen Ebenen ist für euch gesperrt. Dazu müßt ihr euch bei uns anmelden.«

»Aber für den Sexroom müssen wir uns nicht anmelden, oder?« fragte Pamela.

»Nein. Der ist frei zugänglich«, antwortete Tom.
»Warum interessiert dich das? Den wirst du mit Sicherheit nicht brauchen?« meinte Albert.
»Man weiß nie. Vielleicht werde ich ihn ausprobieren wollen, wenn er schon da ist.«
»Also, das ist alles«, sagte Tom, »jetzt könnt ihr packen gehen. Und vergeßt nicht den Einkauf. Sonst seid ihr schon morgen wieder hier.«

86. Ebene 3.

Die zweite Gruppe stand im Speisesaal der dritten Ebene und beobachtete mit gewissem Unbehagen ihr neues Domizil.

»Also das ist aber ein Saal«, sagte Pamela enttäuscht.
»Er ist auch für mehr Menschen gedacht«, beschwichtigte William.
Ursula betrat die Küche.
»Die Küche paßt genau zu den Ausmaßen des Speisesaales. Hier werde ich mich ganz verloren fühlen.«
»Wir können uns doch im Zimmer kochen, oder?« fragte Pamela.
»Dazu mußt du dir aus dem Ausrüstungslager einen Kocher holen«, antwortete Kate, »diese Zimmer hier haben keine Küche.«
»Deinen Kaffee kannst du dir auch in der Küche machen«, meinte Albert, »so weit ist es doch nicht.«
»Machen kann ich alles. Nur so bequem ist es nicht«, sagte Pamela leicht gereizt, »und bevor ich auspacke, möchte ich noch unsere neuen Zimmer sehen.«
»Die sind doch alle gleich.«
»Das werden wir ja sehen.«
Die Zimmer waren erheblich größer als in der Ebene Zero. In jedem waren zwei Betten, zwei Sofas, ein Tisch mit vier bequemen Sesseln, ein Fernseher mit Abspiegelgeräten und vier Schränke. Im Bad waren neben einer Dusche auch zwei Waschbecken. Auch eine separate Toilette war vorhanden.
»Bei den Wohnräumen der Mannschaft wurde nicht gespart«, sagte William erleichtert, »die sind o.k.«
»Das ist doch für zwei Personen«, meinte Ursula.
»Normalerweise ja. In Ausnahmefällen sogar für vier. Aber wir haben jeder ein Zimmer für sich«, erklärte Kate.
»Wenigstens das«, sagte Pamela beruhigt, »aber oben gefiel es mir besser.«
»Uns auch«, meinte Miguel, »aber hier sind wir frei.«

87. Iglu.

Tom lag in seinem großen Schlafsack und beobachtete durch die offene Tür den Himmel.

Dann hörte er das Knirschen des überfrorenen Schnees.

Er kroch aus dem Schlafsack. Aus seinem Kopfkissen formte er etwas, das wie ein Kopf aussehen sollte und ging neben der Tür in Deckung.

Vorsichtige Schritte näherten sich dem Iglu. Eine Gestalt schlich hinein, bückte sich neben den Schlafsack und streckte die Hände zu dem, was sie für Toms Kopf hielt.

Tom wartete gespannt, was weiter geschehen würde.

Nadja berührte das Kopfkissen.

»Tom«, platzte sie erschreckt heraus, »Tom, wo bist du?«

»Nadja«, flüsterte Tom.

Nadja drehte sich um. Sie sah Tom, sprang ihm in die Arme und fiel ihm um den Hals.

»Tom, du hast mich erschreckt.«

»Du hast mich aber auch erschreckt. Wo warst du so lange?«

»Ich wollte, daß du Angst bekommst, daß ich mit den anderen weggehe. Habe ich dich erschreckt?«

»Selbstverständlich.«

»Und du sollst ein wild gewordener Cowboy sein?«

»Du hast doch gesehen, wie schön ich schießen kann.«

»Das schon, aber du bist sowieso ein schöner Rüpel. Ich hätte nie gedacht, daß du so vulgär sein kannst.«

»Aber die Wirkung war einwandfrei. Ich glaube, daß Albert noch vor dem Verlassen unserer Ebene die Unterwäsche wechseln mußte.«

»Und darauf bist du wie immer auch noch stolz. Hast du seinen Blick gesehen? Der haßt dich bis in den Tod. Aber ich habe dir das Theater sowieso nicht geglaubt.«

Nadja machte eine Pause.

»Was für ein Theater?« fragte Tom und schaute sie mit gespielter Überraschung an.

»Das mit dem Cowboy. Und daß du dich plötzlich entschieden hast, ihnen eine andere Etage zur Verfügung zu stellen. Das hast du schon im voraus durchdacht. Damit du sie elegant loswirst. Das hast du geplant. Und es ist dir gelungen.«

»Und das gefällt dir nicht?«

»Es gefällt mir. Aber jetzt will ich in den Schlafsack.«

Im Schlafsack schmiegte sie sich an ihn.

»Hast du Angst gehabt, daß ich mit den anderen in die andere Etage gehen würde?«

»Nein.«

»Gib nicht so an. Ich weiß es bestimmt. Du hast Angst gehabt.«

»Warum? Marie-Helène ist doch ein schönes Mädchen.«

Nadja schob ihn zur Seite.

»Wo hast du die Pistole?«

»Warum?«

»Damit ich dich erschießen kann.«

»Gnade. Ich werde es niemals mehr sagen.«

Nadja schmiegte sich wieder an ihn.

»Also werde ich dir vergeben.«

»Und warum hast du mit ihnen gestimmt?«

»Damit sie mehr Stimmen haben. Weil ich mir gewünscht habe, daß sie endlich zum Teufel gehen. Ich habe keine Lust mehr gehabt, auf dich ständig aufzupassen.«

»Ich habe es gesehen.«

»Was hast du gesehen?«

»Wie du den Teller in die Hand genommen hast. Und von mir erzählst du, daß ich ein wild gewordener Cowboy bin. Hättest du ihn auch geschmissen?«
»Klar. Aber mit einer abgehauenen Kante.«
»Also muß ich mich vor dir in acht nehmen.«
»Das auf jeden Fall.«
»Auch jetzt?«
Sie rollte sich auf ihn.
»Gerade jetzt.«

88. Einweihungsfeier in der Ebene 3.

Im Speisesaal der Ebene 3 stand auf dem Tisch eine ganze Batterie von Flaschen. Die abtrünnige Gruppe, bis auf Kate und William, feierte ihre neu erworbene absolute Freiheit.

»Das war ein Streß mit dem Umzug«, sagte Ursula und blies genüßlich den Zigarettenrauch in die Höhe, »aber es hat sich gelohnt.«

»Alles was fällig ist, muß man gleich machen. Sonst wird daraus nichts«, sagte Miguel mit vor Alkohol glänzenden Augen.

Ursula nahm einen großen Schluck aus ihrem Whiskyglas und wartete auf das, was noch kommen würde.

»Wie bei dem Ausziehpoker«, fügte Miguel hinzu.

»Das war doch sehr zufriedenstellend«, sagte Ursula, »nur dir ist es mit Pamela nicht gelungen.«

»Also ein Grund, daß wir es wiederholen sollten«, kicherte Pamela und hob ihr Glas, »ich bin dafür.«

»O.K.«, stimmte Albert zu, »wo sind die Karten?«

»Ist das nicht überflüssig?« fragte Vittorio. »Wir alle haben schon genug getrunken und das wäre nur ein Zeitverlust.«

»Also du glaubst, daß wir uns gleich ausziehen sollen?« fragte Pamela unschuldig.

»Ich glaube, daß es nicht darum geht, daß wir uns nur nackt anschauen«, meinte Miguel, und die Beule in seinem Overall wurde größer, »wir sind hier drei zu zwei, also werden wir uns sowieso arrangieren müssen.«

»Du denkst an den Sexroom?« fragte Vittorio.

»Blödsinn. Wir werden es alle zusammen machen.«

»Wird uns hier nicht kalt werden?« fragte Ursula, die die Lage nur spannender machen wollte. »Sollten wir es nicht auf morgen verschieben?«

»Du weißt doch, wie das mit den fälligen Sachen ist, die man nicht gleich durchführt. Abgesehen davon läuft bei mir schon die Heizung auf vollen Touren«, sagte Miguel.

»Das könnte sehr schön sein«, pflichtete Vittorio ihm bei, »ich bin dafür.«

»Und du?« fragte Ursula Pamela.

»Das ist eine ausgezeichnete Idee«, sagte Pamela und schaute auf Albert, »und wann?«

»Wir treffen uns in zehn Minuten bei mir«, sagte Miguel, »morgen machen wir uns einen freien Tag, damit wir die Trennung von Tom verschmerzen können. Und jetzt werden wir endlich das Ende der Welt gebühlich feiern.«

Als Pamela in Miguels Zimmer kam, sah sie, daß Miguel und Vittorio schon nackt mit Ursula auf dem Bett lagen. Pamela kannte diese Position, auch Sandwich genannt, gut.

Vittorio und Ursula lagen seitlich mit den Gesichtern zueinander. Miguel lag hinter Ursula und quetschte mit beiden Händen ihre dicken Titten.

Nach den langsamen Bewegungen hatte Pamela erkannt, daß sie erst am Anfang ihrer Spielchen waren.

Miguel hob den Kopf und erblickte die ankommende Pamela. Sie lachte ihn an, kam näher und fing an, sich langsam auszuziehen.

Zuerst den Overall bis zur Taille. Darunter war sie nackt. Dann rollte sie den Overall herunter und stieg heraus.

Dabei bemerkte sie, daß sich Miguels Bewegungen an Ursulas Hinterteil beschleunigten. Aber Striptease war nicht Pamelas Absicht. Sie wollte sich am Spiel beteiligen. Pamela stellte sich zum Bett. Sie streichelte Miguels Bauch und nahm sein geschwollenes Glied, das er zwischen Ursulas mächtigen Arschbacken rieb, in die Hand. Miguel setzte sich auf die Bettkante, packte Pamela mit beiden Händen am Arsch und preßte seinen Mund auf ihre Möse. Pamela hob ein Bein aufs Bett und drückte seinen Kopf zwischen ihre Schenkel.

Nach einer Weile schob sie ihn leicht zurück. Miguel stand langsam auf und preßte sein Glied auf ihren Bauch. Er ließ ihren Hintern nicht los und bewegte sich mit ihr zum Tisch. Er hob sie auf den Tisch. Pamela rutschte mit gespreizten Beinen zur Tischkante. Miguel hielt sie mit einem Arm um die Taille, damit sie ihm nicht wegrutschte. Mit der anderen Hand schob er seinen geschwollenen Schwanz in ihre feuchte Möse und fing an zu ficken.

Albert kam herein.

Ursula drehte Vittorio auf den Rücken, setzte sich über ihn, steckte sich sein aufrecht stehendes Glied zwischen die Beine und begann zu reiten. Ihre schweren Brüste hüpfen rauf und runter. Vittorio begann zu stöhnen und krallte seine Finger in ihren Hintern. Dann verdrehte er die Augen und blieb tief atmend liegen.

Albert zog sich mit ungeduldigen Bewegungen aus. Sein erigierter Schwanz schlüpfte aus der Hose. Ursula winkte ihm zu.

89. Frühstück der ersten Gruppe.

Die ersten Sonnenstrahlen beleuchteten das Glasdach des Iglu. Nadja öffnete die Augen. Sie schlüpfte vorsichtig aus Toms Umarmung und kroch langsam aus dem Schlafsack. Tom beobachtete sie unauffällig mit halb geschlossenen Augen.

»Wohin gehst du?« fragte er, als sie zur Tür ging.

»Das Frühstück machen. Es ist schon fast neun Uhr.«

Sie fuhr mit dem Aufzug hinunter und war nicht sehr überrascht, als sie bemerkte, daß das Licht in der Küche brannte.

Marie-Helène bereitete das Frühstück vor.

»Hi«, sagte Nadja.

»Hi«, lachte Marie-Helène sie an, »du hast doch heute keinen Dienst.«

»Du auch nicht.«

»Also übernehmen wir traditionsgemäß diese Rollen?«

»Für manche Leute mache ich es gerne.«

»Als eine gute Hausfrau?« wollte Marie-Helène wissen.

»Als ein guter Kumpel.«

Die Tür öffnete sich.

»Der Kaffee riecht schon durch den ganzen Korridor. Ihr seid für mich zu schnell gewesen.«

»Was machst du hier?«

»Das Gleiche wie ihr beide. Ich wollte für euch das Frühstück vorbereiten.«

»Das ist ein Gag. Drei kochen für zwei«, sagte Marie-Helène, »werden wir daraus eine ständige Einrichtung machen?«

»Das ist keine schlechte Idee. Wir machen daraus ein Damenkränzchen. So können wir alle Frauenprobleme besprechen«, meinte Jane.

Nadja hob die Hand.

»Ich habe einen Gegenvorschlag.«

»Sprich.«

»Es ist so ausgegangen, daß wir zwei Männer für drei Frauen haben.«

»Und weiter?«

»Ich denke, wir sollten uns einen gemeinsamen Schlafraum einrichten«, sagte Nadja. Als sie die überraschten Blicke der beiden sah, sprach sie schnell weiter, »also nur für uns. Und dort werden wir von Zeit zu Zeit zusammen schlafen. Damit wir uns vor dem Schlafen ungestört unterhalten können. Nur so, unter uns. Ich finde es keine kameradschaftliche Lösung, wenn Jane und ich hier unsere Flitterwochen feiern und Marie-Helène sich alleine langweilt.«

»Warum sollte ich mich langweilen? Wir haben den ganzen Tag zu tun.«

»Es ist mein Vorschlag, und ich wäre froh, wenn ich ihn durchsetzen könnte.«

»Ich bin dafür«, sagte Jane.

»Ich werde mir es noch überlegen«, sagte Marie-Helène, »vergeßt nicht, daß wir hier auch einen Sexroom haben.«

»Deshalb machen wir es doch. Damit du uns erzählen kannst, wie es war. Und zweitens ist es auch für die Männer gut, wenn wir alle unsere Freiräume haben.«

90. Vorbereitungen zum Verlassen des Rubicons.

Wenn es das Wetter erlaubte, bereiteten Tom, Nadja und Marie-Helène die Abstiegsstraße im Fels vor. Es handelte sich dabei um eine schwierige winterliche Expedition im Hochgebirge. Sie mußten traversieren, um auf die nächste Bergkette zu kommen, damit sie ein einfacheres Terrain erreichten. Das bedeutete: Haken einschlagen, feste Seile ziehen und Proviant transportieren.

Bei schlechtem Wetter arbeiteten alle zusammen an der Konstruktion des Ballons. Das Zusammennähen der Ballonhaut mit den Nähmaschinen, die sie in den Flughafen gebracht hatten, übernahmen Nadja und Jane. Paul und Marie-Helène bauten den Korb. Als Material benutzten sie die Lattenroste der Betten.

Tom machte aus den Enteisungsgeräten einen funktionsfähigen Brenner.

Die Schneeberge um den Rubicon glänzten gestochen scharf und waren zum Greifen nahe.

An diesem Tag organisierte Tom Schießen als Freizeitbeschäftigung. Tom, Paul, Nadja, Jane und Marie-Helène standen auf dem Gipfelplateau. Alle waren bewaffnet.

»So eine majestätische Ruhe. Wollen wir sie wirklich durch unsere Knallerei stören?« fragte Jane.

»Wir müssen«, antwortete Tom, »wenn das Training gutgeht, dann dauert es nicht lange. Nadja fängt an.«

Nadja warf die Coladose, die sie in der Hand hielt, vor sich hin. Dann sprang sie zurück, ging mit einem Schrei in die Hocke, riß die Arme hoch und feuerte beidhändig das ganze Magazin auf die Dose. Braune Flüssigkeit spritzte in den weißen Schnee.

»O.K.«, sagte Tom, »du hast es hinter dir.«

»Schade um den schönen Schnee«, meinte Jane, »ich bevorzuge eine Zielscheibe.«

Nadja ging nach vorne, hob die Dose auf und schob frischen Schnee auf den braunen Fleck.

»Ich auch«, sagte sie, »aber das ist eine andere Art des Schießens.«

»Ja. Schießen auf Menschen,« sagte Jane, »es gibt keine Menschen mehr, wir können von neuem anfangen und den Neuanfang bereiten wir seltsamerweise mit Schießübungen vor.«

»Nur keine Ironie«, wehrte Tom ab, »du hast doch gesehen, daß es sogar in unserer kleinen Gruppe Probleme gab. Und wenn du nicht willst, daß das Recht des Stärkeren gilt, dann müssen alle gleich stark sein. Und weil wir von Natur aus verschieden stark sind, müssen wir es ausgleichen.«

»Ist das nicht bei dir nur die berühmte amerikanische Waffenliebe?« fragte Jane.

»Es ist ein Ausdruck der Freiheit«, antwortete Tom, »im alten Rom galt es, daß nur Sklaven keine Waffen tragen dürfen.«

»Ich bin dafür, daß wir mit den Schießübungen weitermachen. Wenn wir später nicht schießen müssen, dann ist es nur gut«, sagte Marie Helène.

Paul und Tom stellten fünf Zielscheiben in ungefähr fünfundzwanzig Meter Entfernung auf.

»Tom fängt an. Und bitte kein Cowboyschießen«, sagte Jane.

»Und wie soll das ausschauen?« fragte Tom.

»Nicht nur so herumballern, sondern auf die Scheibe schießen«, meinte Jane und zog mit der Ferse eine Linie in den Schnee, »und alle von hier.«

Tom stellte sich an die Linie und lud durch.

Jane hob das Fernglas, um die Zielscheibe zu beobachten.

»Feuer frei«, rief Nadja.

Tom hob die Waffe und schoß fünfmal hintereinander.

»So gut wie Nadja warst du nicht«, sagte Jane mit dem Feldstecher an den Augen, »nur ein Treffer.«

»Schau dir die anderen Scheiben an«, meinte Nadja, »Tom wollte sich wieder aufführen.«

In jeder Scheibe war im schwarzen Bereich ein Einschußloch.

»Sag mal, was machst du eigentlich in der Sahara?« fragte Jane Tom, »bist du dort unterwegs mit einem Zirkus als Zauberschütze?«

Tom grinste sie an.

»Ich habe nur versucht, meinen Minderwertigkeitskomplex, den ich nach Nadjas Vorstellung bekommen habe, zu verkleinern.«

»An deine Minderwertigkeitskomplexe glaubt doch keiner. Hast du in deiner Raumkapsel täglich trainiert?« fragte Nadja.

»Nein. Aber bei München gibt es eine sehr schöne Schießstätte. Teilweise unter freiem Himmel. Und dort ging ich zum Schießen.«

»Du kannst dort doch nicht den anderen in die Scheiben schießen«, meinte Marie-Helène.

»Habe ich auch nicht getan. Dort war ein prächtiger Kerl als Schützenmeister. Der beste Schütze in der ganzen Gegend. Ich kam vor den anderen zum Training und war alleine am Schießstand. Dann habe ich alle Bahnen für mich gehabt. Und das ganze Magazin auf einmal leergeschossen. Fünfzehn Schuß. «

»Und warum gehst du eigentlich zum Schießen? Du kannst es doch?« fragte Marie-Helène.

»Weil ich gerne eine Waffe in der Hand spüre. Und weil ich den Geruch mag, wenn ich durch den Rauch zu den Zielscheiben gehe. Aber nur, wenn ich alleine am Schießstand sein kann. Und jetzt fangen wir endlich an«, sagte Tom, »die Theorie ist einfach. Zuerst mußt du eine Waffe haben, die dir so in der Hand liegt, daß es Freude macht, sie zu halten. Also, wie ein Teil von dir ist. Das betrifft den Griff. Und dann darf sie nur so schwer sein, daß das Hantieren mit ihr angenehm ist. Der Rest ist einfach. Du mußt die Verbindung zwischen Auge, Laufrichtung und Ziel herstellen. Das Ideale ist, die Waffe so zu beherrschen, daß du die Laufrichtung im Gefühl hast. Und du mußt gerne schießen. Die einen trainieren auf Präzision. Langes Zielen, ein Schuß. Die anderen wieder auf Schnelligkeit. Mehrere Schüsse, einer trifft.«

91. Küche der Ebene 3.

Als Albert in die Küche kam, goß Ursula Kaffee in ihre Tasse ein. Sein Glied bildete mit seiner Pyjamahose eine Pyramide in horizontaler Lage.

»Guten Morgen, Liebling«, sagte er.

»Guten Morgen«, antwortete Ursula ohne sich umzudrehen.

Albert trat von hinten zu ihr, umarmte sie über die Brüste und drückte sich an sie.

»Spürst du, was wir da haben?« fragte er zärtlich.

»Hauptsächlich rieche ich Alkohol. Und jetzt laß mich sofort los, sonst vergieße ich noch meinen Kaffee.

»Und hast du keine Lust auf eine kleine Pause?« fragte er mit belegter Stimme.

»Keine.«

»Kann ich dich nicht überzeugen?«
»Laß das«, sagte sie entschieden, »darauf habe ich jetzt überhaupt keine Lust.«
»Und wann hast du wieder Lust?« bettelte Albert.
»Vielleicht, wenn du nüchtern bist, aber du wirst schon warten müssen, bis ich Lust habe. Der ständige Sex geht mir auf die Nerven.«
»Ich kann nichts dafür, daß ich ständig Lust habe.«
»Geil dich nicht ständig mit den blöden Pornofilmen auf, dann bleibst du ruhig. Und spar dir deine Energie für den Tunnel.«
Ursula ging in den Speisesaal und setzte sich an den Tisch. Sie trank einen kleinen Schluck und zündete sich eine Zigarette an.
Albert blieb in der Tür stehen.
»Am Anfang warst du erheblich besser.«
»Aber jetzt habe ich vorläufig genug.«
Vittorio kam in den Speisesaal und erkannte die Lage auf den ersten Blick, was nicht schwer war. Ursula hatte einen ablehnenden Gesichtsausdruck und Alberts Gesicht schwankte zwischen »Sauersein« und Wut.
»Bon giorno a tutti«, sagte er lächelnd.
»Morgen«, antwortete Ursula, »heißes Wasser ist in der Küche, wenn du frischen Kaffee willst.«
Vittorio kam mit einer Tasse heißen Kaffee zurück und setzte sich Ursula gegenüber. Er stach mit dem Messer in den geschnittenen Lunchmeat und legte sich ein paar Scheiben auf den Teller.
»Und was ist mit dir«, fragte er Albert, der sich an der Wand anlehnte, »du frühstückst heute nicht?«
»Ich hatte Lust auf etwas anderes.«
»Das sehe ich dir an, außerdem habe ich auch gehört, wie du an Pamelas Tür schlugst.«
Ursula blickte provokativ zu Albert.
»Also bei ihr ist es dir auch nicht gelungen.«
»Wahrscheinlich fickt sie gerade mit Miguel«, sagte Albert sauer.
»Kaum«, meinte Vittorio, »der schlug schon vor dir an ihre Tür. Auch vergeblich.«
»Also du spionierst, was?«
»Eigentlich nicht. Aber ihr zwei macht es so unauffällig, daß man es nicht überhören kann.«
»Wozu haben wir die Weiber hier? Es klappt nichts mehr.«
»Du lebst in irgendeinem Irrtum«, meinte Ursula trocken. »Dafür, daß dir ein Weib ständig zur Verfügung steht, mußt du dir eine Hure bezahlen, oder einen Harem haben. Oder sie muß dich so lieben, daß sie es mit dir macht, auch wenn sie keine Lust hat; einfach nur, um dir Freude zu machen.«
»Und in welche Kategorie gehörst du?«
»Auf keinen Fall in die, in der mich jeder stinkende, ungewaschene Kerl, nur weil er sich mit Pornos aufgegeilt hat, flachlegen kann.«
»Pornos, die sind ja eigentlich eine Vorlage zur Masturbation«, meinte Vittorio.
»Ich glaube nicht«, sagte Albert mit steigender Wut, »daß du dich einmischen solltest. Und stichele nicht.«
»Das ist meine Ansicht von Pornos«, antwortete Vittorio.
»Dann behalte sie für dich«, fuhr ihn Albert an.

»Und du belästige mich nicht beim Frühstück mit deinem Lamentieren«, erhöhte Vittorio die Stimme und zeigte auf ihn mit dem Messer, »kapiert? Wenn Ursula nichts mit dir zu tun haben will, dann laß sie in Ruhe.«

»Wenn sie am Anfang konnte, dann kann sie jetzt auch.«

»Da irrst du dich gewaltig.«

»Wieso? Du willst, daß sie nur mit dir rammelt?«

»Das wäre vielleicht nicht die schlechteste Idee. Aber was dich betrifft, nimm dir irgendwelche Beruhigungspillen. Belästigung der Frauen ist gegen die Gesetze der Vereinigten Staaten und die gelten, wie es Tom gesagt hat, auch in dieser Ebene. Sei froh, daß wir sie bekommen haben und provoziere ihn nicht, damit er sie uns nicht wegnimmt.«

Die Tür ging auf und Miguel torkelte herein. Dann plumpste er in den Stuhl neben Ursula.

»Wie wär's mit einer Runde Sex? Es könnte dir gefallen. Drei zu eins.«

»Nur zwei zu eins«, sagte Albert, »Vittorio hält heute kluge Reden. Wahrscheinlich kriegt er keinen hoch.«

»Ich glaube, ihr solltet mit dem Saufen aufhören. Sonst bekommt ihr Probleme«, sagte Ursula.

»Mit wem?« wollte Miguel wissen.

»Mit uns. Und vielleicht bleibt ihr alleine hier.« Ursula stand auf und verließ den Speisesaal.

»Ursula hat recht«, meinte Vittorio, »ihr solltet wirklich mit der Sauferei aufhören.«

»Vittorio ist so klug, weil er etwas mit der Niere hat. Oder mit der Leber«, grinste Albert.

»Unsinn. Aber ich will weg aus dem Rubicon und ihr beide wollt nur saufen und rammeln.«

»Dann hol dir eine Schaufel und wühle im Gestein.«

»Das ist besser, als eurem Geschwätz zuzuhören.«

Vittorio verließ den Speisesaal und die beiden verstummten.

Nach einer Weile erschien Kate.

»Wieso seid ihr alleine hier? Wo sind die anderen?«

»Die wollen mit uns nicht zusammensein. Sie kommen sich als etwas Besseres vor«, sagte Miguel mit schwerer Zunge.

Als Kate an ihm vorbei in die Küche gehen wollte, versuchte er ihren Po zu betatschen. Sie hatte etwas Ähnliches erwartet und verdrehte ihm blitzschnell den Arm. Miguel schrie gellend vor Schmerz auf und ließ sich auf den Boden fallen.

»Noch einmal und ich breche ihn dir«, sagte sie ruhig. »Ich gehe mit den anderen in den Tunnel. Ihr bleibt hier und macht Küchendienst. Und keine Sauferei. Klar?«

92. Im Tunnel.

Die Arbeiten im Tunnel gingen nur langsam voran.

»Es zieht sich«, sagte Pamela, »es ist nicht praktisch, wenn zwei Männer in der Küche sind.«

»Ein Besoffener steht nur im Weg«, antwortete Kate, »für uns ist wichtig, daß uns jeder Meter im Tunnel, den wir von den Steinen befreien, näher zum Ausgang bringt. Und hinaus kommen wir früher oder später sowieso.«

»Und was werden wir mit den beiden machen?« fragte Ursula.

Pamela hob unschlüssig die Schultern.

»Je nachdem, wen und ob wir draußen jemanden finden werden.«

»Das ist noch eine ferne Zukunft«, wendete Ursula ein, »ich habe gemeint, was machen wir mit ihnen jetzt. Solange wir hier sind.«

»Du bist heute auf die beiden nicht gut zu sprechen, was?« fragte William.

»Die fangen an, mir auf den Geist zu gehen. Die glauben, daß wir hier im Bordell sind und nicht in einem Bunker, den wir verlassen wollen.«

»Es ist doch möglich, daß es sie hier zu sehr belastet«, sagte Vittorio versöhnlich, »und sie bauen mit Sex ihre Aggressionen ab. Das machen auch Bonobons. Das ist eine Sorte von Affen, die keine Aggressionen kennen. Statt dessen machen sie Sex.«

»Dann müssen die zwei unter Affen leben, wenn sie mit Sex ihre Aggressionen abbauen. Aber ich werde davon aggressiv und so ist es keine richtige Therapie. Ich habe Sex, wenn ich darauf Lust habe, und nicht als Therapie. Und schon überhaupt nicht als Therapie für jemand anderen.«

»Und was schlägst du vor?« fragte Kate.

»Vorläufig nichts. Ich werde mir die zwei vom Leib halten. Aber du könntest Tom anrufen.«

»Und was soll sie ihm mitteilen?« fragte William belustigt. »Daß dir die Lust am Sex vergangen ist? Na, der wird sich aber wundern.«

»Dann soll er sich wundern«, sagte Kate. »Was soll ich ihm sagen?«

»Ob es möglich wäre, daß wir noch eine Ebene für uns bekommen könnten«, antwortete Ursula fest.

»Für wen?«

»Für mich und jeden außer den zwei anderen.«

»Und wie stellst du dir die Arbeit im Tunnel vor?«

»Die können wir zusammen machen. Aber ich muß sie nicht den ganzen Tag von morgens bis abends um mich haben.«

»Die drehen durch ohne Sex. Und was dann?« fragte William.

»Erstens haben wir da den Sexroom und zweitens können wir Tom fragen, ob er hier irgendwo auf Lager solche aufblasbaren Puppen mit Loch hat«, sagte Ursula.

»Und drittens, sie können uns doch besuchen. Selbstverständlich nur mit unserer Einwilligung«, kicherte Pamela, »nach einer Weile werden sie ganz zahm. Ich bin dafür.«

Ursula schaute sich um.

»Und ihr?«

»Ich mach mit«, sagte Vittorio, »eine Frau bedeutet Gesellschaft. Lauter Männer sind eine unrasierte Horde, die in Pyjamas frühstückt und sich an eigenen Furzen belustigt.«

»Ich bin auch dafür«, meinte Kate.

»Aber es wäre zuerst nur eine Anfrage, oder?« fragte William.

»Ja. Damit wir wissen, was wir für Möglichkeiten haben. Aber wir warten noch ab, wie sich die Situation entwickelt.«

Als Kate mit den anderen am Nachmittag aus dem Tunnel zurückkam, war der Speisesaal aufgeräumt und von der Küche her zog ein Duft von Gulasch.

»Wir möchten uns beide bei euch für heute morgen entschuldigen«, sagte Albert.

»Wir können irgendwie mit alledem nicht so recht fertig werden«, fügte Miguel hinzu.

»Eine schöne Ausrede«, meinte Ursula.

»Laß gut sein. Es ist möglich, daß sie es ehrlich meinen«, sagte Kate, und noch etwas. Wir haben uns darauf geeinigt, daß wir keine blöden sexistischen Bemerkungen akzeptieren werden. Und auf gemeinsamen Wunsch der Damen wird sich zunächst Sex nur im Sexroom abspielen. Alkohol darf nur nach der Arbeit und nur in solchen Mengen getrunken werden, daß sie nicht zum Besäufnis führen.«

»Da hätten wir gleich auf der Ebene Zero mit Tom bleiben können. Bist du mit ihm nicht irgendwie verwandt?« stichelte Albert.

»Das bin ich. Wie ein Soldat mit einem Soldaten. Und das alles habe ich mir nicht selbst ausgedacht. Ich wurde von den anderen beauftragt, daß wir im Wiederholungsfall von Tom verlangen werden, daß er uns eine andere Ebene, in die ihr beide keinen Zutritt haben werdet, zuteilt. Oder wir kehren auf die Ebene Zero zurück.«

»Und wie lange werden diese verschärften Bedingungen gelten?« fragte Miguel.

»So lange, wie es von der Damenbesatzung gewünscht wird.«

93. Letzte Arbeiten am Ballon.

Der Ballon war fertig. Er lag in seiner ganzen Länge vor dem Einflugstor. Jetzt wurden die Halterungen für die Gasflaschen gefertigt. Sie mußten so konstruiert werden, daß man sie, gleich nachdem sie entleert sind, wegwerfen und so den Ballon von unnötigem Ballast befreien konnte.

»In einigen Tagen sind wir mit allem fertig«, sagte Jane, »trotzdem bin ich irgendwie traurig.«

»Warum?« fragte Marie-Helène, »du hast dich doch auf das Verlassen des Bunkers gefreut.«

»Aber wir werden nicht mehr zusammensein«, antwortete Jane, »und wir wissen nicht, was uns draußen erwartet.«

»Das wissen wir. Draußen erwartet uns die ganze Welt.«

»Und wir werden uns bald sehen«, sagte Paul, »wir werden auf einem verschneiten See landen, holen uns bei der ersten Hütte zwei Skidoos. Ihr gebt uns eure Abstiegskoordinaten durch und wir werden euch abholen.«

»Das könnte ein sehr anstrengender Trip werden«, meinte Jane.

»Wieso, wir haben doch Skier und alles Nötige. Wir könnten zum Nordpool laufen«, sagte Marie-Helène, »und im Umkreis von dreißig Kilometern gibt es schon Hotels und Chalets.«

»Nachdem ihr gelandet seid, sehe ich keine Probleme«, meinte Tom, »wir sind doch über Funk in Verbindung.«

»Und was wird aus der zweiten Gruppe?« fragte Jane.

»Ich übergebe William den Rubicon. Und wir werden auch mit ihnen in Funkverbindung bleiben.«

»Etwas stimmt bei ihnen nicht«, sagte Jane, »immer wieder leuchten die Signale am Display auf, daß jemand im Sexroom wartet.«

»Das hat nichts zu bedeuten«, antwortete Paul, »die langweilen sich und machen das als Programmiererweiterung.«

94. Sexroom.

Marie-Helène ging der Sexroom nicht aus dem Kopf. Sie beschloß, ihn bei der ersten Gelegenheit aufzusuchen.

Als das Display anzeigte, daß jemand auf eine Partnerin wartet, zögerte sie nicht, berührte »Zustimmung« und ging zum Aufzug.

Marie-Helène betrat den Sexroom. In der Kabine war ein angenehmes Licht und eine grüne Anzeige signalisierte ihr, daß ihr Partner schon wartete. Marie-Helène ahnte, daß ihr Partner auch ein Signal, daß sie in die Kabine gekommen war, bekommen hatte und wartete gespannt, was folgen würde. Nach einigen Augenblicken drang durch die Öffnung in der Gummiwand ein erigiertes Glied. Als Marie-Helène seine Ausmaße sah, überkam sie eine angenehme Erwartung. Sie nahm es sofort in die Hand, und mit der anderen Hand öffnete sie ihre Hose und ließ sie fallen. Sie trug keinen Slip. Dann drehte sie sich um und stellte sich in die dafür angezeichneten Fußabrisse, stützte sich an der Halterung vor ihr ab und drückte ihren Hintern auf die Gummiwand. Dabei führte sie sein Glied in die Vagina. Erst als sie spürte, wie ihr Partner in sie eindrang, ließ sie es los.

Sie stützte sich auch mit der anderen Hand ab. Ihr Partner begann sich langsam zu bewegen. Marie-Helène auch. Später wurden ihre Bewegungen hektischer. Sie kam schneller als er. Dann beendete er die Nummer mit ungeduldigen Stößen. Marie-Helène blieb noch eine Weile gebückt stehen, bevor sie sich langsam nach vorne bewegte und seinen Schwanz hinausrutschen ließ. Sie war herrlich befriedigt.

Auf dem Display erschien: »Noch einmal?«

Sie lächelte vor sich hin und berührte die Aufschrift »Nein, danke.«.

95. Damenbesprechung.

Nadja, Jane und Marie-Helène saßen im Schnee auf dem Gipfel. Beide lauschten mit großem Interesse dem, was ihnen Marie-Helène berichtete.

»So eine Wand ist eigentlich eine ideale Einrichtung. Du siehst den Kerl nicht, dich interessiert nicht, ob er groß oder klein ist, dich interessiert nur eins: Sein Schwanz. Und wenn du genug hast, berührst du »Nein, danke« am Display und es ist vorbei.

Er wird dich nie sehen, er kann seinen Freunden nicht erzählen, wie du bumst und wie oft er dich gebumst hat, und du hast deine Ruhe. Er kann über dich nicht lästern, wenn du mit ihm nicht schlafen willst, nichts. Eine total private Sache.«

Jane nickte zustimmend.

»Es ist eine ideale Einrichtung, wenn jemand nur puren Sex will. Für jemanden, für den Sex nur eine Notwendigkeit ist. Wenn du dir ihn reinschieben läßt, nur damit du Ruhe hast und damit du dich wieder anderen Sachen widmen kannst, weil du keinen festen Freund willst und keinen One-Night-Stand magst.«

»Deshalb werden immer wieder manche Männer zu Prostituierten gehen«, sagte Nadja, »denn dort gibt es Sex ohne lästige Diskussionen und ohne langes Theater. Einführen, abspritzen und schon hat er wieder einen freien Kopf für das Geschäft. Darum gibt es viele Frauen, die es bei ihren Männern tolerieren, wenn sie es intelligent machen.«

»Aber so ein Sex durch die Gummiwand kann doch nicht gut sein. Befriedigend, das ja. Aber gut nicht. Zu einem wirklich schönen Sex brauchst du mehr«, meinte Jane.

»Du hast vollkommen recht«, erwiderte Marie-Helène, »ich habe in Paris einen idealen Sexfreund. Mit seiner Frau hat es ihm nicht so viel Spaß gemacht, weil sie oft Migräne hatte und drumherum ein Theater machte. Eine feste Freundin wollte er nicht, weil dies Komplikationen mit sich bringt. Und mit den Prostituierten wollte er nichts zu tun haben. Er wollte ein ansehnliches Weib, mit dem er ohne jeden Ballast schön ficken kann. Und ohne Gummi. Ich wußte, daß ich von ihm keine Krankheit bekomme, und er wußte es von mir. So haben wir gebumst wie in den Flitterwochen. Aber ohne Liebeserklärungen. Wir haben uns beide nur befriedigen wollen.«

»Was hat dein Freund gearbeitet?« fragte Nadja.

»Er war Fernsehregisseur.«

»Die haben doch so viele Möglichkeiten.«

»Er wollte keine Komplikationen. Er war ein Workaholic. Er bumste nur, wie er sagte, wenn sein Schwanz so hart wurde, daß er ihn in der Hose gestört hat«, lachte Marie-Helène.

»Er hat dich nur angerufen, und dann habt ihr zusammen diese Störung behoben«, sagte Jane.

»Nicht nur seine, sondern auch meine. Aber am meisten liebte er es, wenn ich als erste anrief. Er sagte immer, wenn er mich am Telefon hört, dann weiß er was kommt und kriegt bereits so eine Erektion, daß er das Lenkrad nicht mehr ordentlich drehen kann. Also mit dem Sexroom kann man das nicht vergleichen. Obwohl ich zugeben muß, daß der Sexroom besser ist als nichts.«

96. Fund.

William legte die Schaufel seines Elektrokarrens auf den Boden und fuhr in die Steine, die den Tunnel versperrten. Er bewegte den Wagen etliche Male hin und her, damit er die Schaufel volladen konnte. Die aufgelockerten Steine fielen herunter. Etwas erweckte seine Aufmerksamkeit. Es war eine kleine Metalltür, die seitlich in die Tunnelwand führte.

Er konnte nichts unternehmen, bevor nicht das angeschwemmte Material weggebracht war und fuhr deshalb zurück.

»Paß auf«, rief er Kate zu, die schon vor dem Eingang in den Rettungstollen mit ihrem Elektrokarren gewartet hatte, »links in der Wand ist eine Tür. Wenn sie freigelegt ist, schauen wir hinein.«

Gleich nach der Ankunft im Korridor, wo Miguel und Albert mit der Verteilung des Schuttes beschäftigt waren, erzählte er ihnen von dieser Neuigkeit.

»Meinst du, daß es einen weiteren Notausgang gibt?« fragte Albert. »Der muß nicht verschüttet sein.«

»So weit ist die Tür noch nicht freigelegt. Aber es ist eine erheblich kleinere Tür«, antwortete William, »und jede Tür muß irgendwohin führen.«

»Das schauen wir uns sofort an«, entschied Miguel. »Wenn die Tür hinausführt, dann könnten wir theoretisch den Bunker sofort verlassen.«

Nach einer halben Stunde war die Tür freigelegt. Sie war nur mit zwei einfachen Riegeln verschlossen.

»Bevor wir sie öffnen, müssen wir Tom informieren«, sagte Kate.

»Erst später«, bestimmte Miguel, »wir sind doch keine Kinder. So würden wir uns nur lächerlich machen. Zuerst schauen wir uns das mal an.«

Albert versuchte den unteren Riegel zu bewegen. Er knirschte, aber er ließ sich öffnen. Der obere Riegel bewegte sich einwandfrei. Miguel öffnete die Tür.

Dahinter war kein Gang, sondern ein Wandschrank. Und dieser war voll mit kleinen Paketen.

Miguel nahm ein Paket heraus.

»Es ist Sprengmaterial«, sagte er.

»Warum sollten sie es hier lagern?« fragte William. »Hier hat ein Munitionsdepot keinen Sinn. Dazu ist der Schrank zu klein.«

»Es könnte Rettungsmaterial sein. Es ist hier deponiert, damit die Menschen hinauskommen, wenn der ganze Bunker verschüttet sein sollte. Als letzte Rettungsmöglichkeit.«

William wich zurück.

»Paß auf, damit es nicht explodiert.«

»Keine Bange«, antwortete Miguel, »die Sprengkapseln sind nicht dabei. Und dann brauchst du noch einen kleinen Sender.«

»Du kennst dich damit aus?«

»Ich war früher auch bei der Armee. Dort hatten wir die gleichen Sachen. Es hat sich nichts verändert.«

Kate holte aus dem Schrank einen kleinen Karton, der auf den ersten Blick anders war, und machte ihn auf.

»Das ist eine eigenartige Stirnlampe«, meinte Albert, »wie funktioniert die?«

»Das ist keine Lampe, sondern wahrscheinlich ein SOS-Signal«, antwortete Miguel.

»Warum soll man es auf dem Kopf tragen?«

»Damit die Retter wissen, wo dein Kopf ist. Oder möchtest du einen Schlag mit der Spitzhacke auf den Schädel bekommen?« fragte Miguel, nahm Kate die Lampe ab und legte sie in den Schrank zurück. Dann schloß er resolut die Tür.

»Jetzt machen wir alles zu und werden weiterarbeiten. Sonst kommen wir nie aus dem Bunker hinaus. Und am Abend holen wir Tom zu uns, der soll sich das anschauen und dann entscheiden, was damit zu tun ist.«

Albert blickte ihn fragend an, aber der entschiedene Ausdruck in Miguels Augen hielt ihn von weiteren Fragen ab.

Als sie beide wieder alleine im Korridor waren sagte Miguel zu Albert: »Mit diesem Sprengmaterial wird uns der ganze Bunker gehören. Wir befördern Tom zur Hölle. Dann gehört der Bunker uns beiden und alle Weiber auch.«

»Und alle Türen schließen sich automatisch und wir werden hier verrecken«, sagte Albert.

»Wir machen sie wieder auf und die Sache ist erledigt.«

»Womit?«

»Du hast doch die Lampen, die Kate als SOS-Sender bezeichnet hat, gesehen.«

»Na und?«

»Diese Lampen sind Sender, die alle Codierungen beinhalten. Mit denen kannst du alle Türen aufmachen. Das soll bei einer akuten Bedrohung ermöglichen, daß sich jeder überall im Bunker bewegen kann.«

»Du vergißt, daß Tom seinen Code immer wieder in den Rechner eingeben muß, damit alles wieder normal funktioniert.«

»Ich glaub' nicht, daß er ihn noch benützt, wenn wir in den unteren Etagen praktisch eingesperrt sind. Und ich habe auch nicht geglaubt, daß er ihn ständig aktiviert hat. Das hat er nur einmalig zur Demonstration der Macht getan.«

»Aber was, wenn nicht?«

»Wir kommen mit den Lampen überall hin. Also mach dir keine Sorgen. Wenn du nicht in die Hose machst, dann gehört der Bunker uns. Und du wirst sehen, wie die Weiber um uns tanzen werden. Und nicht nur die unseren.«

»Du hast eine Sache vergessen.«

»Welche?« fragte Miguel.

»Kate. Die wird es am Abend Tom melden.«

»Dann haben wir noch bis zum Abend Zeit«, sagte Miguel bedeutungsvoll.

»Und William?«

»Keine Sorge. Wenn wir ihm sagen, daß wir Tom in die Luft jagen und den Bunker übernehmen wollen, dann wird er damit einverstanden sein.«

»Aber die anderen wahrscheinlich nicht.«

»Die müssen auch nicht. Uns wird niemand verdächtigen. Wir haben doch keinen Zutritt in die Ebene Zero. Und dort wird die Ladung hochgehen.«

97. Kate.

William lehnte sich an den Elektrokarren. In seiner Hand hielt er ein Mobil.

»Tom. Komm sofort herunter zum Notausgang. Kate hat einen schweren Unfall erlitten.«

»Ich komme. Ende«, ertönte Toms Stimme.

Albert beugte sich zu Miguel.

»Möglich, daß wir die Sprengladungen nicht brauchen werden, Miguel. Aber du mußt mir dabei helfen.«

William erschrak.

»Und sein Code?«

»Wir killen ihn doch nicht gleich. Den wird er uns noch gerne verraten. Und wir haben doch die Lampen.«

»Das wollt ihr riskieren?« fragte er unsicher.
»Auf jeden Fall.«

Sie hörten, wie sich Tom durch den Stollen näherte.
»Also Mut hat er. Das muß man ihm lassen«, flüsterte Miguel.
»Wir werden sehen, wie lange noch«, murrte drohend Albert.
Tom kam in den Tunnel. William, Miguel und Albert standen neben den Karren.
Tom ging ohne ein Wort zu sagen an ihnen vorbei und kniete sich auf den Boden neben Kate.

Sie öffnete die Augen und Tom beugte sich zu ihr.
Albert duckte sich und bereitete sich zum Sprung vor.
In dem Augenblick erklang im Tunnel ein doppeltes Klick-Klack.
Albert erstarrte und drehte langsam den Kopf.
Im dunklen Gang standen zwei Gestalten. Im schwachen Licht glänzten zwei schwarze stählerne, auf ihn gerichtete Läufe.

William preßte sich an die Wand.
Miguel und Albert standen wie eine Barriere vor Tom und Albert wußte, daß Marie-Helène und Nadja bei seiner ersten verdächtigen Bewegung sofort abdrücken würden.

Er blieb reglos stehen und nahm dann unendlich langsam seine ursprüngliche Position ein.

Kate bewegte die Lippen, aber sie konnte nichts sagen. Ihr Brustkorb war zerquetscht und aus ihrem Mund floß Blut. Tom wußte, daß sie am Ende war.

»Grüß Ray«, sagte er ruhig, »und sag ihm, daß ich mir auch gewünscht hätte, so eine außergewöhnliche Frau wie dich zu haben.«

Kate schloß die Augen. Ihr Kopf kippte zur Seite.

Tom stand auf und salutierte mit versteinertem Gesicht.

Dann drehte er sich um.

»Wie ist das passiert?«

»Das Gaspedal ist hängengeblieben«, sagte Miguel, »der Wagen hat sie an die Wand gedrückt.«

Tom beobachtete ihn mit kalten Augen.

»Was hast du auf dem Wagen gesucht? Männer sollen Schutt schaufeln.«

»Kate wollte nicht sitzen. Sie hatte Rückenschmerzen. Ich habe mit ihr gewechselt.«

»Hat mir von euch noch jemand etwas zu sagen?« fragte Tom.

William senkte die Augen und schwieg.

»Also alle drei.«

»Was meinst du damit?« fragte William.

»Ihr seid alle drei für ihren Tod verantwortlich.«

»Ich war nicht dabei. Ich habe im Korridor das Material verteilt.«

»Das ist doch alles Unsinn. Du siehst doch selbst, daß es ein Unfall war«, sagte Albert.

»Das sehe ich. Aber ich weiß nicht, wie es dazu gekommen ist. Alkohol ist ab jetzt für eure Gruppe tabu. Kate wird auf dem unteren Plateau begraben. Ohne euch. Das ist ein Befehl!«

Am nächsten Tag trugen sie Kate aufs Plateau. Neben dem vorbereiteten Grab war ein in den Boden eingelassenes Rohr.

Nadja befestigte daran die Flagge am Seil.

Neben ihr stand am Boden ein aus Transportkisten gefertigter Sarg.

Paul, Jane, Marie-Helène, Vittorio, Ursula und Pamela standen bereit, um über ihm eine Steinpyramide zu bauen.

Vom oberen Plateau erklang die Trompete. – »Amazing Grace.«

Toms Lippen zitterten am Mundstück. Der Ton schwankte leicht.

Nadja zog die Flagge hoch.

Sie flatterte im Wind. Die Streifen und die Sterne leuchteten auf in den Strahlen der untergehenden Sonne.

Aber das sah Nadja nicht mehr. Ihre Augen waren voller Tränen, die ihr langsam übers Gesicht liefen.

98. Vor dem Abflug.

Das riesige Einflugstor in den Rubicon war geöffnet. Auf dem Felsvorsprung davor stand der Ballon. Im seinem Korb war alles, was Jane und Paul für die ersten Tage brauchten.

Der Ballon war mit Luft gefüllt. Sie wurde mit dem Brenner auf Starttemperatur erhitzt.

»Wie lange wird es noch dauern?« fragte Marie-Helène.

»So dreißig Minuten«, antwortete Paul.

»Mir ist eingefallen, daß ich euch eine Flasche Champagner mitgeben wollte. Das gehört zu jeder Ballonfahrt«, sagte Marie-Helène, »ich fahre schnell in den Supermarkt. Ich bin gleich wieder zurück.«

Sie sprang in den Elektrowagen und fuhr die Landefläche entlang zum Eingang in den Rubicon.

»Sie mag keinen langen Abschied«, sagte Tom zu Paul verständnisvoll, »ich kann es ihr gut nachfühlen.«

99. Marie-Helène.

In dem Augenblick, in dem Albert Miguel zwei Pakete mit Sprengstoff reichte, damit er sie in den Kasten mit den elektrischen Leitungen hineinschieben konnte, hörten sie das Surren des sich nähernden Elektrowagens.

Sie preßten sich an die Wand, aber sie konnten nicht verhindern, daß Marie-Helène sie erblickte. Sie wußte gleich, daß etwas nicht in Ordnung war. Die beiden hatten auf der Ebene Zero nichts zu suchen.

Der Korridor endete vor dem Supermarkt. Marie-Helène bremste, legte den Rückwärtsgang ein.

Albert sprang auf und rannte auf sie zu.

Marie Helène hatte keine Zeit, die Wendung zu Ende zu bringen.

Der Wagen stand quer, als ihn Albert erreichte. Marie-Helène sprang auf der anderen Seite vom Wagen und fing an zu laufen.

Albert schwang sich auf den Sitz.

Er drückte das Pedal, aber der Wagen bewegte sich nicht. Er schob den Hebel für den Richtungswechsel etliche Male hin und her, aber der Wagen reagierte nicht.

Bis er feststellte, daß Marie-Helène den Schlüssel abgezogen hatte, vergingen etliche Sekunden. Er sprang vom Wagen und lief hinter ihr her.

Marie-Helène versteckte sich hinter den Rohren an der Wand unweit des Aufzugs. Als Albert an ihr vorbeilief, war sein Blick nur auf die geschlossene Aufzugstür gerichtet.

Marie-Helène wartete einige Sekunden. Dann stellte sie sich vor die Aufzugstür und wartete, bis die Kamera sie identifiziert hatte.

Die Tür begann sich zu öffnen.

Marie-Helène hörte, wie Albert zurückrannte und betete still darum, daß der Türmechanismus schneller sei als er.

Die Tür öffnete sich vollständig.

Sie sprang in die Kabine und berührte die Ebene eins.

Die Tür schloß sich.

Fast gleichzeitig stand Albert vor der Tür und berührte das Display. Auf dem Display in der Kabine zeigte sich »Ebene 1« und danach »Ebene 0«. Marie-Helène suchte fieberhaft nach ihrem Mobil und stellte mit Schrecken fest, daß sie es auf der Flucht verloren hatte. Sie wußte, daß Albert auch hinunterfahren würde, wenn es ihr nicht gelänge, die Aufzugstüren zu blockieren. In der Ebene 1 blieb sie in der Tür stehen und schaute sich nach einem geeigneten Gegenstand um.

Sie konnte nichts finden.

Sie zog sich den Schuh aus. Dabei rutschte sie aus und fiel auf den Boden.

Die Tür ging zu und die Kabine setzte sich in Richtung Ebene Zero in Bewegung.

100. Nadja.

Nadja stand beim Ballonkorb und versuchte zu telefonieren. Sie nahm ihr Mobil vom Ohr und schaute es an. Es klingelte, aber sie hatte keine Verbindung.

»Hast du etwas vergessen?« fragte Tom.

»Ich wollte Marie-Helène noch sagen, daß sie für Jane Bonbons oder Kaugummi mitbringen soll, damit sie bei der Landung nicht den Druck in den Ohren spürt, aber Marie-Helène meldet sich nicht«, antwortete Nadja besorgt. »Das kommt mir komisch vor. Ich sehe nach ihr.«

Auf dem Sitz des Wagens lag Toms Offiziersmütze. Nadja schaute sich nach einem Platz zum Ablegen um, und als sie nichts fand, setzte sie sich die Mütze auf. Dann machte sie mit dem Wagen einen eleganten Bogen und verschwand in der Dunkelheit des Tunnels.

101. Schwimmbad.

Der Aufzug mit Albert hielt auf der Ebene 1 an. Er wartete, bis sich die Tür ganz öffnete. Danach sprang er aus der Kabine, um einem möglichen Schlag zu entgehen, und duckte sich vor der Gegenwand des Korridors. Er schaute sich vorsichtig um, aber er sah nichts Verdächtiges. Er ging zum Schwimmbad. Seine Stirnlampe öffnete die Tür. Er ging in die Kabinen, in die Duschen und besichtigte die Toiletten.

Sie war nirgendwo.

Albert kehrte zum Aufzug zurück. Dort entdeckte er den Schuh von Marie-Helène, mit dem sie die Tür hatte blockieren wollen. Er ging noch einmal ins Schwimmbad. Dann entdeckte er ihren zweiten Schuh im Abfallkorb.

Also ist sie hier irgendwo, dachte sich Albert. Ich höre sie nicht. Sie läuft hinter mir her, ging ihm durch den Kopf.

Er ging in den Umkleideraum für Frauen und dann in den für Herren und wartete. Nichts geschah. Er zog sich die Schuhe aus und ging leise zurück zum Swimmingpool.

Sie war dort. In der Hand hatte sie einen Baseballschläger. Albert wich vor dem Schlag, der auf seinen Kopf zielte, zurück und sprang nach vorne. Es gelang ihm, sie am Hals zu packen.

Marie-Helène trat ihn mit dem Knie zwischen die Beine. Als sein Griff sich lockerte, riß sie sich von ihm los und wollte flüchten. Doch er sprang ihr nach und seine Hände erwischten ihren Fuß.

Marie-Helène stürzte zu Boden.

102. Explosion.

Miguel wußte, daß er die Aktion um jeden Preis zu Ende führen muß. Er parkte den Wagen von Marie Helène vor den Supermarket. Dann lief er zurück, ging in Deckung und wartete.

Ein Elektrowagen näherte sich.

Nadja erblickte im Korridor vor dem Supermarkt den Wagen von Marie-Helène.

Miguel, der hinter den Rohren im Korridor lag, preßte das Gesicht zum Boden, damit ihn seine weiße Farbe nicht verriet.

Nadja fuhr an ihm vorbei und blieb vor dem Eingang in den Supermarkt stehen.

Als Miguel den Kopf hob und im Schein der Beleuchtung Toms Offiziersmütze sah, drückte er sofort die Fernbedienung.

Eine Explosion erschütterte den Bunker und eine Luftwelle jagte durch den Korridor. Toms Mütze flog durch die Rauchwand an dem am Boden liegenden Miguel vorbei. Nadja brach zusammen und fiel mit dem Kopf aufs Lenkrad.

103. Abflug.

Tom hörte den Krach der Explosion vom Korridor her.

»Ihr müßt weg. Sofortiger Abflug!« befahl er.

»Und was ist mit euch«, protestierte Paul, »wir können euch doch nicht alleine lassen.«

Weitere Explosionen waren zu hören.

»Ihr müßt! Der Ballon hat nur Platz für zwei. Ihr habt nicht mehr viel Zeit. Das ist eure letzte Chance. Diesen Idioten ist es irgendwie gelungen, die letzte Stufe zu aktivieren.«

»Was ist die letzte Stufe?« fragte Jane.

»Die Selbstzerstörung des Rubicons.

»Und ihr?«

»Wir seilen uns ab. Alles bleibt wie besprochen.«

»Und was, wenn ihr Hilfe braucht?« wollte Jane wissen.

»Wir werden uns melden. Ihr könnt uns nur von außen helfen. Wir können nicht riskieren, daß der Ballon beschädigt wird, sonst kommt ihr nie hinaus. Für uns ist es einfacher. Unsere Abstiegsstraße ist fertig. Also, sofortiger Abflug. Das ist ein Befehl!«

Tom wartete nicht auf die Antwort und sprang in den Wagen.

Die Fahrt auf der Landebahn kam ihm unendlich lange vor. Eine Serie von Explosionen war zu hören.

Tom fuhr dicht an der Wand und blieb bei einem kleinen Kasten stehen.

Er hob die Abdeckung und sah auf dem Display: »Destruktion des Flughafens in 28 Minuten.«

Er gab seinen Code ein, änderte auf »Destruktion des Flughafens Stop« und bestätigte. Mehr konnte er nicht machen. Er schloß den Schutzdeckel und fuhr zum Ausgang. Er betete darum, daß der Korridor nicht verschüttet sei.

104. Korridor.

Der Staub im Korridor fing langsam an, sich zu setzen. Miguel stand auf. Er konnte die Kette der Explosionen nicht verstehen.

In dem Augenblick kam die nächste. Im Supermarkt. Und dann noch eine. Direkt hinter ihm.

105. Schwimmbad.

Marie-Helène lag mit weit aufgerissenen Augen bewegungslos auf dem Boden neben dem Swimmingpool. Sie war tot. Von allen Ebenen waren Explosionen zu hören.

Aus einem Riß in der Decke strömte Wasser und überflutete schnell das ganze Schwimmbad.

Albert wühlte sich durch die Wassermassen zum Ausgang. Die Türen waren geschlossen. Es war unmöglich, im schnell steigenden Wasser zu gehen.

Er schwamm zurück zu den Umkleidekabinen, öffnete einen Schrank und nahm eine Taucherbrille und eine Sauerstoffflasche heraus. Er überprüfte schnell die Funktionen. Als ihm das Wasser bis zum Hals stieg, setzte er sich die Brille auf und steckte sich das Mundstück zwischen die Zähne.

106. Korridor.

Die Tür zum Korridor öffnete sich und Tom fuhr in eine Staubwolke.

Dort, wo sich der Gang teilte, stoppte ihn heruntergefallenes Gestein. Doch die Beleuchtung in den Gängen funktionierte noch einwandfrei.

Er sprang von seinem Elektrokarren und rannte in Richtung Supermarkt.

Unter der nächsten Geröllsperre lag Miguel. Er war bis zum Brustkorb verschüttet.

»Hilf mir, Tom«, flehte er mit aufgerissenen Augen.

Tom beachtete ihn nicht und lief weiter. Dann sah er in der Ferne einen Elektrokarren. In ihm saß Nadja, ihr Kopf lag auf dem Lenkrad. Toms Herz fing an rasend zu schlagen.

»Nadja!« stieß er hervor.

Vorsichtig hob er ihren Kopf hoch und sah die blutende Wunde an der linken Schläfe. Die Augen waren geschlossen und ihr Gesicht wirkte irgendwie überrascht. Tom legte sie vorsichtig auf den Boden. Er kniete neben ihr und fühlte den Puls an ihrem Hals. Sie war tot.

Weitere Explosionen erschütterten den Bunker und von der Decke lösten sich weitere Steine. Tom küßte sie auf den Mund.

»Schlafe süß«, sagte er und streichelte ihre Wange. Dann legte er Kwak neben ihren Kopf. »Du bleibst bei ihr. Paß auf sie auf.«

Er ging zurück, dabei drehte er sich noch einmal um und hob die Hand zum Abschied: »Au revoir, mon amour.«

Die Explosionen hörten nicht auf und kamen aus allen Richtungen.

»Tom, um Gottes Willen, hilf mir«, bettelte der vor ihm liegende Miguel.

»Wo ist Marie-Helène?«

»Das sage ich dir, wenn du mir hilfst.«

»Dir hilft keiner mehr. Du bist schlimmer dran als Kate.«

»Dann gib mir die Pistole«, winselte Miguel, »damit ich nicht leiden muß.«

»Wo ist Marie-Helène?«

»Sie hat uns überrascht, als wir die Sprengladung vorbereiteten. Sie lief los und Albert hinter ihr her. Ich glaube, sie fuhren mit dem Lift nach unten. Das ist alles.«

»Warum mußte Kate sterben?«

Miguel antwortete nicht.

Tom drehte sich um.

»Gibst du mir die Pistole?« bettelte Miguel weiter.

»Wenn du mir antwortest.«

»William fand den Sprengstoff, und Kate wollte es dir melden. Also überfuhr ich sie mit dem Elektrokarren.«

»Und William wußte davon?«

»Ohne ihn hätten wir das alles nicht machen können.«

In der Ferne hörte man eine ganze Serie von Explosionen.

Tom sah sich um und ging in den Gang hinein.

»Du hast mich angelogen«, schrie Miguel.

»Du kriegst sie«, klang es aus dem Gang.

Nach einer Weile kehrte Tom zurück. In der Hand hielt er ein Stück Kabel.

»Am anderen Ende ist sie befestigt. Wenn ich's dir sage, kannst du sie dir heranziehen.«

»Du glaubst doch nicht, daß ich dich erschießen will«, krächzte Miguel.

»Mach bloß keinen Fehler«, sagte Tom ungerührt. »Das ist wie in der Wüste. Dort macht man einen Fehler nur einmal.«

Tom drehte sich um und ging den Gang entlang.

»O.K.«, erklang es nach einem Augenblick, und Miguel begann, wie wild das Kabel heranzuziehen. Sie war da. Mit zitternden Händen entsicherte er sie und schoß sofort in Toms Richtung. Beim zweiten Schuß machte der Abzug nur klack.

Miguel drückte noch mehrmals ab. Nichts.

»Du Schwein«, brüllte Miguel in den Gang, »du hast mich betrogen. Da war nur eine Patrone drin.«

»Die war für dich«, hörte er aus der Ferne.

»Du kannst mich hier nicht so hilflos liegen lassen«, schrie Miguel hinter dem sich entfernenden Tom her, »du mußt mir helfen. Nur noch einmal. Zum letzten Mal.«

Tom ging ohne Antwort weiter.

107. Schwimmbad.

Das Schwimmbad war bis zur Decke voll mit Wasser. Albert schwamm von Tür zu Tür, aber es gelang ihm nicht, sie zu öffnen.

Dann sah er eine kleine metallische Abdeckung an der Wand, die er bis jetzt nicht beachtet hatte. Er schob sie nach oben. Hinter ihr sah er ein Display mit verschiedenen Aufschriften:

TÜR: GEÖFFNET GESCHLOSSEN BLOCKIERT UNFALL

GITTER: GEÖFFNET GESCHLOSSEN

ZUFUHR: GEÖFFNET GESCHLOSSEN

ABFLUSS: GEÖFFNET GESCHLOSSEN

Bei »TÜR« leuchtete »BLOCKIERT UNFALL«. Er berührte »GEÖFFNET«, aber es geschah nichts. Er versuchte »GITTER« und berührte »GEÖFFNET«. Die Aufschrift leuchtete auf, aber es geschah wieder nichts.

Bei »ZUFUHR« berührte er »GESCHLOSSEN« und es leuchtete auch auf.

Ohne Ergebnis. Bei »ABFLUSS« berührte er »GEÖFFNET«.

Der Verschuß im Swimmingpool öffnete sich.

Aus der Wand des Berges schoß ein dicker Wasserstrahl hinaus in die Schlucht.

Der Wasserpegel des Schwimmbades begann langsam zu sinken. Albert wußte, daß er gerettet war.

Nach einer Weile berührte ihn etwas. Er drehte er sich um und erblickte mit Schrecken eine nach ihm ausgestreckte Hand. Die tote Marie-Helène näherte sich. Die Strömung des abfließenden Wasser bewegte ihren Körper. Albert entfernte sich mit kräftigen Schwimmbewegungen. Als er sich umdrehte, sah er, wie sie hinter ihm schwamm. Er bekam Panik und wollte sie loswerden. Sie schwamm auch durch die Duschen, immer hinter ihm her. Er schwamm ins Bad, und als er sah, wie sie sich aus der Dusche näherte, versteckte er sich im Swimmingpool. Er wollte warten, bis das Wasser noch weiter absank, damit er die Türen aufmachen konnte. Nach einigen Augenblicken erschien ihre Hand am Rande des Pools. Dann die andere und dann ihr Kopf. Ihre Augen schauten direkt auf ihn. Albert wurde starr vor Schreck. Marie-Helène rutschte über den Rand des Pools auf ihn zu.

Albert wich aus und spürte nicht, wie ihn der Wassersog langsam von hinten erfaßte. Marie-Helène kam näher. Er wich wieder zurück und plötzlich spürte er, daß ihn etwas nach hinten zog. Er schaute sich um und sah den offenen Abfluß. Er versuchte sich aus dem tödlichen Sog zu befreien, aber der Sog hatte ihn schon in das Innere des Abflußrohres gezogen. Marie-Helène näherte sich unerbittlich. Der Sog wurde unerträglich. Sein ganzer Körper war im Rohr. Albert hielt sich krampfhaft am Kanalrand fest. Marie-Helène schaute in das Kanalrohr hinein und ihr Körper wurde langsam in das Rohr hineingezogen. Ihre Augen näherten sich seinem Gesicht. Albert lockerte die Finger und der Kanal zog ihn hinein.

108. Schlucht.

Aus einem Loch in der steilen Felswand des Rubicons schoß mit einem großen Bogen Wasser hinaus und fiel nach etlichen hundert Metern auf den Boden.

Dann flog etwas zwischen den Wasserfluten mit hinaus. Es war Alberts Körper. Ein Grauen erfaßte ihn und mit weit aufgerissenen Augen sah er, wie er neben der Felswand in die Tiefe flog.

Sein Körper schlug an die Wand und fiel zerschmettert auf den Boden der Schlucht.

109. Gipfel.

Die Aufzüge funktionierten nicht mehr.

Tom stieg durch das Rettungsrohr auf den Gipfel. Es beruhigte ihn, daß keine weiteren Detonationen zu hören waren. Oben sah er das, was er befürchtet hatte. Der ganze Gipfel war durch eine Detonation zerstört worden. Das Iglu existierte nicht mehr. Der weiße Schnee war mit Steinen übersät, als ob hier ein Vulkan ausgebrochen wäre.

Tom ging zur Kante und suchte mit dem Fernglas das Terrain nach der vorbereiteten Abstiegsstraße ab. Sie existierte nicht mehr. Nur ein paar lose Seile bewegten sich im Wind.

Er sah, wie Wasser aus der Wand in die Schlucht stürzte.

Dann bemerkte er etwas Glitzerndes am Boden der Schlucht. Er schaute durch den Feldstecher. Es war eine Sauerstoffflasche. Neben ihr lagen zwei Körper.

Marie-Helène und Albert.

110. Felsvorsprung.

Rubicon war vernichtet.

Der Supermarkt war verschüttet worden. Ein Abstieg war unmöglich. Der Aufzug funktionierte nicht mehr. Die Notbeleuchtung funktionierte nur noch auf Batterien. Die Aggregate waren außer Betrieb. Nur von Zeit zur Zeit war ein Donnern zu hören. Der Berg war in Bewegung.

Tom konnte hier nicht länger bleiben. Wenn er überleben wollte, mußte er Rubicon verlassen. Seine einzige Möglichkeit war das Flugzeug.

Er hatte keine Angst vor einer Bruchlandung. Sie würde nur das beschleunigen, was ihn sowieso in ein paar Tagen auf sehr unangenehme Weise erwartet hätte.

Tom fuhr mit seinem Elektrokarren zum Einflugstor. Der Ballon war weg. Auf dem Felsvorsprung lagen die Seile, mit denen der Ballon vor dem Start geankert war.

Dann erblickte Tom auf dem Boden einen Sack mit Verpflegung, den sie für ihn zurückgelassen hatten. Er machte ihn auf und begann zu fluchen.

Es war der falsche Sack.

Zwischen den Konserven lag ihr Kurzwellensender. Tom ging bis zur Kante und schaute in den Canyon. Es war so, wie er es vermutet hatte. Vom Ballon keine Spur. Jetzt wußte er, daß Paul und Jane der Start gelungen war. Er ging zu seinem Elektrokarren und fuhr zurück.

111. William.

Tom verbrachte die Nacht im Flugzeug.

In der Früh hörte er ein seltsames Geräusch, ein anderes als das von herumfallendem Gestein. Es klang wie dumpfe, regelmäßige Schläge, die aus dem Berg zu kommen schienen.

BUM. BUM. BUM.....BUM – BUM – BUM.....BUM: BUM. BUM

Er horchte angespannt. Nach einer Weile war das Geräusch wieder zu hören.

BUM. BUM. BUM.....BUM – BUM – BUM.....BUM: BUM. BUM

Dreimal kurz, dreimal lang, dreimal kurz.

SOS in Morsezeichen.

Es kam von der Eingangstür zum Korridor. Er stieg in den Karren und fuhr zum Eingang in die Ebene Zero. Die Schläge wurden immer lauter.

Der Wagen blieb stehen und die Tür ging auf.

Hinter ihr stand William.

Er sah müde aus, aber auf den ersten Blick fehlte ihm nichts.

»Wo sind die anderen?« fragte Tom.

»Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich irgendwo unten.«

»Alle?«

»Wahrscheinlich. Ich hatte Küchendienst. Als es begann, wollte ich nach oben. Es ging nicht. Überall gab es Explosionen. Ich blieb in Deckung. Danach habe ich mich zum Aufzug durchgearbeitet. Der ging nicht mehr. Also bin ich durchs Rettungsrohr nach oben. Was ist hier eigentlich passiert?«

»Das müßtest du doch wissen. Ihr wolltet mich in die Luft jagen. Dabei habt ihr den Selbstzerstörungsmechanismus des Bunkers aktiviert.«

»Ich doch nicht. Ich war in der Küche. Ist hier noch jemand von deinen Leuten?«

»Nein. Und alles ist zerstört.«

»Wir müssen sofort weg.«

»Und wie stellst du dir das vor?«

»Wir haben doch ein Flugzeug«

»Wir?« fragte Tom.

»Wir«, antwortete William fest, »du bist der Kommandant von Rubicon. Du mußt dich um mich kümmern. Du mußt mich retten. Das gehört zu deinen Pflichten.«

Tom schaute ihn prüfend an.

»Meine Pflicht ist, dich für den gemeinsamen Mord an Kate dem Gericht zu übergeben.«

»Damit habe ich nichts zu tun«, antwortete William, »ich war nicht am Tatort. Ich kam erst danach dorthin. Und dann habe ich dich angerufen, daß Kate einen schweren Unfall erlitten hat. Das war alles.«

»Miguel hat alles zugegeben. Er sagte, daß du dabei warst.«

»Und wo ist er jetzt.«

»Im Korridor. Bis zur Brust verschüttet. Und jetzt wahrscheinlich tot.«

William lächelte schief.

»Das ist kein guter Zeuge.«

Von der Ebene Zero war das Dröhnen herunterfallender Steine zu hören.

»Wir müssen weg.«

»Du kennst meine Pflichten. Glaub' nicht, daß ich sie nicht ausführen werde.«

Im Cockpit schaltete Tom den Bordcomputer ein.
Auf dem Bildschirm erschien:

Route: Styx Seattle
Flughafen: Automatisch Manuell
Canyon: Automatisch Manuell
Höhe: Automatisch Manuell
Geschwindigkeit: Automatisch
Angabe: Manuell
Start: Automatisch Manuell
Landung: Automatisch Manuell
Start: Motoren o.k.

Tom berührte zuerst »Seattle«. Bei allen weiteren Angaben blieb er bei »Automatisch«, da er meinte, daß die Strecke gespeichert sei, und bestätigte mit »o.k.«.

Dann berührte er »Start: Motoren, o.k.«. Die Motoren sprangen an.

Nach der Erwärmungsphase erhöhte sich die Drehzahl und das Flugzeug setzte sich wie von Geisterhand gesteuert in Bewegung. Die Geschwindigkeit wurde größer und das Flugzeug näherte sich auf der dunklen Startbahn dem hellen Punkt in der Ferne. Der helle Punkt wurde immer größer und nach einigen Augenblicken schoß das Flugzeug aus dem Einflugstor in den Canyon hinaus. Dort drehte es vor der Wand nach rechts, bewegte sich entlang den Wänden und nahm an Höhe zu.

113. Flug.

Nach einer halben Stunde sahen sie, was auf sie zukam.

Von allen Seiten zogen schwere schwarze Wolken auf. Erste Windböen rüttelten das Flugzeug.

»Es sieht nicht gut aus«, sagte William erschreckt.

»Wir müssen höher«, antwortete Tom, »ich muß die Höhe umprogrammieren.«

Das Flugzeug stieg über die Wolken. Es wurde ruhiger. Nur ein starker Wind schob sie in die südliche Richtung.

»In diesem Wetter können wir auf keinem Flughafen mit der Automatik landen. Wir müssen unbedingt aufs Meer. Aber ich weiß nicht, wie lange uns der Sprit reicht.«

»Was willst du machen?« fragte William.

»Wir müssen den Kurs ändern, damit wir den Wind im Rücken haben. Dann versuche ich das Meer zu erreichen, um dort zu landen. Auf einem harten Untergrund schaffen wir bei diesem Wetter die Landung nicht.«

Tom schaute auf den Monitor mit der Karte. Ein Punkt, der sich langsam bewegte, zeigte ihm, wo sie sich befanden. Er gab als Ziel in den Bordcomputer »Nord 40°, West 127°« ein und bestätigte.

Das Flugzeug drehte sich südlicher und die Motoren verringerten die Drehzahl bei konstanter Geschwindigkeit.

»Wohin fliegst du jetzt?«

»Richtung Südwest. Ich habe einen Punkt im Meer angegeben. Seattle bleibt jetzt rechts von uns. Nach den Bergen kommt irgendwann das Meer. Wir müssen sehr nahe an der Küste landen, damit wir auch ans Land kommen. Hoffentlich noch, bevor uns der Sprit ausgeht.«

Sie flogen ruhig, hoch über den Wolken.

Tom schaltete den Autopiloten aus und versuchte mit kleinen Lenkbewegungen das Flugzeug ein wenig nach links, nach rechts, nach oben und nach unten zu bewegen.

»Wenn wir gewußt hätten, daß du es so gut beherrschst, dann hätten wir gleich am Anfang ausfliegen können«, sagte William.

»Ich hätte es nicht versucht. Das Risiko, daß es uns nicht gelingt, war mir zu groß. Wir wären mit unseren Lösungen ohne Probleme hinausgekommen.«

»Aber jetzt hast du es riskiert.«

»Jetzt interessiert mich das Risiko nicht mehr«, antwortete Tom und versuchte nicht an Nadja zu denken.

»Trotzdem versuchst du auch jetzt, das Risiko zu umgehen«, meinte William.

»Ich habe noch eine Aufgabe.«

»Eine Aufgabe?«

»Ja. Dich der Gerechtigkeit zu übergeben.«

William schaute ihn von der Seite an.

Beide schwiegen.

Die Zeit verging sehr schnell. Tom fühlte sich immer sicherer und hatte am Lenken immer mehr Spaß. Er glaubte, daß ihm die Landung auf dem Meer gelingen könnte. Nach zweistündigem Flug schaltete er auf Autopilot um, schnallte sich ab und stand auf.

»Wieso gehst du jetzt weg?« fragte William verwundert.

»Ich muß nach hinten. Eine Vorbereitung zur Notwasserung. Wir müssen uns Rettungsanzüge überziehen. Das Wasser wird verdammt kalt sein. Und du, rühr da bloß nichts an.«

Als er nach einer Weile zurückkam, war William sichtlich erleichtert.

»Die Rettungsinsel ist bereit. Jetzt geh du dich anziehen!« befahl Tom.

»Fallschirme auch?«

»Nein. Wir werden auf dem Wasser landen. Ich hoffe, daß wir keinen Purzelbaum schlagen werden. Wenn du zurückkommst, fliegen wir unter die Wolken.«

Es dauerte nicht lange und William war zurück.

»Alles o.k. Was soll ich machen?«

»Vorläufig nichts. Wenn es soweit ist, sag ich's dir. Dann gehst du in die Kabine und setzt dich zur Ausgangstür. Du bindest dich mit einer Leine an die Rettungsinsel. Und vergiß nicht, dich anzuschnallen, damit es dich nicht beim Aufprall aufs Wasser aus dem Sitz schleudert. Und du schnallst dich erst ab, wenn das Flugzeug auf dem Wasser zum Stehen kommt. Dann wirfst du die Rettungsinsel aus der Tür und springst hinter ihr her. Und vergiß es nicht. Du mußt mit der Insel verbunden bleiben, damit sie dir nicht wegschwimmt. Ich springe gleich hinter dir her. Bei mir wird es länger dauern, bis ich in die Kabine komme. Alles klar?«

»Alles klar.«

»O.K. Und jetzt fliegen wir unter die Wolken, damit wir wissen, worauf wir uns freuen können.

Tom verringerte die Höhe.

Sie tauchten in die Wolken und plötzlich waren sie in einer Waschküche. Sicht Null. Tom drückte das Flugzeug weiter hinunter. Auf einmal waren sie unter den Wolken. Der Sturm war weg. Unter ihnen war das Meer.

Land war nicht in Sicht.

Tom drehte nach Osten ab.

»Alles o.k.?«

»Ja. Aber wir sind zu weit von der Küste abgekommen«, antwortete Tom und schaute mit Sorge auf die Treibstoffanzeige, »wir müssen unbedingt zur Küste, sonst haben wir ein Problem.«

»Wieviel Zeit haben wir noch?« fragte William.

»Weiß ich nicht.«

Beide beobachteten gespannt den Horizont. Vor ihnen war nur das Meer.

»Was ist dort?« schrie plötzlich William.

»Wo? Ich sehe nichts.«

»Nicht vor uns. Dort. Auf dem Meer. Rechts, noch mehr rechts. Lieber Gott, das ist ein Schiff«, rief William hysterisch, »wir sind gerettet, gerettet!«

Tom änderte die Richtung, und nach ein paar Sekunden hatten sie das Kreuzfahrtschiff eindeutig identifiziert.

»O.K.«, sagte Tom, »wir müssen sehr weit vor ihm ins Wasser. Damit der Kapitän genug Zeit zum Abbremsen hat.«

Sie überflogen das Schiff. Es war voll beleuchtet. Auf Deck war niemand.

»Geh in die Kabine, setz dich zur Tür und leg den Gurt an«, befahl Tom, »gleich sind wir im Wasser.«

William verschwand in der Kabine.

Tom drosselte die Geschwindigkeit und verringerte immer mehr die Höhe. Sie näherten sich der Wasseroberfläche. Tom schaltete die Motoren aus. Sie waren direkt über dem Wasser. Tom hob die Spitze des Flugzeuges an und neigte es leicht zur Seite.

Das Flugzeug prallte auf die Wasseroberfläche, rutschte ein wenig und blieb liegen. Tom riß sich den Gurt vom Leib und stürmte in die Kabine.

»Tür«, schrie er.

William drehte den Hebel um. Die Tür öffnete sich und Wasser spritzte in die Kabine.

William stand unschlüssig in der offenen Tür. Tom klinkte sich mit dem Karabiner ans Boot, schubste zuerst William, dann das Boot ins Meer und sprang hinterher.

Das Meer war nicht so kalt, wie er es erwartet hatte.

Tom riß die Leine an der Druckflasche des Bootes. Es zischte und das Boot füllte sich mit Luft. Tom kletterte hinein und half William über den Rand.

Das Kreuzfahrtschiff näherte sich.

»Wir sind gerettet«, schrie William.

Das Schiff wurde immer größer.

Sie konnten den Namen lesen.

DOLCE VITA

Es kam auf sie mit unveränderter Geschwindigkeit zu.

»Diese Idioten müßten uns doch sehen«, brüllte Tom.

Plötzlich war es da. Es sah aus, als ob eine riesige Masse aus Stahl auf sie stürzen würde.

Die Bugwelle warf das Boot zur Seite und eine unendlich hohe weiße Schiffswand schob sich an ihnen vorbei.

»Diese Hurensöhne müssen uns doch sehen«, schrie Tom, »die können uns doch nicht hierlassen.«

»Anhalten, anhalten!« brüllte William.

Tom beobachtete verständnislos, wie sich das Schiff von ihnen entfernte. William warf sich schluchzend auf den Boden des Bootes.

Die Wellen wurden kleiner.

Tom saß mit hängenden Schultern auf der Seitenwand und schaute dem Schiff nach. Plötzlich richtete er sich auf.

»Das Schiff wendet. Sie kommen zurück.«

Das Schiff wendete mit großem Bogen.

Es dauerte unendlich lange, bis der Kreis beendet war und es sich von hinten dem roten Rettungsboot zu nähern begann.

»Sie kommen zu uns zurück. Sie haben irgendeine Panne und können deshalb nicht anhalten«, meinte Tom, »an der Seite hängen Seile und Leitern bis ins Wasser. Die haben sie uns offensichtlich heruntergeworfen, damit wir sie fangen können.«

»Und wie sollen wir das machen?« fragte William.

»Das Schiff kann nicht anhalten. Wir müssen selbst irgendwie während der Fahrt hinaufkommen.«

»Wir haben keine Chance. Die Wellen werden das Boot wieder zur Seite schieben.«

»Ich springe ins Wasser«, sagte Tom, »ich bleibe mit meiner Reepschnur mit dem Boot verbunden. Ich werde mich an eine von diesen Leitern mit meinem Karabiner anhängen. Das Boot wird zum Schiff gezogen und du kannst die Leiter erreichen.«

Das Schiff näherte sich wieder. Sie paddelten beide wie verrückt auf das Schiff zu, um eine optimale Position zu erreichen. Sie gelangten bis vor den Bug, die Welle hob sie hoch und setzte sie seitlich ab. Sie paddelten erneut in Richtung Schiff. Die Schiffswand schob sich an ihnen vorbei und Tom sah die Strickleitern und Seile, die ins Wasser hingen.

Tom sprang ins Wasser. Mit einigen kräftigen Schwimmschüben gelangte er an die Schiffswand.

Den zwei Leinen, die an ihm vorbeirauschten, schenkte er keine Aufmerksamkeit. Er konzentrierte sich auf die Strickleiter. Er packte sie mit der einen Hand, mit der anderen befestigte er seinen Karabinerhaken an ihr. Ein scharfer Ruck kugelte ihm beinahe den Arm aus. Sein Körper erreichte Schiffsgeschwindigkeit, aber sein Kopf blieb über Wasser. Das am Boot befestigte Seil zog voll an. Der Ruck drückte ihm fast den Brustkorb ein. Das Boot schlug an die Schiffswand. William erreichte die zweite Strickleiter und schaffte es, aus dem Boot zu klettern. Tom öffnete den Karabiner, der ihn mit dem Boot verband. Der Druck auf den Brustkorb nahm ab und Tom konnte sich aus dem Wasser hochziehen. Das Rettungsboot verschwand langsam in der Ferne.

William kletterte auf der Strickleiter nach oben und schwang sich über die Reling. Er sah sich auf Deck um. Aus der Ferne klang Musik. Auf Deck entdeckte er einen großen Montageschlüssel, mit dem man die Muttern an den Halterungen der Rettungsboote festzog.

William hob ihn auf und wartete.

Tom war mit Mühe bis zum Geländer hochgeklettert. Aber bevor er auf Deck steigen konnte, bekam er einen Schlag mit dem Schlüssel. Blut schoß über sein

Gesicht und Tom kippte langsam nach hinten. Die Hände öffneten sich und Tom fiel ins Meer zurück.

William verfolgte mit aufmerksamem Blick, wie sich das Schiff langsam von dem treibenden Körper entfernte. Dann warf er den blutigen Schlüssel über Bord und sah sich um.

Niemand war zu sehen.

Er zog den Rettungsanzug aus und ließ ihn auf dem Deck liegen. Er sah sich noch einmal um und dann ging er in die Richtung, aus der er die Musik hörte.

114. Schiff.

William versuchte den Saal zu finden, aus dem die Musik kam, aber er fand nur Lautsprecher. Er durchquerte einen langen Gang mit Kabinen und gelangte in die Eingangshalle. Alles war hell erleuchtet, aber die Rezeption war nicht besetzt.

Nach einigen Schritten auf der Treppe drehte er sich schnell um. Aber er sah niemanden. Er ging weiter, nach einigen Schritten drehte er sich noch einmal plötzlich um. Aber er sah wieder niemanden.

Er ging auf das Deck hinaus und schloß die Tür hinter sich. Aber er ging nicht weiter. Er blieb neben der Tür stehen und wartete.

Dann riß er die Tür schnell auf. Aber wieder war niemand zu sehen.

In der Ferne schaukelte das rote Rettungsboot. Und das Schiff näherte sich wieder dem Rettungsboot in einem großen Bogen.

William ging den Gang entlang. Auf beiden Seiten standen Spielautomaten, deren Lichter blinkten. William hockte sich hinter einen und wartete. Aber niemand verfolgte ihn. Er beobachtete noch eine Weile den leeren Gang und ging dann weiter. Jetzt befand er sich in einem Gang mit Läden, die mit Schmuck, Kosmetik und Alkohol vollgestopft waren.

William ging mit schnellen Schritten den Gang entlang. Er musterte die Wände, als suche er etwas. Erst am Ende des Ganges, wo an der Wand der Schiffsplan war, blieb er stehen. Mit dem Finger fuhr er die einzelnen Geschosse entlang. Restaurant, Selbstbedienung, Fitneßraum, Bar. Sein Finger blieb beim Tanzsaal stehen. Mit einem Blick orientierte er sich, wo er jetzt war, und machte sich dann mit resoluten Schritten dorthin auf, wo er den Tanzsaal vermutete.

Er stieg zum nächsten Stockwerk auf. Und jetzt kam die Musik nicht mehr aus den Lautsprechern, jetzt kam sie aus dem Saal. William erreichte die Tür. Er versuchte sie zu öffnen. Es ging nicht.

William sah durch das Milchglas, daß sich im Saal Menschen bewegten. Er trommelte mit den Fäusten gegen die Tür. Niemand beachtete ihn.

Er nahm Anlauf und prallte mit dem ganzen Körper gegen den Eingang.

Die Tür öffnete sie und er fiel in den Saal hinein.

Auf dem Tanzparkett sah er endlich Menschen. Alle waren nach der neuesten Mode gekleidet und die Frauen mit Schmuck behangen. Jeder tanzte für sich allein.

William stand auf und ging näher.

Es waren keine lebenden Menschen. Es waren nur perfekt gemachte Puppen, die sich im Rhythmus der Wellen bewegten.

Vor der Tanzfläche stand eine Kamera. Auf dem Tisch daneben lag eine Filmklappe mit der Aufschrift: »Futura Werbefilm Produktion. Titel: Unser Jahrtausend. 8/21.«

Überall im Saal waren eingeschaltete Reflektoren plaziert.

Über dem Podium war eine große Aufschrift angebracht.

»UNSER JAHRTAUSEND IST UNSER ZIEL.«

William ging zum Podium. Er stieg hinauf und beobachtete die Tanzenden.

Dann stellte er sich zum Mikrofon.

»Unser Jahrtausend ist unser Ziel«, sagte er laut, »klingt gut. Aber kann ich mich auf euch verlassen?«

Keiner antwortete. Nur die Musik spielte immer ihre gleichen Takte.

William wartete eine Weile. Dann zog er das Messer und fuhr mit dem Daumen leicht über die Schneide. Dabei schaute er immer auf die Tanzenden hinunter.

Niemand reagierte.

»Vertrauen ist gut, aber Kontrolle ist besser«, er kicherte, »und wir werden alle kontrollieren.«

William stieg langsam vom Podium.

Er packte die ihm am Nächsten stehende Tänzerin bei den Haaren und setzte ihr das Messer an die Stirn. Das Messer fuhr glatt in den weichen Gummi. Mit einer Kreisbewegung schnitt er der Puppe das Oberteil des Kopfes ab und griff hinein.

Er zog ein Gewirr von verschiedenen Papieren heraus. Prospekte, Verträge, Aktien, Bankauszüge. Alle miteinander wie Girlanden in einer unendlichen Kette verbunden, so daß er sie nicht alle herausziehen konnte.

Er ließ sie um den Rest des Gesichts baumeln und trat zu einer anderen Gestalt. Die Musik spielte ständig das Gleiche und die Tanzenden bewegten sich unermüdlich im Rhythmus der Wellen.

William tanzte verwirrt kichernd von einem Paar zum andern und begann allen die Köpfe zu öffnen und den Inhalt herauszuziehen.

Das Schiff zog seine gleichmäßigen Kreise, die sich allmählich vergrößerten. Immer, wenn es in die Nähe des roten Rettungsbootes kam, schoben seine Wellen das Boot ein Stück weiter weg aus seiner Bahn.

William hatte alle Köpfe geöffnet. Die heraushängenden Papierketten wehten im Wind der Ventilatoren sanft um die Gesichter.

William trat erneut ans Mikrofon.

»Ihr habt mich nicht enttäuscht. Die Außerirdischen hatten richtig auserwählt, wer überleben soll und wer nicht. Die ganze Welt gehört uns. Aber das ist nicht alles. Wir besiedeln den Mars. Dann weitere Galaxien. Wir werden uns im ganzen Kosmos vermehren. Vermehren ... vermehren ... vermehren.«

Er stieg vom Podium. Nun begann er die Puppen auszuziehen und sie in Kopulationspositionen zu arrangieren. Eine ließ er übrig. Mit dem Messer machte er ihr einen Schnitt zwischen den Beinen und fing an mit ihr zu kopulieren.

Dabei stieß sein Fuß an ein Kabel. Als er versuchte mit dem anderen Fuß das Kabel abzustreifen, fiel an der Bar eine Stehlampe auf den danebenstehenden Tisch.

William bemerkte nichts. Er bemerkte auch nicht, daß nach einer Weile das Tischtuch zu brennen anfing und die Flammen den ganzen Tisch erfaßten.

Das Feuer breitete sich schnell aus. Die Papierfetzen unterstützten das Feuer. Die Puppen begannen sich durch die Einwirkung der Hitze zu bewegen. Manche standen auf.

Zwei Puppen fielen von beiden Seiten auf William. Er versuchte sich zu befreien. Durch das Strampeln verwickelten sich seine Beinen immer mehr im Kabelsalat. Sein Overall fing an zu brennen.

Das Meer hüllte sich allmählich in Dunkelheit. Das brennende Schiff schwamm beständig im Kreis, und das rote Rettungsboot war schon so weit entfernt, daß es kaum zu sehen war.

Das Feuer breitete sich immer mehr aus.

Das Schiff sank bei jeder Umkreisung immer tiefer. Das Wasser erreichte schon das untere Deck aber erst tief in der Nacht beendete das brennende Schiff seinen letzten Kreis und versank im Meer.

Dann wurde es dunkel.

115. Wüste.

Weit im Osten ging die Sonne auf.

Ihre roten Strahlen machten aus den unendlichen Dünen ein großes goldenes Meer. Mittendrin stand ein einsamer Geländewagen.

Auf dem Dachträger schlief Nadja. Sie lag auf dem Bauch, ihr linker Arm umarmte Tom.

Auf dem Polster, in Kopfhöhe, saß Kwak.

Neben dem Wagen lag Toms Rettungsanzug im Sand. Er war noch naß.

Hoch am Himmel setzte sich eine riesige silberne Scheibe in Bewegung.

Ihre Geschwindigkeit nahm rasend schnell zu und sie wurde immer kleiner. Dann verschwand sie im All.

Nadja bewegte sich langsam und hob den Kopf.

»Heute habe ich aber lange geschlafen«, sagte sie, stützte sich auf den Ellenbogen und küßte Tom auf den Mund.

»Ich hatte so einen scheußlichen Traum. Ich fuhr durch den Gang zum Supermarkt, weil ich nach Marie-Helène sehen wollte. Dann explodierte etwas, und ich dachte, mein Gott, ich bin jetzt so herrlich verliebt, ich habe Schmetterlinge im Bauch, wenn ich nur an ihn denke, gib, daß ihm nichts passiert, daß es nur ein Traum ist. Und jetzt bist du hier. Ich bin so glücklich, daß es nur ein Traum war.«

Nadja preßte ihre Wange an sein Gesicht. Gleich darauf zuckte sie zurück, weil sie erst jetzt die lange rote Narbe entdeckte, die über die ganze Stirn und die Braue bis zur rechten Gesichtshälfte reichte.

»Was ist dir passiert? Da passe ich nur kurz nicht auf dich auf und schon tust du dir was«, sagte sie.

»Du hast ja auch so einen schönen Kratzer im Gesicht. Aber dir steht er gut. Du gefällst mir von Tag zu Tag besser,« antwortete Tom.

Nadja setzte sich. Ringsherum sah sie nur lauter Sanddünen.

»Wo sind wir? Wir waren doch in diesem Bunker. Ist es ein Traum«, sie senkte die Stimme, »oder sind wir jetzt wirklich im Himmel, von dem du mir erzählt hast?«

Ein sanfter Wind bewegte den Sand und erfüllte die Luft mit einem leisen sirrenden Ton.

»Und das ist das Geräusch, von dem du sagtest, daß es so klingt, als würdest du mich streicheln?«

Tom schwieg.

»Und ich glaubte dir nicht,« sagte Nadja, » ich hielt es für einen herrlichen romantischen Trick.«

Tom zog sie an sich und legte sie auf die Decke.

»Dazu muß ich dir etwas ganz Wichtiges mitteilen,« sagte Tom.

Nadja schaute ihn mit gespielter Ernst an.

»Etwas ganz Neues?«

»Ja, aber dazu muß ich dir das Höschen ausziehen«, sagte Tom.

»Du meinst, daß wir es hier können, ..hier?...im Himmel?« fragte Nadja leise.

Tom nickte mit dem Kopf.

»Das macht den Himmel noch schöner,« sagte er.

Nadja hob ein wenig den Po, damit ihr Tom das Höschen ausziehen konnte. Dann streckte sie die Arme in die Höhe und Tom zog ihr das T-Shirt über den Kopf.

Sie sah ihm tief in die Augen. Tom senkte den Kopf. Ihre Lippen berührten sich und Nadja hörte ganz deutlich den sanften Klang des über die Dünen dahingleitenden Sandes.

Ende